



*Frank Körber*

*Die Schwingen  
des Lichtes*

*Mythologischer Roman*



# **Die Schwingen des Lichtes**



**Mythologischer Roman**

**Von**

**Frank Körber**





der Spiegel noch blass  
erscheint eine Welt  
nur Ahnung  
noch Planung  
ein Hauch

aus Seele  
Verlangen  
aus Sehnen  
und Drängen

nur Trug?  
**noch Rauch**

**schaut tiefer dir  
in den Ätherleib**

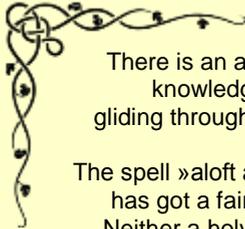
**bist dorthin verrückt  
wirr die Gedanken  
geschundene Segel  
zerschmetterte Planken**

**du weißt**

**denn du wusstest  
nicht nur ein Gespür**

**nun blick in den Spiegel  
er öffnet die Tür**

## Prologue



There is an ancient  
knowledge  
gliding through the air

The spell »aloft as below“  
has got a fairy flair  
Neither a holy cross  
nor a despotic crown  
can't kill the mystic truth,  
can push the knowledge down

Many worlds will go  
but still the sky will ever grow  
a never ending reason of the dawn  
things will decay  
but the universe will ever stay  
the soul of love and fear is daily born

There is an ancient knowledge  
gliding through the thought  
The spirit behind the magic mirror  
can't be sought  
Politicians deride the power in their  
innocent delight

Once the magic's turning back,  
its turning darkness into white

uralt weises Wissen  
schwebt im Raum

»Wie oben so unten«  
So einfach, ich glaubte es kaum  
Sie suchten zu leugnen, zu löschen  
Das ewige Wissen zu zerstör'n  
Doch das Wissen wächst täglich neu  
- soll jedem gehör'n

Welten werden vergeh'n  
Doch der Himmel bleibt immer  
besteh'n  
Denn niemand, ja niemand  
beendet das Sein  
Dinge können vergeh'n,  
doch das Eine wird ewig besteh'n  
Die Seele aus Liebe und Angst

Bleibt ewig vereint  
uralt weises Wissen  
belebt jeden Sinn  
jenseits der Spiegel des Geistes  
treibt es dich hin  
Töricht der Zorn, die Sucht,  
der Gedanke an Macht

Der Tag kehrt den Sinn,  
kehrt die Furcht,  
kehrt die Nacht





Gerade unsere Welt, die wir den Planeten Erde nennen, sollten wir nicht rühmen die einzige zu sein, in der Leben lebenswert lebt. Gerade unsere Spezies, die wir Menschen nennen, sollten wir – weiß Gott – nicht rühmen die einzige zu sein, die Leben lebenswert lebt.

Aus den Geschichten, den Sagen, den Legenden, aus den überlieferten Worten und Taten unserer Ahnen hatten wir bereits ein Wissen angehäuft, das uns hätte helfen können dunkle Zeiten zu überdauern. Nicht die Evolution mit der Fähigkeit zum Kampf hatte das Überleben der Menschheit gesichert. Vielmehr tobten in seinem Geiste die Erinnerungen an jenes Wissen, das uns mit dem ersten Atemzug für die kurze Weile eines kurzweiligen Lebens verlässt.

Haben wir nicht alles längst aufgeschrieben, über jene, die über uns wachten: Gott, Zeus, Thor und Heimdallr? Haben wir nicht die Ewigkeit längst auf Papier und letztlich gar in Filmen und anderen Medien dokumentiert, wie wir es ahnten aus alter Zeit?

Der Mensch führt einen Kampf: David gegen David – aus Gier? - aus Sucht? - aus Angst heraus alles zu verlieren? - und bleibt er einfach das Tier, dessen I.Q. bedauerlicherweise etwas zu hoch geraten ist, während dessen ureigener Jagdinstinkt dominiert. Wir schreien nach mehr Schule, nach mehr Intelligenz, nach mehr Aufklärung, nach mehr Demokratie: Herrschaft des Volkes. Und die ihre Kehlen bis zur Heiserkeit belasten, zündeln an barbarisch grausamen Siegesfeuern mit dem Blute der Welt.

Das Schwert in der Hand schreien wir nach Weltfrieden. Weltfrieden unter unserer Herrschaft? Weltfrieden mit Herren und Sklaven? Weltfrieden mit Reichen und Unterdrückten?

Kein Philosoph – welcher Nation auch immer – kann derartige Begierde in das Licht rücken. Er kann uns feige schelten, wenn wir nicht vor uns selber

warnen. Er kann schweigen und sich den Begehrlichkeiten studierten Wissens stellen. Doch er wird nicht die Welt in eine sonnige Zeit führen.

Wie viele unwirtliche Worte auch ergangen sind seit jener Zeit des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, die von den Germanen Ragnarök genannt wurde, Sie werden nicht zu leugnen im Stande sein, dass seit dieser Zeit auf diesem, unserem armen Planeten, den manche Erde, andere Gaia nennen, unheilvolle Dinge vor sich gehen. Den Seelen ungezählter Kreaturen wurden und werden schreckliche Grausamkeiten angetan. Die Staatensysteme sind zu Folterkammern der Psyche, des Geistes und der Seele entartet. Nicht Liebe regiert dieses Universum sondern Zwietracht, Missgunst, Zorn und Habgier. Menschen leiden unter dem Zwang wirtschaftlicher Effektivität, werden verachtend vernichtet von jenen, die an Universitäten gelernt haben sollten, Recht und Würde von Unrecht und Armseligkeit zu unterscheiden. Doch offenbar war die Elite zu primitiv oder einfach zu selbstgefällig – es spielt keine Rolle. Ihr Treiben stempelt sie zu grausamen Dummköpfen, die unter wahren sprachlich rhetorischen Höchstleistungen metzeln wo sie nur können. Gerade die am lautesten nach Weltgerichten schreien, sind doch die schlimmsten Berserker.

Doch nun ist es glücklicher Weise so, dass die Welt selbst über zwei prächtige Verbündete verfügt: die Evolution und das Wissen der Welten.

Mit der Evolution verhält es sich kurz gesagt etwas anders als es sich unsere Wissenschaftler einst ausdachten. Evolution findet nicht nur über die Geburt der nachfolgenden Generation statt, sie ist allgegenwärtig und kann jeden von uns in jedem Moment treffen. So geschah es (ich will einen Zusammenhang zu den schlimmen Verbrechen der zwei vorangegangenen Weltkriege nicht ausschließen), dass ein Wahrheitssinn die Menschheit infizierte. Beinahe jeder merkt mittlerweile, welche Aussage wahr und welche falsch ist. Dieser sechste oder siebte oder wievielte Sinn auch immer versetzt uns in die Lage, die Aussagen unserer Anführer intuitiv zu beurteilen, was bedauerlicher Weise häufig dazu führt, sie Lügen strafen zu müssen, womit sie, wären ihre Taten nicht so brutal, sich selbst ins Lächerliche ziehen. Dieser Kampf ist es, der die Mächtigen dieser Welt weit mehr beunruhigt als der ums Öl oder andere Ressourcen. Selbst eine Armee von Rhetorikern kann diesen Krieg nicht mehr gewinnen, egal welche suggestive oder mentale Waffe sie auch immer erfinden sollte. Die Evolution hat vorgesorgt. Das Wissen um die Wahrheiten ist allgegenwärtig. Eine Weile noch kann das Szenario von Fehlinformationen, Fehlemotionen und Unglücksbotschaften den Damm der Unwissenheit vielleicht noch halten. Die Flut der Wahrheiten jedoch peitscht bereits zornig gegen die Dämme, weicht sie auf, wird sie in nicht allzu langer Zeit zerstören. Und dann brechen die Lügen unerbittlich über die Berserker herein.

Neben der Evolution ist da noch das Wissen der Welten. So wie wir unsere Vergangenheit zu studieren suchen, und uns darüber immer neue Vergangenheiten erdenken, erdenkt sich das Wissen unsere Welt. Die Wahrheit über andere Existenzen, andere Wesen, freundliche Kreaturen in der Natur, aber auch auf benachbarten Welten wie vielleicht dem Sirius oder in

einem parallelen Universum steht am Ende der Menschheit bei. Sicher nimmt sie uns ein wenig von jener Einzigartigkeit, die uns über alle Maßen fasziniert. Mag sein dass die Glorifizierung am Ende leidet. Aber wir wussten schon immer von einer Vielzahl anderer Welten. Selbst die manipulativen Verzerrungen der Weltgeschichte konnten uns letzten Endes dieses Wissen nicht nehmen. Die anderen Kreaturen, ja sogar vollständige andere Welten leben mitten unter uns und viele sind sogar von dem betroffen, was wir mit der Menschheit und unserem Planeten anstellen.

Doch jetzt die gute Nachricht: **sie stehen uns bei!**

Was daran gut sein soll?

Wenn ich an meinen Freundeskreis denke, so kenne ich beispielsweise kaum jemanden, der unsere Gesellschaftsform noch für geeignet oder gar überlebensfähig hält. Andererseits kennt auch niemand eine Alternative. Das ist unser Debakel. Wir hätten die verlogene Gesellschaft, die sich selbst zwar Demokratie nennt, was aber keine Rolle mehr spielt, da wir ja wissen, dass sie verlogen ist, längst verändert, wenn wir Alternativen hätten. Allerdings ist fraglich, ob es an der Gesellschaftsform oder der Gesellschaft als dem Versuch einer generellen gemeinsamen Ordnung und damit letztlich an der Verzweiflung jedes Einzelnen liegt. Aber wie sollen wir diese Frage beantworten, wenn wir uns nicht einmal darüber im Klaren sind, ob es sich um den äußeren oder inneren Feind handelt.

Indem uns jedoch erlaubt wird, andere Welten zu besuchen, gewährt uns die universelle Gemeinschaft einen kleinen Einblick in die Kämpfe der anderen - so es denn Gesellschaften sind, in denen Kampf und Unterdrückung noch eine Rolle spielen -, in die Sehnsüchte der anderen – so Sehnsüchte das Leben dominieren -, in die wundervollen Lebensweisen und Lebensweisheiten der anderen – die wir uns doch am Ende selbst ersehen.

Im Grunde unseres Herzens kennen wir den Weg. Wo sich Wissen und Bewusstsein verbünden, entspringt die Quelle des Sein. Nur ist es das Unterbewusste, das uns aus Unwissenheit und reiner Pflichterfüllung den berühmten Strich durch die Rechnung macht. Da bleiben uns nur die Träume und Geschichten, das Unterbewusstsein an der Hand zu nehmen, gemeinsam mit Herz, mit Geist und Seele den Zeichen zu folgen; denn erkannt haben wir die Zeichen doch längst.

Erlauben Sie noch einen kleinen Exkurs: Nun ist es so, dass die ersten Afrika-Reisenden Europäer sehr ähnliche Berichte heimbrachten. Und jeder Mensch weiß, dass Afrika eben ist wie Afrika eben ist (in erster Linie wohl unglaublich vielseitig, denke ich). Eine andere Art von Geografie im weitesten Sinne gilt es etwa dann zu betrachten, wenn wir uns in andere Sphären, Welten, Dimensionen (entscheiden Sie selbst über ihr Lieblingswort) begeben. Dem gegenüber ist so eine Afrikareise sogar sehr vielfältig. Denken Sie allein an die Transportmittel: die Bahn, den Flieger, das Schiff, das Auto, selbst eine Fahrradtour nach oder durch Afrika soll es schon gegeben haben. Setzen wir dem etwa das astrale Reisen entgegen, so gibt es nicht viele Möglichkeiten des Vorwärtkommens. Der Geist reist bekanntlich meist allein. Freunde, Verwandte, selbst der eigene Körper bleiben zu Hause. Sicher sind die

möglichen Ereignisse eben so vielfältig wie in Afrika. Aber die Umgebung unterscheidet sich bisweilen nicht von derjenigen wie sie von J.R.R. Tolkien, den Brüdern Grimm oder Michael Ende beschrieben wurde. Und wie sich die Landschaften ähneln und in Beschreibungen sicher gelegentlich wiederholen, so geschieht dies auch mit dem Inhalt vieler fantastischer Erzählungen. Das liegt wohl oft an dem Wahrheitsgehalt. Nichts, aber auch gar nichts ist frei erfunden, da jede Erfindung im Moment des Erfindergedankens zur Realität wird. Wer die Ursprünge der Unendlichen Geschichte intensiv studiert hat, wird dies bestätigen – Ihre Seele sicherlich auch!

All diese Ähnlichkeiten sind kein Zufall. Sie sollen uns helfen, die Vielfalt der Dinge zu erkennen und lieben zu lernen; denn wenn wir die Vielfalt unserer Möglichkeiten erkannt haben, werden wir beginnen das Geschick der Welt, dieser und vielleicht auch weiterer Welten, mit neuen Sinnen zu leben.

Eine wesentliche Kleinigkeit wäre da noch:

Der Mensch ist nicht der Mensch ist nicht der Mensch!

Abgesehen von dem Zwist über den Ursprung der Menschheit auf unserem Planeten ist unbestritten, dass Medizin im heutigen Sinne erst seit einem winzigen Zeitraum existiert. Was sind ein- oder zweihundert Jahre in der Menschheitsgeschichte?

Jeder forschende Mediziner möchte natürlich einen Erfolg auf seinem Gebiet, weshalb er die restliche Welt und auch seine vorangegangenen Kollegen gerne zum Teufel schickt. Sätze wie: »es ist tatsächlich möglich mit Akupunktur einen kleinen Beitrag in der Schmerzbehandlung zu leisten« sind bedauerlicher Weise alltäglich und gleichsam sehr ignorant. Sollte der Mensch eines Tages seinen Ursprung in der Seele finden oder etwa in dem Schwingungssystem, das nicht nur unser Universum ausmacht, dann wird er möglicherweise erkennen, dass Menschen nicht nur unterschiedliche Gene besitzen. Es ist inzwischen bekannt, dass nicht jeder auf dieselbe Behandlungsmethode anspringt. Selbst auf das Material zur Reparatur von Zähnen oder Knochen reagieren wir unterschiedlich.

Dies mag zurzeit noch unverständlich sein, weil die Medizin davon ausgeht: der Mensch ist ein Mensch ist ein Mensch! – doch das ist leider vollkommen verkehrt.

Stellen Sie sich einen blauen Ball vor, der über eine frisch geteerte Straße rollte. Er hat unumstritten schwarze Teerflecken. Nun stellen Sie sich einen gelben Ball vor, der über dieselbe Straße rollte. Er verfügt ebenfalls um eine reichliche Anzahl schwarzer Flecken. Nun kann es sich derart verhalten, dass die Bälle nicht gereinigt werden können, da beide Bälle im Original durchscheinend weiß waren und die Farbe mit dem Teer bei der Reinigung verblasst. Zudem bildet die Farbe einen Schutzmantel. Der Ball würde Luft verlieren, wäre er nicht von dieser Farbe eingehüllt. Man kann den Original-Zustand nur wieder herstellen, in dem man nach der Reinigung die verblassten Stellen nachbearbeitet.

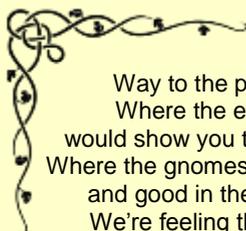
Das wäre prinzipiell kein Problem. Nur leider sind die Wesen, in deren Obhut beide Bälle gelegt wurden, von Geburt an Farbenblind. Sie können nur Grautöne unterscheiden und haben demgemäß einige graue Farben zusammengemischt, um damit die schadhafte Stellen zu kaschieren.

Nach der »Frischekur« verfügen nun zwar beide Bälle wieder über eine Schutzhaut, aber jedes Farbwesen empfindet bei ihrem Anblick eine tiefe Trauer. Man möchte die Bälle den unglückseligen Kreaturen entreißen. Was haben sie nur angerichtet? Dabei taten sie ihr gewissenhaft Bestes. Das wissen alle in jenem Universum.

In diesem Sinne bleibt es nun Aufgabe unseres Geistes, die seligen von den unseligen Erkenntnissen zu trennen und Wahrheiten dort zu erkennen wo sie entstehen.

Erkenne die Zeichen und lebe sie!

the wood



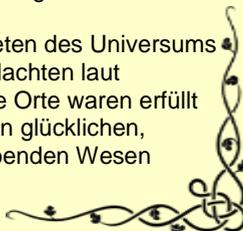
Way to the place  
Where the elves  
would show you their face  
Where the gnomes are kindly  
and good in the wood  
We're feeling the sun  
When the wizard's  
rise had begun  
saw the magician fly  
In the sea within duty and dye  
In the time  
when the sunshine came home  
And the moon loved the sky  
And no being was alone  
Then we got an invitation  
From the king of the wood  
Were astonished at the things  
At the thoughts and at the good

In the time  
when the sun and the moon  
And the stars confirmed the harmony  
To a famous agree  
In the land out of time  
Where's no border,  
no cruel and no crime  
In the kingdom of love without rules  
There's no place to the bad and the  
fools  
In the ear of wizards and sun  
Where the knowledge of life had  
begun  
Where the colours were full of light  
Out of darkness  
By day and by night.  
In the universe the planets laughed  
loud  
And the places were full of  
love and happiness

Kennst du den Ort  
An dem die Elfen lächeln,  
die Gnome fröhlich tanzen  
Kennst du jenen Wald?  
Wärme erfüllt dort das Sein.  
Als des Zauberers Reise begann  
Zeitalter glitten dahin  
Von je her das Wissen verrann  
Im Anfang aller Zeit  
Waren Sonne, Mond  
und alle Wesen vereint  
Wir erhielten den Ruf  
Vom König der Wälder  
Er lehrte uns ahnen  
die Wunder der Wälder  
Am Ende aller Zeit  
werden Sonne und Mond  
und alle Wesen vereint

In jenem Land fernab der Zeit  
Dort, wo es keine Grenzen gibt,  
keine Grausamkeit  
und kein Verbrechen  
In dem Königreich der Liebe ohne  
Regeln  
Dort ist kein Platz für das Böse  
In dem Zeitalter der Zauberer und  
der Sonne  
In dem das Wissen vor dem Leben  
began  
War das Licht erfüllt von Farben  
War die Finsternis ein Fremder  
War der Tag froh der Nacht

Die Planeten des Universums  
lachten laut  
Und alle Orte waren erfüllt  
Von glücklichen,  
liebenden Wesen





Die Legenden berichten von der Welt Thýria, die der unseren sehr ähnlich vor allem aber sehr nahe ist. In früheren Zeitaltern, so sagt man, habe es Tore gegeben. Tore, die Gaia mit Thýria und auch einigen weiteren Welten verbanden. Gaia war noch eine sehr junge Welt, mit jungen, neugierigen Bewohnern, die es bald verstanden einen blühenden Handel mit den Wesen Thýrias zu treiben. Allerdings trug der Begriff Handel damals eine etwas andere Bedeutung als heute. Es wurden nicht Waren oder Rohstoffe getauscht, nicht Lizenzen oder Soldaten, sondern Geschichten, Märchen, Legenden, Erfahrungen und Wünsche. Ja, am liebsten tauschten die jungen Erdenbewohner Wünsche; denn die Wunscharchive der Elben aus Thýria waren reich an einer unvorstellbaren Vielfalt von diesen Wünschen. Da gab es beispielsweise Wünsche der Genesung. Kaum denkbar wäre die Heilung eines lieben Angehörigen ohne einen solchen Wunsch gewesen. Auch der Wunsch nach einer fruchtbaren Nachkommenschaft stand hoch im Kurs; denn schließlich hofften die Menschen im Alter von ihren Enkeln und Urenkeln versorgt zu werden.

Die Elben hingegen sammelten Legenden, vor allem solche aus Wälderland. Seit sie Wälderland hatten verlassen müssen, sehnten sie sich dorthin zurück. Äonen vor der Zeit hatten die Fehden zwischen Elben und Feen in jener großen unbegriffenen Schlacht geendet, die sie Dannbarar nannten, die beiden Völkern unüberwindbaren Schaden zugefügt hatte. Ihre Macht und ihr Wissen waren zu groß als dass sie einen Kampf überhaupt in Betracht hätten ziehen dürfen. Aber Unvernunft ist leider kein Vorrecht der Menschheit.

Niemand konnte mehr einen echten Grund für die Auseinandersetzung nennen oder einen Sinn darin sehen. Wer das Feenreich einmal besucht hat, weiß wie unnahbar diese Wesen werden, wenn sie auch nur die Idee eines bösen Gedankens in ihrer Umgebung spüren. Seit diesem furchtbaren Streit suchen sie verzweifelt nach einem Wesen, dem sie wieder ihr ganzes Vertrauen entgegenbringen könnten. Vergeblich. Niemand außer dem Regenbogen, den sie Bifröst nannten, ist rein. Und der Regenbogen wurde zerstört. Die gesamte Existenz des Feenvolkes fußte in dieser einen Gabe, der Schwingung des Vertrauens, die seither dem Universum fehlt. Dabei waren die Feen doch von ihrem Ursprung ein ebenso lebenslustiges wie feinfühliges Volk gewesen. Dieser Verlust fraß sie regelrecht auf. Unzählige Feen, selbst die Herrscherin Mirhanëa, waren in tiefer Traurigkeit versunken.

Für diejenigen unter Ihnen, die bereits bei der Betrachtung der Aura farbliche Unterscheidungen treffen können, mag es zu wissen von Nutzen sein, dass die Farbe Orange in ihrer prächtigsten Schwingung ursprünglich dem Feenreich entsprang. Ihre üppige Fülle im Universum versorgte die Völker mit den Gefühlen besten Vertrauens. Und wer anderen vertraut, bildet eine gesunde, kräftige Gesellschaft mit vielen Nachkommen und einer kreativen Entwicklung. So traf vor allem der Verlust des Orange in der Skala der Farben des Kosmos die Welten schwer. Die Geschichtsforscher Mittelardes vertreten bis heute die Meinung, der Mangel habe zum völligen Verlust der Kreativität im Reiche Asengard geführt, und damit das Ragnarök geradezu heraufbeschworen. Wenn dem so wäre, dann war Dannbarar eine Fügung des Schicksals, von den Nornen geknüpft. Dann war dieser Kampf seit Anbeginn den Augen der Propheten nicht verborgen gewesen und musste geschehen. Ein erster, vielleicht der erste Schritt in das dunkle Zeitalter.

Seit Dannbarar waren die Tore nach Thýria für die Elben verschlossen. Selbst die Erinnerungen verblassten bereits. So erbaten die Thýrianer jedwede erdenkliche Geschichte von ihrer ursprünglichen Heimat, waren über die Maßen froh über den Handel vor allem mit der jungen Menschheit.

Eines Tages geschah es, dass sich eine Reisende Namens Aljana nach Thýria aufmachte, den Elben von ihrer Heimat zu berichten. Sie war eine hoch gewachsene Menschenfrau mittleren Alters, mit rötlich schimmerndem Haar. Wie viele der Menschen trug sie feste lederne Kleidung. Für einen Elben unverständlich. Es nimmt der elbischen Seele die Luft. Nichtsdestoweniger war man sehr neugierig auf ihre Geschichte. Tief im Wald existierte ein Felsplateau, das sie den Mären-Fels nannten. Es war ein verwunschener Ort, umwachsen von großen, knorrigen Eichen. Auf einer Lichtung etwa in der Mitte des Platzes wurde ein Feuer entzündet. Im Osten stand ein herrschaftlicher natürlicher Blumenthron. Man muss wissen, dass die Elben eines der wenigen Völker sind, die beinahe ihre gesamte Heimstatt aus wachsenden Büschen und Bäumen flechten. Tage, manchmal Monate verbringen sie mit der Gestaltung, in dem sie den Pflanzen ihre Wünsche darlegen und sie um Hilfe, Frieden und Freundschaft bitten. So wuchs auch dieser Thron aus einem immer blühenden Busch heraus, dessen bunte in rot, gelb und weiß schimmernden Blüten ihm

seinen Namen gaben. Im Grunde kann man sagen, war der Busch ein Thron. Kann man das sagen?

Dieser Ehrenstuhl galt dem hohen Besuch. Meridor, der Elbenfürst selbst, geleitete Aljana zum Blumenthron und bedeutete ihr freundlich dort Platz zu nehmen. Die Frau zögerte. Als Kräuterfrau lebte sie selbst mitten im Wald unter Pflanzen. Ihre Ehrfurcht vor den Geschöpfen der Mutter war sehr groß. So dass sie es nur ungern oder aber mit gebührendem Respekt wagte, sie zu nutzen. Viele Pflanzen gaben gerne ihr Aroma, ihre Blüten oder Wurzeln für die Heilung von Krankheiten, das sehende Feuer oder die Ermunterung der Seele. Doch es kam auf den Zeitpunkt und vor allem die Art des Pflückens an. Nicht auszudenken was geschah, wenn man eine Mistel am Tage pflückte, ein Nieswurz am Abend ausgrub oder Lavendel bei Neumond schnitt.

»Darf ich dich zu unserem Fest einladen?«, strahlte der Elb, nachdem sich Aljana vorsichtig hingesetzt hatte. Er reichte ihr ein Trinkhorn mit jenem leicht vergorenen Saft, den sie Wehl nannten. Er selbst nahm ein zweites Horn, hielt es kurz gen Himmel, um dann in sich versunken davon zu nippen.

Aljana zog den herrlichen Duft tief ein. Etwas Vergleichbares fand sich auf keiner der von ihr je besuchten Welten – tatsächlich kam sie viel herum. Nun nippte auch sie nach einer ehrfürchtigen Verbeugung erst vor Meridor, dann vor dem Himmel und schließlich vor der Mutter, von dem köstlichen Getränk. Sogleich machte ihr Bewusstsein einen Freudensprung. Dieses Gebräu war unglaublich.

»Bist du bereit?«, flüsterte Meridor nach einer Weile.

»Bereit zu erzählen?«

»Nein!«, antwortete er höflich, »bereit für eine kleine Reise. Wenn du erlaubst, würden wir deine Geschichte auf das Morgengrauen verschieben, während wir gemeinsam auf dich und den Sonnenaufgang schauen. Lass uns eine kleine Reise unternehmen.«

»Wohin reisen wir?«

Nicht das Aljana einer von diesen immer neugierigen Menschen gewesen wäre. Aber sie hatte von seltsamen Ritualen der Elben gehört, die nicht jeder Mensch ohne Schaden überstand.

»Wohin wird uns deine Seele führen?«, grinste Meridor viel sagend, »oder möchtest du dich lieber in die Tiefen eines Elbengeistes stürzen? Hast du dir eigentlich schon überlegt, was du für deine Geschichte von uns erhalten möchtest?«

Zwei Fragen zuviel. Aljana war ein wenig verunsichert.

»Der Wunsch, ja also um ehrlich zu sein, habe ich mir darüber noch keine Gedanken gemacht. Es geht nicht um mich, es geht um dein Volk. Ich sehe das Unglück des Feenvolkes ebenso deutlich vor mir wie das des deinen. Es erfüllt mich mit tiefer Trauer. Auch steht ein Feind vor den Toren einer Welt, deren Fall für unsere aller Nationen von großer Tragweite wäre. Eine schlimme Tragödie. Es gibt Geschichten über dein Land, die du kennen solltest. Und es gibt Geschichten über das Leid der Feenvölker, die bei euch sicher nur selten erzählt werden.«

»Aljana, was bist du - eine Zauberin? Woher weißt du von all den Dingen, die zwischen den Welten geschehen? «

Die Kräuterfrau lachte: »Eine Zauberin, ja tatsächlich, das bin ich wohl. In meiner Welt nennen mich manche eine Hexe. Die Mutter nennt mich eine Wicca. Und das ist wohl, was ich bin. Aber was immer du in mir sehen möchtest, mir scheint das trifft es. Ja, ich habe mehr erfahren, als ich in einem Leben ertragen könnte. Aber es hat mich niemand gefragt, ob ich das alles wissen möchte. «

Ein schwerer Seufzer entrann ihrer Kehle. Wenn all das geschehen würde, was ihre Ahnungen voraussagten, dann würde ihre Welt eine Menge guter Wünsche benötigen. Aber auch Elben-, Feen- und Zwergenreich wären froh über jede Hilfe und Heilung. Es stand wahrhaftig eine Zeit bevor, deren Dunkelheit alles Vorstellbare weit übertraf. Sie hatte Mühe diese Bilder für den Augenblick zu verdrängen. Schließlich fasste sie sich wieder und willigte ein, eine kleine Reise in die Tiefen der Elbensee Meridors anzutreten.

»Du möchtest verhindern, dass ich in deine Seele blicke«, folgerte der Elbenfürst.

Sie sahen sich tief in die Augen. Erst jetzt erkannte Aljana die Vollkommenheit seines Antlitzes. Für einen Moment gaukelte ihr Herz ihrem Verstand etwas von Sehnsucht nach Liebe vor und löste einen ungekannten inneren Zwist aus.

„Was bildest du dir ein Frau, dich in diesen Zeiten mit einem Elbenfürsten einzulassen. Du bist eine Träumerin.“

„Dann lass mich doch einfach nur diesen Moment genießen. Lass mir den Traum. Mehr verlange ich nicht!“

„Du bist eine Wicca und du hast eine Aufgabe – schon vergessen?“

„Wieso bist du immer so unnachgiebig. Auch ich habe Träume. Auch ich spüre eine Sehnsucht nach Wärme und Liebe. Denkst du ich lebte nur für den Kampf?“

„Im Moment wird dir wohl nicht viel anderes übrig bleiben. Ja! – du lebst für den Kampf. Es ist dein Kampf. Du bist über die Maßen darin verwickelt. Das weißt du.“

„Ist alles in Ordnung?“ «, mischte sich der Elbenfürst ein.

Die Wicca nickte. Doch sie mied für den Moment den Blickkontakt. Das Gefühl, er habe ihren inneren Kampf miterlebt, trieb ihr Farbe ins Gesicht.

„Nein wirklich. Alles ist wie es ist, wie es sein sollte. Ich weiß nicht. Es ist in Ordnung. Wollen wir zusammen reisen?“ «

„Nichts lieber als das!“ «, erwiderte Meridor, »darf ich?“ «

Mit einer Handbewegung bat er sie, neben ihr auf dem Blumenthron Platz nehmen zu dürfen. Aljana nickte. Der Fürst setzte sich behutsam neben sie. Seine Bewegungen waren leicht und geschmeidig. Dann legte er den linken Arm um sie und legte die Finger sanft an ihren Kopf, den Daumen an den Hals direkt hinter dem Ohr. Eine Welle unglaublicher Wärme erfasste Aljana. Ausgehend von den Fingerspitzen des Elben strahlte es bis weit in ihren Körper hinein. Äußerlich ließ eine Gänsehaut sie erschauern. Sie atmete intensiv und langsam, schloss die Augen, schmiegte sich an ihn und wünschte

den Rest ihrer Tage in dieser Haltung verbringen zu dürfen. Sie konnte nicht vergessen, doch die Dinge wichen zurück.

Meridor ließ sie eine Weile, die eines Menschen würdig ist, gewähren, bis er zögernd ihren rechten Arm anhob, ihn sich über die Schulter legte und ihre Finger ebenso an seinem Kopf anlegte wie er es bei ihr getan hatte. Aljana zuckte zurück. Sie fühlte die Verbindung. Sie spürte, wie seine Ströme in ihr zu fließen begannen und wie ihre kleine Seele sich im Labyrinth elbischen Empfindens verding.

»Bist du bereit?«, flüsterte er mit weit entrückter Stimme.

Die Wicca war nicht mehr im Stande zu antworten. Sie war natürlich bereit. Sie war zu allem bereit, genau genommen zu mehr als ihr lieb war. Die Sinne verschwammen. Sie fühlte sich eins mit ihm und mehr noch mit allem, was sein Dasein repräsentierte. In diesem Zustand existierte kein Raum mehr. Alles war eins. Ein Nebel. Eine Wärme. Ein Sein. Nichts war an diesem Ort, nichts als Wärme und Licht. Ist dies dein wahres zu Hause, überlegte sie, die Gedanken liebevoll auf Meridor gerichtet. Der Elb schwieg. Doch sein Schweigen sprach deutliche Worte. Dies ist unser zu Hause. Dein Heim und mein Heim. Erkennst du es denn nicht.

„Aljana!“, flüsterte eine entfernte Stimme, „bist du bereit für den Sprung?“

Sprung? Was für ein Sprung? Sie dachte die Reise hätte bereits begonnen. War sie bereit diesen Zustand je wieder zu verlassen? Sie zögerte. Getrennt von ihrem Körper fühlte sie doch, wie jedes ihrer Glieder in diesem Augenblick Heilung erfuhr. Alte Lasten, alte Traumata lösten sich, entschwanden aus dem Körper, da die Seele begann sie loszulassen. Das innere Kind glitt durch ihre Sinne und wischte eine Träne aus ihrem Geist. Was hier gerade geschah war unfassbar. Sie glaubte sie hätte in all den Jahren, ja in all den Leben gelernt zu heilen. Sie dachte sie wüsste über die Dinge Bescheid. Doch dieses Gefühl war ihr vollkommen fremd, neu und gleichsam so vertraut als sei es der Ursprung aller Dinge.

„Es ist der Ursprung“, säuselte die Stimme und entfernte sich weiter von ihr. „Komm mit, bitte, es wartet bereits auf uns. Es ist so neugierig dich wieder zu sehen.“

Es? Welches Es sollte das sein?

„Was meinst du, wer oder was wartet auf uns?“

„Warum stellst du diese Fragen. Komm einfach. Es möchte dir begegnen. Vertrau mir!“

Sie vertraute dem Elbenfürsten. Aber halt! Diese Stimme, das war ganz sicher nicht die seine. Es war eine innere Stimme.

»Meridor«, flüsterten ihre Sinne, »bist du noch bei mir?«

Anstelle einer Antwort spürte sie erneut jene Wärme und Verbundenheit. Natürlich war er bei ihr. Doch sie zweifelte, ob sie wirklich seine Reise angetreten hatten und nicht vielmehr die ihre. Denn sie hatte bereits eine Ahnung, welche Stimme ihr da zuredete, wenn nicht die des Elbenfürsten.

„Nun - wollen wir gehen?“

Sie war bereit. Bereit für das größte Abenteuer ihres kleinen Lebens. Bereit ihre Seele willkommen zu heißen, sich für den Moment des

Flügelschlages eines Schmetterlings mit ihr zu vereinigen und dann gemeinsam das All-Eine zu erleben.

Schon die Erfahrung von ihrer Seele eingeladen zu werden, ihre Seele endlich wieder selbst zu erleben, war unbeschreiblich. Als Wicca wusste sie mehr über die Seele als viele andere. Sie konnte mentalen Kontakt aufnehmen, der allerdings immer nur der Gestalt verlief, dass der Geist von dem, der sie um Hilfe bat seiner eigenen Seele eine Botschaft zukommen ließ. Aljana begleitete auch ab und zu die Seele eines Sterbenden in die Höhle des Lichts, an jenen Ort an dem der Seele die Last des Schweigens endlich abgenommen werden sollte. Aljanas Seele kannte diesen Ort daher besser als viele andere, und sie sehnte sich danach, endlich - Seele in Geist - der Wicca beizustehen. Doch die Regel des Schweigens war beinahe unumstößlich. Und so hatte Aljanas Seele selbst in der Höhle des Lichts bedächtig geschwiegen, obwohl sie seit einer Ewigkeit darauf brannte sich ihr zu offenbaren.

Doch jetzt war das etwas anderes. Das All-Eine selbst war bereit Aljana in den Ursprung zurückzuführen. Da durfte und musste ihre Seele Kontakt mit der Wicca aufnehmen. Und beide waren über und über glücklich über dieses Ereignis und noch viel glücklicher über einander. Doch bevor sie diesen Zustand erfassen konnten, entschwebten sie bereits in den Ursprung aller Dinge. Es war überwältigend. Keine Gedanken. Keine Gefühle. Keine Sinne. Alles war eins. Alles war pures Glück. Universelle Liebe!

Wie töricht mussten nur die Seelen aller Wesen, ihre eingeschlossen, sein, sich von diesem großartigsten aller Zustände absondern zu wollen, um eigene Erfahrungen zu machen. Oder waren es am Ende die eigenen Erfahrungen, durch die das All-Eine erst an Bedeutung gewann? Aljana nahm wieder die eigenen Gedanken wahr. Sie war in ihre Träume hinabgeglitten, tastete blind in der Dunkelheit nach ihrer Seele. Doch die war längst in den Tiefen des Schweigens versunken, jederzeit bereit der Wicca die Wünsche und Befürchtungen aus dem Geist zu lesen.

Es war recht kühl geworden. Aljana fühlte den Hauch des nahenden Morgens. Sie fühlte auch den vertrauten warmen Körper Meridors neben sich und die zarten Lippen, die ihr die Tränen von der Wange küssten.

»Sie hat dich wieder verlassen?«, flüsterte der Elbenfürst.

Aljana schüttelte sachte den Kopf. »Sie wird mich niemals verlassen. Selbst wenn das Ich für immer erlischt. Aber das weißt du doch!«

Meridor nickte. Natürlich wusste er das.

»Es wird Zeit für deine Geschichte, Aljana. Die Sonne wird bald am Horizont erscheinen. Zahllose Ohren sind auf dich gerichtet. Zahllose Herzen warten voller Sehnsucht darauf, etwas Neues über Thyria zu erfahren oder einfach nur eine schöne Geschichte zu hören, die sie zum Träumen verleitet. Magst du uns etwas erzählen?«

Die Wicca blinzelte. Während sie noch in den Armen des Elbenfürsten lag, hatte sich das Volk bereits versammelt. Lautlos hatten sie bequeme Plätze eingenommen und warteten artig, aber gespannt auf den Beginn einer Geschichte aus Wälderland.

„Zeit für die Geschichte?“, grübelte Aljana. Oh je, das hatte sie vollkommen vergessen. Die Wicca blinzelte. Peinlich berührt von der Menge, die sich bereits um sie und Meridor versammelt hatte, richtete sie sich auf, zupfte ihre Kleider zurecht und bemühte sich, einen möglichst natürlichen Eindruck zu machen. Bevor sie jedoch mit der Geschichte begann, reichte man ihr und dem Fürsten ein kleines Frühstück, bestehend aus einem silbrig schimmernden belebenden Getränk, das die Elben Salmas nennen und einigen Brem-Früchten vom Bala-Baum. In kürzester Zeit schoss die Energie in den Körper und Aljana war hellwach.

»Wälderland«, begann sie bedeutungsvoll. Doch dann schüttelte sie den Kopf.

»Wisst ihr, gerade habe ich dank eures liebevollen Fürsten Meridor eine Reise gemacht, die so unglaublich schön war, dass sie mit Worten niemals zu beschreiben wäre, ja nicht einmal mit Gedanken oder Gefühlen. Mir scheint, es gibt nur zwei Dinge, derer dieses Erlebnis würdig ist: Den Sonnenaufgang und den Klang der Harfe. Der Sonnenaufgang steht bevor ... «

Eliasar, der Harfner, trat Freude strahlend an sie heran: »Wenn du erlaubst, holde Wicca? Es wäre mir eine große Ehre den Laut eurer Worte mit ein paar süßen Tönen zu umspielen. «

Wie aus dem Nichts zauberte er eine etwa zwanzigsaitige Harfe. Aljana erkannte sie sofort: Mnemandhana, das sagenumwobene Instrument durch dessen Spiel Quellen wieder rein, Sterne wieder klar und die Gemüter der Elben wieder glücklich wurden. Trotz der hohen Fähigkeiten der Elben, die sie seit langem kannte, hatte sie Mnemandhana für eine wunderbare Träumerei, für eine Legende gehalten. Nun erhellte bereits der Anblick dieses wundervollen Instruments Aljanas Gemüt. Sie atmete tief und ihr war, als spüre sie das zarte Schwingen ihrer Seele.

Eliasar breitete eine fein gewebte Decke linkerhand des Blumenthrones aus, setzte sich mit verschränkten Beinen darauf, stellte die Harfe mit einer ehrfürchtigen Bewegung vor sich hin, zog den zart geschnitzten Kopf Mnemandhanas an die Schulter und begann sie durch ein leichtes Streicheln der einen und anderen Saite zu erwecken. Vor den Augen der Zuschauer schien sich die Harfe zu recken und zu strecken, als erwache sie tatsächlich gerade erst aus einem wundervollen Traum. Ein Raunen ging durch die Menge. Und selbst Aljana war nicht minder erstaunt über das, was vor ihren Augen gerade zu geschehen schien. Es war eine Harfe. Eine ganz besondere zwar. Aber dennoch ein hölzernes Kunstwerk, nicht ein lebendes Wesen. Sie alle mussten einer optischen Täuschung aufgesessen sein.

Eliasar schmunzelte. Dann flüsterte er Mnemandhana etwas zu, strich über die Zarge und entlockte ihr solch süße sanfte Klänge, dass es die Herzen mit einer Pracht und Liebe erfüllte, die kaum auszuhalten war. Lächelnd nickte er Aljana mit einem Blick zu, der bereits zu verraten schien, welch fantastische Geschichte nun folgen sollte.

Aljana zögerte. Sie hatte von Ereignissen zu berichten, die nicht in das Land der Legenden gehörten. Schließlich war sie eine Kräuterfrau, eine Wicca, die der Herrin selbst diente, und keine Geschichtenerzählerin, auch wenn sie

diese Gilde über alle Maßen schätzte. Dennoch hielt sie es durchaus für sinnvoll, den Geschehnissen etwas Märchenhaftes zu geben. Es sollte nicht von Schaden sein, wenn der Inhalt ihrer Botschaft sich nur sehr langsam, vielleicht im Laufe von Tagen oder Wochen den Zuhörern erschloss. Doch Aljana bezweifelte dies im Grunde. Und – ehrlich gesagt – hätte sie ohnehin am liebsten nur kurz über die Dinge berichtet, die sich in Wälderland und auch im Feenreich zugetragen hatten, um sich dann gleich wieder auf den Weg in die anderen Welten zu machen. Es schien ihr nicht der richtige Zeitpunkt, sich mit dem Erzählen von Geschichten, mit Seelenreisen und schönen Melodien aufzuhalten. Doch ihr blieb keine Wahl. So begann sie also zum Klang der Harfe, die Ereignisse in eine Legende zu verwandeln.

»Es ist«, begann sie, »nicht lange her, da begab ich mich auf eine Reise durch die alten Länder. Ich hatte von Dingen gehört, die mich erschreckten. Von einem grausamen Machtstreben einiger, mir fremder Herrscher in verschiedenen Provinzen unterschiedlichster Welten. Aber auch, und das machte mir weit größere Sorgen, von der fehlenden Farbe im Regenbogen. Das mag für manch einen nicht beunruhigend, fast wie eine Kindergeschichte klingen, doch das es ist bedauerlicher Weise sehr dramatisch. So wie eine Harmonie aus der Gesamtzahl einzelner Töne besteht, kann das Spektrum der Farben das engelhafte Weiß nur in aller Vollständigkeit darstellen. Diese fehlende Farbe zerreißt die Vollständigkeit. Dies ist ein erster Schritt zur Verdunkelung der Welten. Wir alle können uns deren Folgen ausmalen.«

Es herrschte betretene Stille. Zu diesem Zeitpunkt durfte Aljana keinesfalls den Ursprung der Ereignisse in der Feenwelt erwähnen. Die Elben, die sich der Bedeutung von Farben, Tönen, ja selbst der Schwingung als Antrieb im Universum, mehr bewusst waren, als beispielsweise die Menschen von Gaia, hätten nicht nur dem Feenvolk schwerste Vorwürfe gemacht. Sie hätten sich selbst für ihre Taten von Dannbarar verdammt, wären am Ende vielleicht in vollkommene Agonie verfallen, wie bereits andere licht sensible Völker vor ihnen. Nein, die Wicca musste ihr Wissen äußerst zurückhaltend präsentieren. Aljana biss sich auf die Lippe. Wieso musste sie ausgerechnet mit der Tür ins Haus fallen und von der fehlenden Farbe im Spektrum berichten. Wie dumm von ihr.

»Während meiner Wanderungen lud mich Heimdallr nach Asengard ein. Die Zeitenwende hat begonnen. Asengard wird neu entstehen. Die Himinbiörg ist beinahe wieder vollständig aufgebaut. Das Tor BiFröst, das die Brücke nach Gaia darstellt, wurde bereits gesehen. Selbst die Menschen scheinen ihre eigene Rolle in der Geschichte wieder zu entdecken, in dem sie den Urdbrunnen immerhin wieder für möglich halten und in den Gefilden vermuten, in denen er sich tatsächlich unter ihren Füßen befindet. Auch Irminsl erfreut sich der Gedanken einiger. Und sie werden es noch in dieser Ära entdecken.

Aber auch Niefelheim ist erwacht und verlangt nach Respekt. Wir alle wissen, welche Herausforderung damit auf uns wartet.«

Aljana machte eine bedeutungsvolle Pause, die Eliasar mit einer dramatischen Intonation zu untermalen verstand. Die Wicca warf Meridor einen

verstohlenen Blick zu, den er wohl zu deuten wusste. Die Zeit war reif für eine kleine Sensation. Der Sonnenaufgang stand unmittelbar bevor und würde seinen Teil beitragen, die Herzen der Elben über die Maßen zu öffnen.

»Meine Lieben«, fuhr Aljana mit deutlich sanfterer Stimme fort, »wie ich bereits erwähnte, führte mich meine Reise durch viele Länder und Welten. Vieles erfuhr ich, was mich zutiefst bedrückte. Einiges aber auch, das mein Herz vor Freude hüpfen ließ. Und so geschah es, dass ich über die Brücke BiFröst nicht nur nach Asengard gelangen konnte, sondern von Heimdallr persönlich an das geheime Tor Dwarl gebracht wurde! «

Ein Raunen ging durch die Menge. Dwarl, die Zauberin hatte das dreizehnte Tor gefunden. Genau in diesem Moment lugten die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont. Die Menge war außer sich, tobte. Das Szenario war perfekt.

Aljana blickte den Elbenfürsten an. Der jedoch verzog keine Miene, als habe er längst davon gewusst. Was hatte sie erwartet? Immerhin lächelte er sanft.

Eliasar ließ die Harfe schwingen. Ein uraltes Lied aus längst vergangenen Tagen. Dabei schien dem Harfner, als spiele Mnemandhana diese Melodie ohne sein Zutun. Seine Finger flogen über die Saiten, wengleich er diese Tonfolge noch niemals in seinem Leben gehört, geschweige denn je gespielt hatte. Erstaunliche Dinge geschahen an diesem Morgen am Mären-Fels.

Der Horizont färbte sich rot. Die Auren von Aljana, dem Fürsten und dem Harfner erstrahlten farbenfroh in astralem Glanz.

»Bist du hineingelangt? «, rief jemand aus der Menge.

»Wo steht das Tor? «, fragte eine junge Elbenfrau.

»Welche Worte sind graviert? «, wollte ein anderer wissen.

Das Volk war derart aufgewühlt, dass Aljana vor Rührung gar nicht mehr zu Wort kam. Fassungslos und fasziniert zugleich sah sie auf die neugierigen Gesichter.

»Etwas mehr Gelassenheit könnte uns allen wohl gut anstehen! «, erhob sich Meridor lachend, dem Chaos ein Ende zu bereiten. »Ja, sie ist dort gewesen. Es ist in der Tat eine glückliche Kunde. Aljana, die Wicca, die Kräuterfrau, die Zauberin war in Thýria. Sie hat vieles erlebt, von dem sie uns allen gerne erzählen würde, wenn wir sie nur ließen. Also wie ist es? «

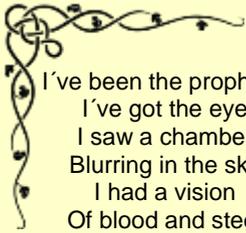
Schlagartig war es Mucksmäuschen still. Selbst die Harfe schwieg und erweckte den Anschein, als blicke sie sehnsuchtsvoll zu Aljana hinüber.

»Es ist wahr! «, begann die Wicca, »ich war dort. Ich war im Wälderland. Und – lasst mich das vorausschicken – es ist wirklich wunderschön dort. Aus Legenden kannte ich den einen oder anderen Ort, doch Legenden sind Schweigen gegen die Schönheit, dieses Landes.

Meine Reise begann an jenem Ort, den wir den Brunnen der Nornen oder auch Urdbrunnen nennen. Seit Generationen galt er als verschollen, in den Legenden versunken. In Wahrheit aber hatte man ihn vor den viel zu jungen und törichten Herrschern des Nordens verborgen, deren Hang zur Zerstörung aller Werte der Mutter, - ! Ja sogar der Mutter selbst ! -

unaussprechliches Elend gebracht hatte. Andererseits entsprach diese Entwicklung dem vorausgesagten Lauf der Dinge. So waren die Fäden bereits vor Äonen von Zeiten gesponnen worden. So sollten die Dinge geschehen. Und selbst der neue Gott war Teil jener Offenbarung. Aber ich bin nicht hierher gekommen, um euch mit derlei Angelegenheiten zu langweilen. «

## Wiccen



I've been the prophecy  
I've got the eye  
I saw a chamber  
Blurring in the sky  
I had a vision  
Of blood and steel  
The evil followed hard  
Upon the wizards heel

I blazed a trail  
Through fail of mist  
And passed the gate  
While putting up my fist  
The fog was glowing  
The sea so wild  
I heard the voices  
Of the wizard and the child

I am the priestess  
From the island behind the sea  
I've got the rainbow by my side  
My brain is born to build  
Emotions in the roots of the trees  
My soul is reborn  
To reborn the empress might  
I am the wiccen  
am the daughter of goddess  
My laughing 's roaring  
Through the dawn  
I heal the wounds

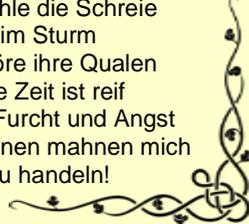
And I will ring the mess  
To banish brazen banners  
From the throne

I feel them crying in the storm  
I hear the suffering of pain  
The time is full  
Of fear and ugly hate  
Visions telling me to go!

Sie hat mir  
die Gabe des Sehens verliehen,  
hat mich das Sehen gelehrt  
Ich sah einen Raum  
in der flirrenden Luft  
Ich hatte eine Vision  
von Blut und Stahl  
Der Teufel war dem Zauberer  
dicht auf den Fersen

Ich legte eine Spur  
im Schleier des Nebels  
Durchschritt ein Tor  
mit Zornerhobenen Fäusten  
Der Nebel glühte  
Die See war aufgewühlt  
Ich vernahm die Stimmen  
des Zauberers und eines Mädchens  
Ich bin die Priesterin  
der Insel hinter dem Meer  
Der Regenbogen steht mir zu Seite  
Meine Gedanken wurden geschaffen  
Gefühle in die Wurzeln  
der Bäume zu betten  
Meine Seele wurde wieder geboren  
die Macht der Kaiserin wieder zu  
gebären

Ich bin die Wicca,  
die Tochter der Göttin  
Mein Lachen erklingt  
im Morgengrauen  
Ich heile Wunden  
Ich läute ihre heilige Messe  
Ich werde die Schande beenden,  
die unverschämten Banner zerstören  
Ich fühle die Schreie  
im Sturm  
Ich höre ihre Qualen  
Die Zeit ist reif  
Zuviel Furcht und Angst  
Die Visionen mahnen mich  
zu handeln!



»Der Brunnen war nach langer Zeit endlich wieder zugänglich. In einer Nacht, deren Bedeutung lange feststand, traf ich mich dort mit einigen Vertretern der Völker, allesamt freundliche Wesen, deren Sinnen das Ansinnen den All-Einen selbst ist. Wir lauschten den Worten von Urd, die uns empfing und in ihrer heiligen Halle am großen See tief im Fels willkommen hieß und fürstlich bewirtete. Dann erfuhren wir von Skuld vieles über das erste Zeitalter. Geschichte wird geschrieben von Siegern. Das war uns allen klar. Doch wie sehr sie verfälscht worden war, das ahnten nur wenige von uns. Heimdallr etwa hatten sie gänzlich aus den Annalen der Erdheit getilgt. Tatsächlich wusste niemand mehr, welche Bedeutung er für die Menschheit und andere Welten hatte, dass er über viele Generationen der wichtigste und beständigste ihrer Götter war. Manchmal braucht es nur wenige Generationen, um aus einem Helden einen Berserker zu machen oder ihn sogar vollständig aus den Sinnen zu verdrängen. Skulds Schilderungen waren atemberaubend und erschütternd zugleich.

Es folgten ausgiebige Diskussionen über die Quelle und auch über das Wesen der Dinge selbst. Erst wenn du seine ursprüngliche Natur erfasst hast, so heißt es, wirst du den Fluss des Seins begreifen. Und so mussten wir tatsächlich erkennen, dass sich uns die großen Zusammenhänge über Jahrhunderte entzogen hatten. Wir hatten gelernt, Krankheiten zu beseitigen, die ohne unser Zutun niemals entstanden wären. Wir hatten gelernt auf Katastrophen zu reagieren, die ohne unsere Furcht hätten niemals geschehen können. Wir hatten gelernt uns vor Herrschern zu ducken, die ohne uns niemals zu Herrschern aufgestiegen wären. All das war für uns unvorhersehbar, nein undurchschaubar gewesen und doch ein Teil der Prophezeiung. Erst jetzt begannen wir die Zusammenhänge der Ereignisse mit dem Geist des Universums zu erahnen. Und wir können nicht einmal behaupten, wir wären naiv gewesen oder hätten die Dinge nicht begreifen wollen. Sie waren hinter einem Schleier verborgen, den nur die Nornen selbst zu durchdringen in der Lage waren.

Nun war es endlich an der Zeit Skuld anzuhören, die Werdende, die das Schicksal in die Zukunft führt – oder führen sollte, wie sie selber sagte. Ja – es ist in der Tat etwas schief gelaufen. Die Ereignisse hatten eine neue Wende genommen, mit der niemand hatte rechnen können. Man sprach von einer unvorgesehenen Veränderung in der Evolution. So wie ein Kind aus den eigenen Erfahrungen lernt, begann mit einem Mal vollkommen unerwartet auch die Evolution neue, eigene, ja sogar eigensinnige Wege zu gehen. Sie gehörte plötzlich nicht mehr zu den Wesen, die wir als Lichtwesen bezeichnen, deren Ziel die Einheit aller Dinge ist. Ich rede von jenen Engeln und anderen Befohlenen, die mit Freude dienen und immer nur auf das gute Ende einer inkarnierten Seele hinarbeiten, selbst wenn wir darin in diesem Leben häufig den wahren Sinn verkennen und es leider viel zu oft verdammten und glauben daran zu verzweifeln. In unserem tiefsten Selbst wissen wir: niemand möchte uns verletzen. Selbst unsere sogenannten Feinde entpuppen sich doch am Ende als freundliche Seelen, als Teil des von uns selbst vorherbestimmten Wachstumswillens, manchmal als die besten aller Freunde, die uns durch

arglistige Rollenspiele zu helfen versprochen hatten. Und dennoch tut es manchmal über alle Maßen weh, an einer schweren Krankheit zu leiden oder jemanden zu verlieren. Dabei sollten wir jedoch eigentlich wissen, dass unsere eigene Seele sich diese Aufgabe gestellt hat um etwas zu lernen, zu erkennen. Wie oft sind wir in der Höhle des Lichts unseren Beschützern und auch unseren Freunden und bisweilen eben gerade diesen vermeintlichen Feinden weinend in die Arme gefallen, haben sie voller Freude begrüßt und gleichsam erst in diesem Moment erkannt, welch unglaubliches Unrecht wir aus Unwissenheit über sie und über uns selbst ins Leben brachten.

Doch nun würde sich das ändern. Die Schleier sollten fallen. So hatte es die Evolution beschlossen. Nicht alles würde sich von einem Tag auf den anderen entfalten. Behutsam hatte eine Entwicklung begonnen, die Skuld, die Hüterin des Seienden, als Verehrlichung bezeichnete. Was den Elben seit Urzeiten angeboren war, sollten nun auch andere Völker, vor allem aber die Menschen erhalten: die intuitive Fähigkeit Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Weitere Veränderungen waren im Gange. Aber davon wollte oder durfte sie zunächst nicht berichten. Zu angemessener Zeit würden wir mehr darüber erfahren. Dies waren ihre Worte.

Als wir die Nornen verließen war ein voller Mondumlauf vergangen. Einige planten die Rückkehr zu ihren Völkern, andere hatten spezielle Aufgaben bekommen, an zentralen Punkten ein Gleichgewicht herzustellen. Ich selbst muss gestehen, dass ich vollkommen aufgewühlt und daher unentschieden war. Es mag meine Art sein, über Dinge lange und intensiv nachzugrübeln, bevor ich sie in mich hineinlasse.

Viele Tage hielt ich mich noch in der Nähe des Brunnens auf. Vielleicht in der Hoffnung Skuld noch einmal zu begegnen, mir von ihr das eine oder andere erklären lassen zu können oder mehr über die Erweiterung der Fähigkeiten zu erfahren, die ich zu einem unbedeutenden Teil ohnehin bereits zu erkennen glaubte. Natürlich war dieses Ansinnen vollkommen absurd.

So irrte ich mehr oder minder sinnlos in der Umgebung umher, bis ich eines Tages in einem abgeschiedenen Tal zu einer kleinen Quelle im Fels kam, derer ich mich aus mir unerklärlichen Gründen zu erinnern glaubte. Das Wasser floss in ein von Menschenhand gemauertes Becken. Von dort aus lief es in einen umzäunten Teich. In unmittelbarer Nähe stand ein anmutig gewachsener Eschenring, wie er in alter Zeit, weit vor der Tradition der Eichenwälder häufig zu finden gewesen war. Die Reste unterschiedlicher Umbauung des Gebietes verrieten nur wenig von seinem ursprünglichen Zweck.

Ich versuchte mir dessen Sinn zu erschließen. In der Legende hieß es, die Asen seien nach Mitteleuropa gelangt, um dort den Brunnen der Nornen aufzusuchen, in dem das Auge des Thor ruhte und über die Welt wachte. Dort hätten sie regelmäßig Rat gehalten. Eine innere Stimme hatte mich auf diese Legende hingewiesen. Und wirklich – die Dinge schienen zusammen zu passen. In der alten Zeit, so hieß es, seien die Asen vom Fuße der Brücke BiFröst zu den Nornen hinüber geritten. Auf schnellen Pferden konnten sie die

Strecke in kurzer Zeit hinter sich bringen. Weiter berichtete die Geschichte von einer kleinen Quelle im Stein. Und dann war da dieser Eschenring. Beim Weltenbaum Yggdrasil handelte es sich um eine Esche.

Die Verbannung der Eschen war ein Werk der Jünger dieses neuen Gottes gewesen. Sie hatten den wahren Baum durch die Eiche ersetzt, den Naturwelten damit ein ordentliches Stück Magie entzogen, wenngleich die Eiche die ihr zugesprochene Aufgabe sicherlich gerne übernahm, gleichwohl an Magie der Esche kaum nachstand, womit wiederum niemand zu rechnen vermocht hatte. Eschenringe, so sagten die Alten, seien nicht zu zerstören. Man können die Bäume abholzen so oft man wolle. Die Eschen wuchsen immer wieder nach und wären zum vorbestimmten Zeitpunkt bereit ihre Aufgabe zu übernehmen. Alles sprach tatsächlich dafür, dass sich an dieser Quelle der Zugang zum Asenreich Asengard befunden haben musste: Die Regenbogenbrücke BiFröst.

Ich begann nach Zeichen zu suchen. Solchen etwa, die in den Fels geritzt waren oder anderen, die in der Landschaft selbst verborgen sein mochten. Auch versetzte ich mich in Trance, um vielleicht auf diese Weise das eine oder andere über diesen Ort, dessen Ursprung oder dessen Bestimmung herauszufinden. Und tatsächlich überfluteten mich Visionen von Dingen, die im Laufe von tausenden von Jahren an diesem Ort geschehen waren. Endlich wusste ich nun meine Aufgabe zu deuten: ich würde den Schlüssel finden und BiFröst, die Regenbogenbrücke würde erneut entstehen, wie es die Prophezeiung vorhergesagt hatte. Nur hatte Skuld darauf verzichtet zu erwähnen, dass ausgerechnet eine unscheinbare Wicca wie ich in derlei Angelegenheiten verstrickt werden sollte. Aber wo ich nun schon einmal dabei war, diese Variante des Schicksals auf den Weg zu bringen gab es wohl kaum ein Zurück.

Ich überlegte.

Was wusste ich von BiFröst?

Die Regenbogenbrücke hatte den Asen Jahrhunderte oder gar Jahrtausende als Tor nach Midgard, Mittelerde oder Gaia wie auch immer man die Mutter nennen wollte, gedient. Einer alten Zeichnung zufolge war BiFröst nicht einfach nur ein Regenbogen. Vielmehr sah es aus wie ein Kelch, mit einer Öffnung nach oben. Aber es ist nicht nur das. Der Kelch besaß einen geraden Strahl, der diagonal zur Erde führte. Wenn das alles war, was ich wusste, würde es mir kaum reichen, BiFröst herbeizurufen, zu öffnen oder auf welche Weise auch immer zu aktivieren.

Da musste es noch etwas anderes geben. Ich hatte bestimmt etwas vergessen, etwas überhört oder übersehen. Hatte Skuld mir vielleicht einen versteckten Hinweis gegeben? Wenn es meiner Aufgabe entsprach, dann würde ich das Tor nach Asengard früher oder später öffnen – aber wie?

BiFröst war ein Regenbogen, also musste er bei Regen entstehen. Obgleich die Wetterbedingungen für die zur Erde kommenden Asen sicher keine große Rolle gespielt haben konnten. Der Legende zufolge sicherte Heimdallr von der Himinbiörg aus den Regenbogen, der das Tor nach Midgard und über Midgard nach Niefelheim darstellte. Wenn also jemand dieses Tor

öffnen konnte, dann war es wohl der Lichtgott Heimdallr selbst. Es lag nun klar auf der Hand. Ich musste ihn auf irgendeine Weise auf mich aufmerksam machen.

So versetzte ich mich abermals auf dem Platz zwischen den Eschen in Trance. Abgesehen von einem Reh, das neugierig herankam, im Laufe der Zeit seine Scheu überwand und sich zu mir gesellte, geschah nichts. So verging die Nacht.

Der Tag begann im Morgendunst. Die Sonne blinzelte, glitt über den Horizont. Das Reh, das sich in der Nacht als treuer Begleiter erwiesen hatte, sprang in den Wald hinein und ward nicht mehr gesehen. Gegen Mittag hatte sich der Nebel vollständig verzogen. Die Sonne stand im Zenit über einem tiefblauen Himmel. Mit einem Mal spürte ich einen Schauer im Genick, eines jener unheimlichen Gefühle, die geradewegs jene Dinge in den Horizont der Wahrnehmung rücken, die sich unserem – sagen wir – sensorischen System einzig öffnen. Doch wie intensiv der Schauer sich mir offenbarte, so deutlich fügten sich die Kräfte in meinen Geist. Gute Kräfte. Starke Kräfte. Kräfte aus der Verbindung zweier Welten. Soviel war gewiss.

Und tatsächlich erblickte ich im nächsten Moment den prächtigsten Regenbogen meines kleinen Lebens. Das Herz hüpfte mir vor Freude in der Brust. Niemals werde ich diese erste Begegnung vergessen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich auf diesen schönsten und gleichsam eigenartigsten aller Regenbogen dieser Welt. Allein seine Farben waren von einer Anmut und Aufrichtigkeit, dass es mir unvermittelt Tränen der Sehnsucht in die Augen trieb. Doch entgegen jeder bekannten Art war die Form, die ich erblickte. Gar wie eine Schüssel, die sich nach oben öffnet. Und beseelt mit einer Diagonale, die geradewegs im Eschenhain an der kleinen Quelle ihr Ende fand.

Ich weiß nicht, wie lange ich so bewegungsunfähig da gesessen haben mochte. Doch endlich erwachte ich aus dieser Starre aus Ehrfurcht und Faszination und zögerte keinen Moment den Weg BiFröst zu beschreiten.



Der alte Gott reckte und streckte seine müden Glieder. Die Augen geschlossen, war ein träges Bewusstsein aus der Ewigkeit nur mühsam in den noch über die Maßen matten Körper gesickert. Genau genommen waren müde und matt nicht die richtigen Umschreibungen für diesen Zustand. Es handelte sich wohl eher um eine Art Manifestierung des Geistigen. Eine Erfahrung, die selbst er noch nicht gemacht hatte. Unendlich lange, so schien es ihm, hatte die Seele in jenem All-Einen geschlummert, gebettet in die zärtliche Umarmung von Liebe, Reinheit und ewigem Friede, wie sie nur im All-Einen ihre Heimstatt fanden.

Heimdallr genoss in ersten Atemzügen noch jenes Empfinden, das zu verlassen er nur widerwillig bereit war. Vage begann er sich zu erinnern vor endlosen Zeiten etwas anderes gewesen zu sein, als nur – oder gerade – ein Teil des Unendlichen Einen, dem er nun wieder zu entsteigen er gezwungen schien. Ein Individuum? Ein Handelnder? Eine Kreatur der Schöpfung! Nein – ein Schöpfer selbst.

In jener einen letzten Schlacht hatten sich sein Schicksal und das Schicksal des gesamten Asen-Geschlechtes einstmals erfüllt. So stand es geschrieben und so war es geschehen. Zorn breitete sich aus in seiner Seele. Der erste Versuch eines entsetzten ersten Schreis versiegte in seiner neu erschaffenen Kehle.

»Wer tut mir das an? Habe ich denn diesen Schlaf nicht verdient? «

Das heiße Blut begann durch die Adern des Asen zu strömen. Einem reißenden Fluss gleich ergoss sich die Flut glühenden Lebenssaftes durch den wieder erstakenden Körper. Und mit dieser Flut kamen die Erinnerungen zurück, zunächst vage und unbestimmt, dann erschreckend deutlich und mit

den Erinnerungen kamen die Gefühle und mit den Gefühlen bereits die erste vermaledeite Ahnung der Sehnsucht.

Doch die Seele bäumte sich auf. Niemals wieder wollte sie das All-Eine verlassen. Wer wagte es sie aus dem friedlichen Schweigen der Vereinigung herauszureißen? War seine Seele dort doch längst gebettet gewesen in die Ewigkeit.

Verzweifelt tobte die Seele – einem Wirbelsturm gleich, der Bäume entwurzelt und Wetter entfacht wie sie des schlimmsten Traumes würdig sind.

»Wer hat das getan? « schrie Heimdallr und der Zorn verlieh seinem Antlitz den Glanz und die Hitze eines feurigen Vulkans. Und während der Kampf der Seele noch raste, entsann der Körper sich seiner Sinne, erblühte kräftig, mächtig, frisch zu neuem Sein und neuem Tun. Spürte Hoffnung, Sehnsucht, Mitleid, längst bereit zu schöpferischem Treiben.

Heimdallr riss die Augen auf, sprang mit einem Satz aus jenem Bett, das ihm Heimat war, wengleich auch Stätte von Geburt und Tod zugleich. Und während er die Augen durch den Raum schweifen ließ, begann der Raum selbst gerade erst sich zu entwickeln, als sei er neu und gerade diesem Augenblick erwachsen. Vom Gedanken in die Augen in die Tat!

Der Hüne schrak zurück, landete rittlings auf dem Bett. Was für ein Spuk? Vieles hatte sich ereignet in jener ewig fern scheinenden Zeit vor seinem Totenschlaf. Aber Dinge, die sich erst entwickelten, in dem Moment da das bloße Auge sie erspähte, das war der Schöpferkraft zuviel. Daran musste selbst ein Ase sich erst einmal gewöhnen.

Obleich, argwöhnte er, es immerhin möglich war, dass sein Erwachen selbst, sein langsam sich reckender und streckender Körper und sein von der Anstrengung jener seltsamen Wiedergeburt angespannter Geist, ihm einen Streich spielten.

Aus dem Nichts entstand nach und nach das Schlafgemach, wie Heimdallr es von damals her kannte. Wobei man sich dieses Nichts aus dem heraus alles zu wachsen begann, sagen wir, etwas anders vorstellen muss als ein Nichts im Sinne von leer. Ein hünenhafter Ase saß auf einem über die Maßen großen durch Ornamente verzierten fünfeckigen hölzernen Bett. Von den Ecken ragten gewaltige Pfeiler zu einer Decke herauf, die der Himmel selbst zu bilden schien, besät von einer unendlichen Zahl leuchtender und aufblitzender Sterne. Die beiden Säulen des Kopfes waren durch eine Art Hängebrücke miteinander verbunden, welche in den Farben des Regenbogens prächtig schillerte. Der Blick über das Kopfende hinaus offenbarte nicht etwa eine feste, wie auch immer geartete Wand. Ein, wie es schien, ewiger Sonnenaufgang, bot dem Betrachter ein Bild endlosen Friedens. Einem seichten Morgendunst schien sich der in zartes rot gefärbte Sonnenball anzuschmiegen. Die Szene zeitlos, wehrend seit Beginn der Welten.

Erfreut, wengleich von tiefer Ehrfurcht ergriffen, beobachtete der Ase dieses, ihm aus früheren Zeiten bekannte, und doch immer wieder auf wundervolle Weise neue Ereignis. Für diesen Blick allein lohnte sich das Leben. Heimdallr seufzte: »Wüsstet sie doch nur um die gestalterische Kraft dieses täglichen Sonnenaufgangs. Weder Asen noch Vanen hatte diese

schöpferische Energie jemals gekümmert. Um wie viel weniger konnten die Wesen der anderen Welten da die großartige Fähigkeit erkennen, mit der sie doch seit mehr als sechstausend Jahren verbunden waren. Alles hätte dieser Moment des erwachenden Tages ihnen geschenkt; doch kaum jemand vermochte sein Schicksal in die Hände einer aufgehenden Sonne zu legen. Wie dumm und naiv sie doch waren, einzig ihrer Arbeit Lohn Anerkennung zu zollen. Und der Preis war hoch, zu hoch für einen Asen und unvorstellbar für einen Sterblichen.

Heimdallr blickte zum Fußende seines riesigen Bettes. Zwei äußerst filigran geschnitzte Säulen ragten parallel zum Firmament hinauf, während die dritte, die mittlere, den eigentlichen Ankerpunkt zu bilden schien. Weder Säule noch Pfeiler. Die Weltenesche selbst erbot sich dieser Heimstatt Stabilität und Ausgleicheung zu geben. Dieses Privileg hatte Odin selbst Heimdallr einst gewährt. Und es war sicher eines der unglaublichsten Geschenke, die je ein Ase erhalten hatte. Als sei der Weltenbaum, den sie Yggdrasil nannten, gerade selbst erst erwacht, bildeten sich feine Knospen weit oben, wo Krone und Himmel verschmolzen.



Heimdallr rückte ein wenig herüber, lehnte sich mit dem Rücken an den gewaltigen Stamm, Beine und Blick abermals gegen den Sonnenaufgang gerichtet.

»Ach du alter Baum«, dachte er, »wo ist nur ihr Glaube geblieben? War dies alles wirklich Bestimmung? Nein - du und ich, wir wissen es anders. Wir wissen, weil wir ahnen; denn die Ahnung hat dem Wissen die Schöpfung voraus.«

Heimdallr reckte die Hände über den Kopf, berührte die feste, kühle Rinde. In dem er die Augen schloss spürte der Ase den Saft, der von der Quelle weit unten durch die Wurzeln bis in die zarten Verästelungen hinein floss. Unweigerlich gedachte er der Nornen, die unten in Midgard an ihrem Brunnen saßen und das Schicksal der Menschenwesen spannen oder wenigstens früher einmal gesponnen hatten. Wie es ihnen wohl ergangen war seit diesem unsäglichen Ende der alten Welten?

Skuld, die jüngste der drei Hüterinnen, lag ihm besonders am Herzen. Genau genommen hatte sie ihm immer ein wenig näher gestanden, als es für beide gut gewesen wäre. Wie er war sie eine Schaffende. Ihre schöpferische Kraft hatte die eine oder andere liebsame Veränderung in die, ach so eintönige, langweilige und sicherheitsbetonte Welt der Gaia gebracht. Er musste unweigerlich schmunzeln, hätte beinahe begonnen laut los zu lachen. Ob sie wohl auch zurückgeholt oder erweckt worden war?

Wieder gingen seine Gedanken zu jener Kreatur, derer er seine Rückkehr zu verdanken hatte. Jetzt, wo sein altes Heim mit all seinen Wohnlichkeiten und Gerüchen, mit all den Gefühlen und Gefilden und Sehnsüchten zurückzukehren schien, war er fast ein bisschen dankbar. Wie gesagt: fast!

Heimdallr sah sich im Zimmer um oder in dem, was sich gemächlich aber unaufhörlich zu seinem Schlafgemach entwickelte. Während der Raum selbst nur über eine einzige feste Wand verfügte, in die eine schwere Eichentür eingelassen war, die zu den übrigen üppigen Gemächern seiner Burg führte oder bald wieder führen würde, gab es sonst keine weiteren Wände. Wände waren Grenzen. Und Grenzen sollten nur einen wahrhaft winzigen Teil des Lebens ausfüllen. So verfügte dieses Zimmer eben lediglich über diese besagte einzige Wand und einen Holzbohlenboden, der sich bei genauerem Hinsehen als ein unglaublich feines Geflecht von Verästelungen des Yggdrasil entpuppte. Die Äste waren fest ineinander verschlungen, nach der Art, wie die Elben aus Wälderland ihre Häuser und Paläste bauten oder besser gesagt wachsen ließen, indem sie den sie umgebenden Bäumen lediglich die Vorstellung von einer ihnen angenehmen Behausung vermittelten und diese dafür dann auf Sorgfältigste pflegten. Eine fantastische Symbiose zweier doch sonst so unterschiedlicher Wesenheiten. Links vom Bett entstand – oder wuchs oder wie auch immer man es nennen wollte – ein Tisch. Er bestand aus einem Wurzelstumpf, auf dem eine runde Kupferplatte lag. Wenn Heimdallr auch inzwischen begriffen hatte, dass all diese Dinge aus seiner Erinnerung rührten, so war er doch verblüfft über die Originalgetreue Replik jenes Tisches der die Halle über Jahrtausende geschmückt hatte. Das Kupfer war überzogen von

einer grünen Patina. Abbildungen der Sonne, des abnehmenden Mondes, bestimmte Sterne und Sternhaufen sowie zwei Grenzlinien, von denen die eine fälschlicherweise von vielen als der Gürtel des Orion gedeutet wurde, waren filigran in die Kupferplatte eingearbeitet.

Der Ase erinnerte sich sehr gut an die Ereignisse, die den weisen Thýron bewogen hatten, ihm diese kostbare Himmelscheibe zum Geschenk zu machen. Heimdallr selbst hatte erst lange Zeit später verstanden, dass Thýron sein eigenes Volk damit vor einer Erkenntnis hatte schützen wollen, für die wirklich niemand in all den unterschiedlichen Reichen reif gewesen wäre. Im Nachhinein betrachtet hatten sich die Bewohner Midgard's über die Jahrtausende immer weiter von der Beschaffenheit des Ganzen entfernt, hatten sich ein Universum entwickelt, das zwar ohne Zweifel eines der faszinierendsten war, dabei jedoch so unendlich weit vom Ursprünglichen entfernt war, dass selbst Asen und Vanen ihre Schwierigkeiten damit bekommen hatten.

Midgard, die Welt der kreativsten Kräfte. Selbst Nornen und Propheten hatten nicht geahnt wohin diese eine das Sein aller Welten mit all ihren Sporen, Blüten und Früchten führen sollte.

»Gjallarhorn! «

Heimdallr erhob sich vom Bett, schritt ehrfürchtig zum Tisch und betrachtete sentimental das alte Signalhorn. Mit einem Mal reizte ihn die Vorstellung auf die Zinnen der Burg zu steigen und von dort aus den alles durchdringenden dumpfen Ton des heiligen Horns weit über das Land zu schmettern, sowie er es damals getan hatte. Nur würde es nun zur Wiederkehr rufen, zum Neubeginn, zu jener Feierlichkeit, die wie das Ragnarök der alten Prophezeiung oblag. Vorsichtig hob er das Horn an die Lippen und blies zaghaft hinein, auf dass der Ton den Raum niemals verlasse. Doch das Gjallarhorn in seinem sprichwörtlichen Eigensinn, reckte sich und tönte, dass zugleich von Sonnenaufgang bis zum dunklen Firmament der Neubeginn gleichwohl einem Siegesruf erklang. Weit glitt dieser Klang über das Nichts hinaus, dass Asengard neu erwache. Es geschah gerade in diesem denkwürdigen Augenblick dass sich BiFröst öffnete. Das zerstörte Tor erwuchs aus der neuen Kraft vor seinen Augen heran und eine junge anmutige Frau schritt hindurch, stieg zu ihm herauf.



Der alte Lichtgott hatte seinen Zorn überwunden. Im Grunde seines Herzens wusste er, dass sein Schlaf nicht ewig währen können. Er schritt Aljana erhobenen Hauptes entgegen, das Gjallarhorn noch in der starken rechten Hand.

»Du hast mich geweckt?«, donnerte der Lichtgott los, ließ jedoch hinter dem grimmigen Ton, ein freundliches Gesicht erblicken, »ich will hoffen, es gibt für deinen Besuch einen triftigen Grund!«

Ich war ein wenig aus der Puste geraten. Voller Ehrfurcht betrachtete ich den Hünen. Von Thor und Loki hatte ich gehört, von den Geschwistern Freyr und Freya. Doch über den Lichtgott gab es keine Geschichten. Die Völker, denen er einst vorgestanden hatte, hatten aus weisem Wissen auf die Schrift verzichtet. Niemand hatte also etwas über ihn aufgeschrieben. Und im Übrigen hätte keine Beschreibung dem wahren Antlitz des Asen Rechnung tragen können.

Ich nickte, bekam jedoch kein Wort heraus, ob aus Ehrfurcht oder wegen der Strapaze?, das konnte ich kaum entscheiden.

»Über den ewigen Schlaf habe ich wohl die Manieren vollkommen vergessen?«, polterte der Ase. »Mein Name ist Heimdallr. Ich bin der Herrscher über Himinbiörg, das was davon übrig ist oder gerade wieder entsteht. Erwarte nicht, dass ich es dir erkläre. Ich verstehe es selbst nicht. Und wer bist du?«

Doch er ließ mich nicht zu Wort kommen. Heimdallr grübelte: »Du hast mich gewissermaßen erlöst. Du bist die Erfüllung meines Schicksals, wie es die Prophezeiung vor langer Zeit beschrieb. Willkommen in Asengard!«

Er wechselte das Horn in die Linke, um mir die rechte Hand zum Gruß zu reichen.

»Aljana«, piepste ich wie eine Maus, »mein Name ist Aljana. Ich bin ... ich meine, ich wurde ... ich verstehe von alldem viel zu wenig. Ich danke dir, dass du mich empfängst, ehrenhafter Ase! «

»Aljana? Die Wicca! Ich denke, ich habe von dir gehört. «

»Zu liebenswürdig«, zierte ich mich, »es gibt nicht viel in der Welt der Asen, was man sich über mich erzählen könnte. Verzeiht, wenn ich eure Ruhe gestört habe. Das war nicht meine Absicht! «

»So. So. Nicht deine Absicht. Dann lass mich deine Absichten erraten. Du wolltest nur einmal über den Regenbogen nach Asengard spazieren, dem einen oder anderen Asen eine Auferstehung herbeiwünschen, einmal hereinschauen, wie die alten Götter sich so machen – nach ihrem Tod? War es das, was du wolltest? «

Mir war die Angelegenheit mehr als peinlich. Ich hatte niemanden wecken wollen und schon gar keinen Gott. Eine alte Welt durch meine Gedanken erwecken, neu entstehen lassen, das war mehr als nur eine Anmaßung. Es war unerträglich und naiv zugleich. Was hatte ich mir nur dabei gedacht?

Heimdallr las den schweren Selbstvorwurf in meinen Augen. Er lachte: »Liebe Aljana, bildest du dir wirklich ein, du hättest auch nur einen Strohhalm zum Leben erwecken können, wenn dies nicht Skulds Wille entsprungen wäre? Du magst eine gute, kräftige Zauberin sein und eine weise Frau dazu, aber eine Götterwelt entsteht nicht einfach eben so. Es sei denn... «

Er zögerte. Seine Gedanken kreisten um etwas, das er noch nicht erfassen konnte. Der ewige Schlaf steckte noch zu tief in seinen Gliedern. Mühsam brachte er Denken und Erinnerung zusammen. Skuld hatte es prophezeit. Doch sie hatte nicht die Fäden gesponnen. Sollte es möglich sein, dass jemand außerhalb des Kreises der Normen ...? Nein, das war vollkommen absurd! Und doch. Er konnte sich der Vorstellung nicht erwehren, dass eine Wicca seine Welt erstarken ließ, weil sie als eine der Wenigen noch von dieser Welt wusste und sich deren Rückkehr möglicherweise ersehnte. Sie würde daran glauben, davon überzeugt sein. Deshalb könnte sie Asengard aus der Energie ihrer Gedanken, Vorstellungen, Träume neu erschaffen. Heimdallr war fasziniert. Sollte es sich so zugetragen haben, dann hatten die alten Götter den Menschen von Midgard und vermutlich unzähligen anderen Wesen nicht mehr viel voraus. Nun war er es, der ihr die höchste Achtung erwies.

»Ich nehme an, du bist einem guten Mahl und einem bequemen Nachtlager nicht abgeneigt. Darf ich dich einladen, mein Gast zu sein? «

Ich stimmte freudig zu. Der Gast eines Lichtgottes – das kommt schließlich nicht alle Tage vor. Eitelkeit ist sicher keine meiner Tugenden, doch diese Vorstellung erhellte mein Gemüt. Gern willigte ich ein und schritt mit Heimdallr Seite an Seite durch das gewaltige Portal der Himinbiörg.



**als die Schwestern sich besannen  
war das Schicksal weit entrückt  
war gehüllt in ferne Nebel  
doch Skuld, die Jüngste, froher Sinne  
sah die Himinbiörg im Licht  
sah die Tore  
weit geöffnet  
sah die Boten  
sah ein Lächeln  
sah die dunkle Seite nicht**

**von der Änderung entzückt  
knüpfte weiter sie die Wege  
zeigte Möglichem die Stirn  
wundersame neue Zeiten  
schwingen klar und rein  
wundersame neue Weiten  
sinnen neues Sein!**

Noch lebte außer Heimdallr niemand auf der Himinbiörg. Und auch das Land rings umher schien noch weitgehend unbewohnt. So blieben wir in dieser Nacht allein, aßen, tranken, streckten unsere Glieder am wohligh knackenden Kaminfeuer aus und erzählten uns gegenseitig von allerlei Dingen. Schließlich übermannte Heimdallr die Neugier. Welchen Grund gab es für mein Erscheinen? Welchen Grund, diese, seine alte Welt nach so langer Zeit wieder entstehen zu wünschen? Wie hatten sich die Dinge seit dem Ragnarök entwickelt. Regierte dieser neue junge Gott immer noch die Herzen und Hirne der Menschen?

Fragen über Fragen, die ich mich bemühte, geduldig zu beantworten. Doch ich war zu müde, daher riet ich ihm, den Nornen einen Besuch abzustatten. Sie kannten sich in den Dingen der Welten sicherlich weit besser aus.

»Einen großen Gefallen könntest du mir allerdings vorher tun«, fügte ich unsicher lächelnd hinzu.

»Du suchst das Tor von Thýria, habe ich Recht? «

Heimdallr lachte: »Wie mir scheint, habe ich wohl doch noch nicht alle Fähigkeiten verloren. Wir gehen im Morgengrauen. «

Ein erneutes Raunen ging durch die Zuhörermenge. Das Tor von Thýria! Über die Geschichte war es längst Mittag geworden. Die Sonne stand hoch am Himmel.

»Ich denke, bis hierher ist es eine fantastische Geschichte«, bedankte sich Meridor, »vielleicht die spannendste, die ich je gehört habe. Und darüber hinaus auch noch vollkommen wahr. Das ist unglaublich. Doch wir sollten unsere Rednerin nicht überanstrengen. Ein leichtes Mahl würde ihr und auch uns jetzt wohl sehr gut tun.«

Aljana hatte nicht gemerkt, wie schnell die Zeit vergangen war. Während des Erzählens hatte sie die Ereignisse selbst noch einmal durchlebt, war sie noch einmal zurückgekehrt zu den Nornen, war über den Regenbogen nach Asengard gegangen und hatte den Abend mit Heimdall genossen, wie mit einem Bruder oder einem alten Freund. Doch jetzt spürte auch sie, wie ihre Glieder erlahmten und sich im Magen ein leichtes Hungergefühl einstellte. Der Elbenfürst reichte ihr einen Krug Salmas, den sie beinahe in einem Zug leerte. Eine leichte Speise munterte Gemüt und Glieder schnell wieder auf.

»Lass uns ein wenig spazieren gehen«, schlug Meridor nach dem Essen vor, »den Mittag in all seiner Vollkommenheit genießen.«

Während Eliasar tief versunken alte Melodien zupfte, standen Aljana und Meridor auf, um sich ein wenig die Beine zu vertreten. Der Elbenfürst bot der Wicca seine Hand, die sie gerne annahm. Dann führte er sie über eine steinerne Treppe vom Plateau herab zu einer kleinen Quelle, deren Wasser so klar war wie der Klang einer goldenen Glocke. Sie setzten sich auf einen umgestürzten, bereits leicht verwesten Baumstamm. Meridor sah die Wicca lange und nachdenklich an, bevor er sich entschloss, ihr die Frage zu stellen, die ihn schon seit ihrer Ankunft bewegte.

»Glaubst du, es wird gelingen die beiden alten Streithähne zum Frieden zu bewegen?«

»Du meinst dein Volk und das von Irandhar, dem Feenreich?«

Sie sah dem Elbenfürsten lange und forschend in die Augen. Beide Völker waren sehr krank und voller Sehnsucht nach Frieden und Eintracht. Feen wie Elben waren jedoch immer noch sehr stolz, vielleicht zu stolz. Einer Begegnung zwischen Meridor und Mirhanäa, der Herrscherin des Feenvolkes stand sie aus verschiedenen Gründen mit gemischten Gefühlen gegenüber. Für einen dieser Gründe schämte sie sich sogar ein wenig.

»Es ist die drohende Dunkelheit, die euch am Ende zwingen wird aufeinander zu zugehen«, antwortete sie kurz entschlossen. »Während sich dein Volk nach seiner Heimat sehnt, stirbt das Feenreich. Du weißt, was das bedeutet?«

Meridor nickte bedrückt. Aber warum ging es ihnen so schlecht. Sie hatten in Dannbarar gesiegt. Sie hatten ihr Land behalten. Sie hätten glücklich über den Ausgang der Dinge sein müssen.

»Wie könntet Ihr glücklich sein?«, gab die Wicca zu bedenken. »Durch diesen Kampf, ja dadurch dass er überhaupt stattfand, haben die Feenwesen das Vertrauen in andere Völker gänzlich verloren. Selbst ihre besten Freunde waren zu ihrem größten Albtraum geworden. Ohne Vertrauen gab es für sie

keine Hoffnung. Und ohne Hoffnung musste jene Schwingung versiegen, die aus dem Ursprung des Feenreiches das Universum nährte. «

Dem Elb lief ein kalter Schauer über den Rücken. Dann hatten also seine eigene Arroganz und die der Feenkönigin Mirhanëa eine regelrechte Katastrophe für das gesamte Universum ausgelöst. Das hatte er nicht einmal ahnen können. Das Blutbad, die Verelendung, die Flucht – hatten sie denn nicht schon genug gezahlt?

Aljana schloss ihn fest in die Arme. Diese Botschaft hatte sie ihm nicht mitteilen wollen. Sein Leid schmerzte sie selbst zu sehr. Wie gerne hätte sie ihm diese Nachricht erspart. Aber es half nicht. Elben und Feen mussten sich vertragen, mussten wieder das Vertrauen zu einander finden. Und das sehr schnell. Nur so konnte das Gleichgewicht der hellen Seite wieder hergestellt werden. Im Übrigen handelte es sich bei Dannbarar, ähnlich dem Ragnarök, um eine vor Urzeiten beschlossene Fehde, deren Ausgang kein Elb, keine Fee und kein Mensch hätte verändern können. Mag sein, dass sich die Qualität von Prophezeiungen nun neue Formen erschloss, dass die Wege sich in neue ungeahnte Richtungen entwickeln konnten. Mag auch sein, dass ein Ereignis in unterschiedlichen Dimensionen unterschiedliche Folgerungen zuließ. Selbst die karmische Verantwortung war in Frage gestellt. Niemand wusste, ob es sich nicht einfach nur um ein Relikt aus alter Zeit oder schlichtweg eine von Herrschern genutzte Drohung handelte. Doch an den Dingen der vergangenen Tage hätte all das nichts geändert.

Jedes Opfer verlangt nach einem Schuldigen. Da mit dem Tod des Schuldigen der Schuld jedoch selten genüge getan ist, hegt das Opfer den Gedanken ewiger Rache. Doch das nutzt weder ihm noch seinem Gegner. Im Gegenteil, es verdreht die Rollen auf skurrile Weise. Am Ende, nach Generationen von Opfern und Schuldigern kann niemand mehr von einer Urschuld sprechen. Danach ist das Karma nicht mehr aufzulösen, sondern vollkommen in einander verflochten. Nicht einmal die Nornen könnten da noch zu einer Entflechtung beitragen.

Elben wie Feen wie Nornen, Asen oder Menschen – sie alle waren in das Schicksal der alten Zeit verstrickt und sie alle waren von den Veränderungen betroffen, die sich schwerfällig über das Universum ergossen.

»Haben wir eine Hoffnung?«, fragte Meridor nach einer Weile.

»Natürlich haben wir eine!«, erwiderte Aljana. »Du wirst dich mit Mirhanëa treffen müssen. Euere beiden Völker und weit höhere Instanzen erwarten dies von euch. Fasst Vertrauen zueinander. Lernt, den anderen zu ehren, zu lieben. Lernt oder erinnert euch einfach daran, wie es zwischen euch gewesen ist.«

Der Elbenfürst löste sich sanft aus der Umarmung und runzelte die Stirn: »Du bist sicher, dass du das möchtest?«

Aljana errötete. Natürlich wünschte sie sich eine andere Liebe; denn sie kannte sehr wohl die Geschichten über die Liebe zwischen Mirhanëa und Meridor, die zu jenem grausamen Eklat der Völker geführt hatte.

»Die Dinge werden geschehen, wie zu geschehen sie geplant waren!«, antwortete Meridor, ohne Aljanas Überlegungen abzuwarten. »Mach dir keine

Sorgen. Die Ereignisse werden ihren Weg in die Herzen finden. So ist es prophezeit und so soll es sein! «

»Gibt es denn eine Aussicht für uns?«, ließ sich Aljana endlich hinreißen. Und sie biss sich bei den Worten auf die Zunge.

»Es gibt eine. Wir werden uns eine schaffen. Auch wenn das mit dem Vertrauen gerade in den Herzen geringen Widerhall findet, wäre ich doch froh, wenn wenigstens du mir vertraust.«

Mit diesen Worten stand er auf, drückte sie herzlich und bat ihr seine Hand für den Aufstieg. Das Volk hatte ein Anrecht auf den zweiten, für die Elben sicherlich bedeutenderen Teil der Geschichte. Die endlose Geduld musste nicht in unnötiger Weise weiter strapaziert werden.

Als Aljana in Begleitung des Elbenfürsten auf das Plateau kam, fand sie eine fasziniert lauschende Menge vor. Eliasar und Mnemandhana hatten sich einmal mehr in die Herzen des Volkes von Thýria gespielt. Die beiden Ankömmlinge nahmen leise und unauffällig auf dem Blumenthron platz und genossen die wundervollen Klänge. Selbst die Wicca erkannte in den Harmonien die Geschichte vom Anbeginn elbischen Lebens wieder. Und sie sah wie sich ein grünlicher Schimmer, gewebt aus Träumen, Sehnsüchten und Klängen der Zuhörer, über das Plateau erhob, gewissermaßen als Dank an das unendliche Universum. Eliasar änderte Melodie und Spielweise. Er verfiel nun in eine Art geheimnisvollen Tonkreislaufes, durch den er die Zuhörer auf den zweiten Teil von Aljanas Geschichte einzuschwingen gedachte.

»Heute morgen habe ich euch von Heimdallr erzählt«, begann die Wicca und schämte sich fast für ihre im Vergleich zu dem in der Luft schwebenden Harfenklang profane Stimme.

»Der Ase, der Gottvater der Nordmensen, begleitete mich bis zum dreizehnten Tor, das ihr Dwarl nennt. Da die Welt der Asen gerade neu entstand, war der Weg, wie man sich denken kann, weder sehr weit noch sonderlich beschwerlich. Heimdallr selbst hatte eine andere Erinnerung daran; doch selbst Erinnerungen können bisweilen trügen. Nur wenige hundert Fuß vor den Toren der Himinbiörg erstreckte sich das Postament der Brücke BiFröst, über die ich nach Asengard gelangt war. Allerdings war die Brücke selbst nun nicht sichtbar. Heimdallr erklärte mir, dass BiFröst in früheren Zeiten für Besucher immer offen gestanden habe. Er hatte bereits darüber nachgedacht, sie nach Midgard hin wieder zu öffnen, empfand das jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt als wenig sinnvoll. Die Menschen von Gaia hatten kaum noch eine Ahnung von dem, was sich damals zugetragen hatte. Sie kannten weder die Regenbogenbrücke, noch die Himinbiörg. Nicht einmal Asengard als eigene Welt entsprach derzeit ihrer Vorstellung. Das musste es auch nicht. Jedenfalls war der Ase selbst im Moment einer der wenigen, die BiFröst aufwecken konnten und er würde es den Menschen, weiß der Himmel, nicht unter die Nase reiben. Das erschien auch mir als nicht abwegig. Selbst wenn ich längst darüber sann, wie einfältig die Menschen doch gegenüber den Ereignissen waren, über kurz oder lang mussten auch sie die wahren Bedrohungen erkennen, deren Ausläufer längst in ihre Seelen gekrochen war.

Wir ließen BiFröst linker Hand liegen und wanderten über einige Wiesen hinauf zu einer Bergkuppe, von der aus man weit ins Land blicken konnte. Als ich dort oben stand, empfand ich ein seltsames Gefühl. Mir war, als entstünde das Land gerade erst in diesem Augenblick. Ich begann zu verstehen, was Heimdallr in den letzten Tagen durchgemacht hatte. Es war in der Tat ein sehr eigenwilliger Anblick. Gen Norden erstreckte sich eine weite Ebene. Am Horizont konnte ich weiße Felsen entdecken, war jedoch nicht in der Lage zu erkennen, ob die Gipfel von Schnee bedeckt waren oder ob es sich schlicht um weißes Gestein handelte.

Gegenüberliegend gen Süden und auch gen Osten erstreckten sich zahllose Hügel und Wälder. In der Ferne entdeckte ich eine Felswand mit einem Wasserfall, der recht gigantisch sein musste, sonst hätte ich ihn aus dieser Entfernung wohl kaum erkennen können.

Vom Hügel führte ein Weg hinab in Richtung Westen in einen Wald aus Nadel- und Laubbäumen. Im Vergleich zu den mir bekannten Wäldern gab es hier erstaunlich wenig Unterholz, viele lichte Wiesen und vor allem eine deutlich hohe Anzahl dieser uralten Ginkgo-Bäume.

»Hast du das Tor entdeckt?«, wollte Heimdallr wissen, der mir neugierig zusah, während ich meine Blicke noch über die Landschaft schweifen ließ.

»Wir sollten vielleicht in diese Richtung gehen«, antwortete ich und wies auf einen Weg, der sich an einem Bachbett entlang schlängelte.

Heimdallr lächelte: »Es ist dein Wald. Es ist dein Weg. Gehen wir, wohin immer du gehen möchtest.«

Ich sah den Asen erst Stirn runzelnd, dann fragend an: »Kennst du den Weg denn nicht? Ich dachte, du führst mich zum Elbentor.«

Heimdallr lachte laut heraus: »Ich dachte ... so, so, du dachtest. Und ich dachte, du hast mich und meine gesamte Welt gerade erst wieder erweckt. Mein Elbentor aus früherer Zeit lag in einer etwas anderen Richtung. Der Weg war ein etwas längerer. Und das Tor sah sicher etwa anders aus, als das, was wir nun finden werden. Lass uns nachsehen wo deine Gedanken uns hinführen. Ich bin wirklich sehr neugierig.«

So stiegen wir den Hügel hinunter, wanderten durch den gemischten Wald und suchten uns um die Mittagszeit eine kleine Lichtung am Bach, wo wir das Wasser kosteten und unsere Füße badeten. Von einem Busch probierten wir süße blaue Beeren. Unter einem mir unbekanntem Nadelbaum entdeckte ich einige mir eben so unbekanntes Pilze, zog es jedoch vor, deren Bekanntschaft auf einen späteren Besuch zu verschieben.

Nach der kleinen Pause folgten wir weiter dem Weg, durchquerten zweimal den Bach und kamen schließlich an eine Felswand, deren Gipfel die Spitzen der Bäume knapp überragte. Der Weg schien hier zu enden, während der Bach seine Quelle direkt im Fels zu haben schien.

»Sollen wir hinaufklettern?«, fragte ich zweifelnd.

»Es ist deine Wand. Es ist dein Tor.«, lachte Heimdallr, »denke was du willst. Welchen Weg möchtest du gehen – den einfachen oder den schwierigen?«

»Den einfachen natürlich!«, platzte ich hervor. »Reden eigentlich alle Asen immer in Rätseln? Es wäre nett, wenn du mir etwas mehr helfen würdest. Ich denke du kennst den Weg?«

»Natürlich kenne ich den Weg«, grinste der Ase, »und ich habe ihn dir schon einige Male erklärt. Aber es mag sein, dass ich mich in dir getäuscht habe und du dir deiner Angelegenheiten tatsächlich nicht so recht bewusst bist, liebe Wicca.«

Er sah mich nachdenklich an. »Du kannst dir den Weg durch das Tor richtig schwer machen: mit Rätseln, unsichtbaren Barrieren oder Monstern, mit Blitzen und Donner, Wolkenbrüchen und Dornenhecken. Das wäre ohne Zweifel sehr spannend. Nun erkläre mir, worin liegt der Sinn deines Besuches? Möchtest du dich mit dem Tor messen oder auf die andere Seite gelangen?«

Was für eine Frage war das nun wieder? Ich war auf dem Weg nach Wälderland. Ich hoffte, dort einige Dinge vorzufinden, die helfen konnten, einen alten Konflikt zu beenden. Der Weg interessierte mich doch nur am Rande. Sicher war es faszinierend mit Heimdallr durch Asengard zu wandern. Tagelang hätten wir auf Entdeckungsreise gehen können, verschollene Orte finden, einfache Wesen und weise Asen treffen. Doch das hatte Zeit. Wichtige Dinge nahmen derzeit einen schlimmen Verlauf und mussten so schnell wie nur möglich beendet werden. War ich mir meiner Mission auch seinerzeit am Brunnen der Nornen nicht gleich gewahr geworden, ich musste durch dieses Tor nach Thýria gelangen. Dort würde sich mir der Sinn meiner Reise ganz sicher vollständig offenbaren. All das versuchte ich Heimdallr zu erklären, wenn ich auch das Gefühl hatte, dass er meine Worte nicht wirklich ernst nahm.

»Dann geh!«, erwiderte er schließlich nach einem bedeutungsvollen Schweigen und wies mir den Weg geradewegs durch die Felswand.

»Das ist eine Felswand!«, protestierte ich.

»Geh!«, wiederholte er in einem Ton, der eines Gottes aus Asengard absolut würdig war. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Zorn funkelte in seinen Augen. Wütend schlug er gegen den Fels; doch anstatt sich die Hand zu verletzen oder gar den Felsen zu zersplittern, versank seine Hand vollends im Stein. Was für ein Zauber war das? Ich konnte es nicht fassen.

»Was genau erwartest du das ich tue?«, versuchte ich es noch einmal einigermaßen eingeschüchtert. Heimdallrs Blick hellte sich auf. Freundlich nahm er mich in die Arme.

»Warum sollte ich etwas von dir erwarten? Du bist eine Wicca, eine Dienerin der Mutter. Sie wird etwas von dir erwarten und sie wird genau wissen, was es ist. Und glaube mir, sie hat dich mit großen Kräften ausgestattet, mit größeren vielleicht als du vermutest. Doch die Mächte mit denen du es zu tun hast, sind manchmal etwas eigenwillig, etwas launisch. Ich habe dich begleitet. Ich habe dir alles verraten, was du mir gestattet hast dir zu verraten. Meine Mission endet hier. Falls du eines Tages Sehnsucht nach einem guten Mahl in der Himinbiörg hast oder Sehnsucht nach einem alten Asenklotz, dann würde ich mich über deinen Besuch wirklich sehr freuen. Ich muss jetzt gehen. Schließlich gibt es da noch eine halbe Welt zu erwecken!«

Heimdallr zwinkerte mir zu, entließ mich aus seinen Armen und stapfte mit gewaltigen Schritten zurück in den Wald. Ich hatte nicht einmal Gelegenheit mich zu verabschieden.

Heimdallr hatte mir die Lösung des Rätsels um das Tor Dwarl verraten, dessen war ich sicher. Ich musste wirklich blind sein, sie nicht zu begreifen. Ich setzte mich an die Quelle im Fels und versuchte, mir seine Worte in Erinnerung zu rufen.

„Du kannst dir den Weg durch das Tor richtig schwer machen: mit Rätseln, unsichtbaren Barrieren oder Monstern, mit Blitzen und Donner, Wolkenbrüchen und Dornenhecken. Das wäre sicherlich sehr spannend. Möchtest du dich mit dem Tor messen oder hindurchgehen?“

Was hatte er damit gemeint? „Du kannst dir den Weg richtig schwer machen?“ Das bedeutete nichts anderes, als dass es einen schweren sowie einen leichten Weg geben musste. Aber warum fragte er, ob ich mich mit dem Tor messen wolle? Das war vollkommen absurd. Für solche Albernheiten hatte ich keine Zeit und abgesehen davon fehlte mir jedwedes Interesse an solchen Spielen mit dem Ego. Oder täuschte ich mich?

Einer spontanen Eingebung folgend streckte ich die Hand aus. Ausch, es geschah, was geschehen musste: ich stieß gegen die Felswand und hätte mir bestimmt einen Finger verstaucht, wenn ich nicht von vornherein gezögert hätte. So war ich noch einmal mit leichten Schrammen davon gekommen. Um die Schmerzen zu lindern, tauchte ich die zerschrammte Hand in das frische Quellwasser.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen. Schon wieder Vollmond? Ich war irritiert. Hatte es nicht gerade erst einen Vollmond gegeben als ich die Nornen verlassen hatte? Möglicherweise sah ich von Asengard aus einen anderen Mond, tröstete ich mich und planschte Gedankenversunken in der silbrig schimmernden Quelle herum. Dabei gingen mir allerlei Dinge durch den Kopf. Unter anderem erinnerte ich mich an einen alten Kinderreim. Ich musste laut lachen, dass mir gerade jetzt so etwas einfiel. Doch das war mir in diesem Augenblick egal. Ich hatte einfach Lust auf diese Art von einfachen einfältigen Reimen und begann sie in die Erinnerung zurück zu holen. Wie war das doch gleich:

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
sprengen Fesseln  
öffnen Herzen  
mit solchem Satz  
darfst du nicht scherzen!**

Ein wirklich dämlicher Reim. Schon als Kind hatte ich darin keinen Sinn erkennen können. Allerdings glaubte ich mich zu erinnern, dass der Spruch im Ursprung ein vollkommen anderes Ende nahm. Ich sah in die vom Mondlicht schimmernde Quelle. Dann sah ich zum Mond hinauf. Ein kurzer, knapper

Zauberspruch? Nicht gerade das Spezialgebiet einer Wicca. Aber warum nicht. Ich versuchte es noch einmal:

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Das war es! Ganz ohne Zweifel war das der Spruch, so wie ich ihn von meinen Ahnen gelernt hatte. Jetzt war ich absolut sicher, dass mir diese Worte helfen würden, durch das Tor zu gelangen. Und ich war ebenfalls sicher, dass sich das Tor direkt neben der Quelle befand, eben an jener Stelle, in die Heimdallr vor ein paar Stunden hineingefasst hatte. Ein Ase benötigt keine Zaubersprüche, keine Magie. Er selbst ist Magie genug. Der Vollmond kam mir gerade recht. Bei Vollmond hatte ich in meinem Leben viele gute Dinge erreicht. Der Mond würde mir sicher bei meinem Vorhaben helfen.

Ich benetzte meine linke Hand mit dem kostbaren Mondquellwasser, legte sie an den Felsen und begann mit ehrfürchtig zitternder Stimme mein Ritual.

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Ich benetzte ein zweites Mal die linke Hand und wiederholte das Ritual.

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Ein letztes Mal tauchte ich die linke Hand in das kostbare Wasser und sprach voller inbrünstiger Überzeugung die Worte:

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Tatsächlich löste sich der Stein plötzlich und wie erwartet unter meiner Hand auf. Ohne zu zögern und ohne eine Ahnung von dem, was mich auf der anderen Seite erwarten würde, sprang ich durch den Fels. Und wirklich: der Schritt nach Thýria war gelungen. Wenngleich der Wald und der Mond und die Quelle auf dieser Seite sich nicht wesentlich von ihrem Pendant unterschieden. Es gab keine Zweifel: ich hatte das Wälderland erreicht. «

Ein bewunderndes Raunen ging durch die Menge. Und selbst der Elbenfürst war von der Geschichte derart gepackt, dass er nun deutlich erleichtert aufatmete. Aljana ihrerseits fand wenig Entspannung in der Lösung des Rätsels. Die Worte Heimdallrs gingen ihr einfach nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatte den Weg über ein Ritual gewählt, weil sie an Rituale gewöhnt war und sie auf deren Wirksamkeit vertraute. Heimdallr selbst hatte ohne Quelle und ohne Vollmond und auch ohne hörbare Beschwörung in den Fels hineingefasst. Sicherlich besaß er als Ase die eine oder andere göttliche Fähigkeit. Er bewältigte ein solches Hindernis auf seine ureigenste Weise. Dennoch blieb einfach das Gefühl, dass er über ihren Lösungsweg schallend laut lachte – aber warum?

»Ist alles in Ordnung? « Meridor holte sie aus ihrer Grübeleien in die Elbenwelt zurück. Sein tiefer Blick zerstreute Aljanas Zweifel.

»Wälderland«, fuhr sie fort, »ich stand auf dem Boden der alten Elbenwelt, die ich bisher nur aus Legenden kannte. Was im ersten Moment dem Walde Asengards sehr ähnlich gesehen hatte, stellte sich mir nun als eine vollkommen andere Welt dar.

Vor dem Fels, der das Tor bildete, befand sich eine kleine Lichtung auf der frische, bunte Sommerblumen zwischen hohen Gräsern wuchsen. Die Fläche war von einem dichten, düsteren, wenig einladenden Wald umrankt. Ich konnte mir gut vorstellen, dass niemand freiwillig diese unwirtliche Umgebung aufsuchen würde. Ein Wald, den keiner betritt. Ein Tor, das wie eine Felswand aussieht. Ein Rätsel! Das schreit geradezu nach einer Legende oder einem alten Mythos. Es war genial, ein reales Tor hinter einem Mythos zu verbergen. Ein besseres Versteck war wirklich kaum denkbar.

Wie dem auch sei. Ich fand an dem von der Quelle ausgehenden Bach einen schmalen überwucherten Pfad. Dort entlang quälte ich mich durch Dornengebüsch und vertrocknete Fichtenstämme. Die Luft roch nach wilden Schweinen. Im Unterholz entdeckte ich mehrere matschige Kuhlen, die den Tieren sicher zum herumsuhlen dienten. In den Baumwipfeln, die so hoch und dicht waren, dass sie den Himmel fast völlig verdeckten, tummelte sich eine Vielzahl kleinerer Vögel. Ihr Singsang verursachte einen ordentlichen Radau.

Je weiter ich kam, desto heller und lichter wurde der Wald. Das Unterholz war nicht mehr ganz so dicht, Nadel- und Laubbäume waren bunt gemischt. Sogar einige Baumriesen waren unter ihnen zu finden, die den Himmel zu kitzeln schienen. Ein gewaltiger Anblick.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als mich der Weg am Bach aus dem Wald heraus auf eine Aue führte. Ein guter Ort für eine erste Übernachtung im Wälderland, überlegte ich und suchte mir ein gemütliches Plätzchen, an dem ich ein kleines Feuer entfachen konnte. Ein wenig Holz war schnell gesammelt. So saß ich bald am lodernen Lagerfeuer, sah in die Flammen, die mein Gesicht über die Maßen erhitzen und träumte von Elben, die hoch oben in den Bäumen ihre natürlich gewachsenen Häuser bewohnten.

Ich träumte von Lichtern, die die Nacht erhellten und von Kindergeschrei, das ein munteres Miteinander verriet.

Plötzlich schreckte ich hoch. Jemand beugte sich dicht über mich. Ich spürte einen kalten, nicht sehr angenehm riechenden Atem. Eine feuchte Nase stupste mich an. Ich fühlte mich wie die willkommene Beute eines gewaltigen Raubtieres. Tausend Möglichkeiten schossen mir durch den Kopf, wie der Überfall wohl stattfinden würde.. Ich tastete nach dem Dolch an meinem Gürtel, zog ihn vorsichtig aus der Scheide und sprang in dem Moment, da ich die Augen schreiend aufriss, los. Die Attacke war geglückt. Ich hatte dem Tier einen gehörigen Schreck eingejagt. Es war auf die andere Seite des Feuers geflüchtet und sah nun misstrauisch zu mir herüber. Als ich dem Tier, es war ein stattlicher Luchs, in die bernsteinfarbenen, leuchtenden Augen sah, tat mir der Angriff schon beinahe wieder leid.

Von je her war ich mit Luchsen aufgewachsen. In meiner Welt akzeptierten sie mich neben sich. Manche Wege hatte ich gemeinsam mit einem Luchs zurückgelegt, wenngleich Luchse nicht gerade als Familientiere bezeichnet werden können. Ich war gespannt, wie sich dieses Tier verhalten würde. Es beobachtete mich genau, jederzeit bereit zum Sprung oder zur Flucht. Misstrauisch kauerte es auf dem Boden und wartete, wie ich reagieren würde. Ich beschloss, mich erst einmal wieder hinzusetzen. Ein größerer Stein, nicht weit vom Feuer, schien mir einen geeigneten Sitzplatz zu bieten. Ich erinnerte mich an die Regeln der Falkner, die besagen, dass ein Falke nur dann Vertrauen fasst, wenn sein Gegenüber länger wach bleibt als er selbst. Eine ähnliche Haltung hatte der Luchs. Er begann sich zwar zu entspannen, rälkelte sich am Boden, streckte die Glieder von sich, aber sein Augenpaar blieb unverändert auf mich gerichtet. Nach einer Ewigkeit des gegenseitigen Anstarrens, drohten mir die Augen zu zufallen. Wenn jetzt nicht irgendetwas geschah, würde ich auf der Stelle einschlafen und vermutlich vom Stein kippen. Das hätte sicher keine günstige Entwicklung nach sich gezogen. Also traf ich endlich die Entscheidung den Luchs anzusprechen. Ich redete mit ruhigen, sanften Worten auf ihn ein, fragte nach seinem Namen, erzählte von meiner Ankunft in Wälderland und von der Freude den Elbenwald tatsächlich gefunden zu haben.

Während ich so redete und redete rückte der Luchs Stück für Stück näher an mich heran. Sein Gesichtsausdruck wirkte, als verstehe er jedes Wort. Ich begann mich bereits zu fragen, ob es gut war, ihm all das zu erzählen. Hier und da fauchte er leise, als wolle er einen Kommentar abgeben. Im Morgengrauen lag er zu meinen Füßen und genoss es im Fell gekault zu werden. Ich hatte offensichtlich einen ersten Freund in diesem Land gefunden.

Ich selbst war irgendwann von meinem Stein heruntergerutscht und war halb sitzend eingeschlafen. Als ich erwachte stand die Sonne bereits am Himmel. Die Wiese war noch feucht. Das Feuer war vollständig heruntergebrannt. Den Luchs konnte ich nirgendwo entdecken. Er hatte sich offensichtlich zurück in die Wälder gemacht. Also stand ich gemächlich auf, ging erst einmal zum Bach, trank etwas klares, sehr weich schmeckendes Wasser und erledigte so gut es eben ging meine Dinge. Dann kramte ich in

meiner Tasche, sehr erfreut noch etwas Essbares zu finden. Nach dem Essen, räumte ich die Reste des Feuers in einer kleinen Grube zusammen, damit nicht doch noch aus einer unsichtbaren Feuerzunge ein Brand entstehen konnte. Dann machte ich mich auf den Weg.

Da nach meinen Erfahrungen die meisten Siedlungen an Bächen oder Flüssen liegen, hielt ich es für eine gute Idee dem Bach eine Weile zu folgen. Stunden um Stunden wanderte ich in einer unglaublich schönen Landschaft. Ein niemals endender Wald umgab mich in jenen Farben, die der Frühling für die Seele bereithält. Nur selten in meinem Leben durfte ich das Gefühl genießen ein wertvoller, geliebter Teil der Natur zu sein. Dieser Wald strahlte eine Liebe und Freundschaft, eine Sanftmut und Sehnsucht, eine Freude und Lebenslust aus, wie ich sie wirklich noch nicht erlebt hatte. Es war einfach fantastisch. «

Wieder ging ein Raunen durch die Menge. Einige von den ganz alten unter den Elben jedoch schluchzten leise in sich hinein. Es waren nur Worte von einer Wicca. Es war nur eine Beschreibung. Aber sie traf die Elben in ihrem tiefsten Inneren und ließ für einen Augenblick ein uraltes Gefühl wieder entstehen, an das sie sich lange nicht mehr hatten erinnern können. Wälderland! Plötzlich spürten sie wieder ihre Herkunft. Hunderte von Elben auf dem Plateau begannen tief zu atmen. Wie eine einzige Woge hauchten sie einen Teppich grünlich schimmernden Odems über die Welt. Aljana erlebte einen wahrhaft heiligen Moment. Jeder nahm seine Nachbarn an den Händen. Mit geschlossenen Augen schickten sie eine Welle weichen grünen Atems in die Welt hinaus. Tief berührt rührten sie das Universum selbst zu frischen Taten an. Meridor blickte Aljana in die Augen. Ihre Worte hatten ihn zu tief getroffen. Sie hatten seine Sehnsucht nach dem Ursprung, nach dem Land der Väter ins Unerträgliche getrieben. Und mehr noch – er spürte den glühenden Schmerz brennender Liebe zu jener Frau, die den Glaube und die Hoffnung seines Volkes allein durch ihre Worte, ihre Art zu sprechen, ihre Art die Dinge zu sehen, zurückbrachte. Eine kleine salzige Perle löste sich aus seinem Auge und nahm ihm für einen Flügelschlag des Schmetterlings die Sicht. Aljana fühlte, das etwas Unglaubliches in dem Elbenfürsten vor sich ging; denn sie wusste genau: Elben weinen nicht! Schweigend drückte sie ihn an sich.

»Wenn wir nicht in den Äonen der Zeit mit dem gesamten Plateau verschmelzen wollen«, scherzte sie schließlich, »sollte ich die Geschichte vielleicht zum Ende bringen. Wir hätten da noch ein gutes Stück Weg vor uns, in einem Land, dessen Schönheit keine Legende gerecht wird! «

Die Menge beruhigte sich langsam. Eliasar spielte eine leichte, beschwingte Melodie und holte die meisten auf diese Weise in die Wirklichkeit zurück. Einige jedoch ließen es nicht zu. Ihre Herzen waren mit der Sehnsucht verschmolzen und sie würden diese Verschmelzung erst an jenem Tag wieder lösen, da ihr Fuß das Wälderland betrat.

»So wanderte ich also staunend und erfüllt von tiefer Freude Stunde um Stunde vor mich hin, folgte dem Bach, der mittlerweile eine beachtliche Breite

von bestimmt zwanzig Fuß erreicht hatte und träumte von einer Welt, die wunderbar heil und liebevoll gestaltet war, wie dieser Wald es dem Wanderer versprach. Eines Tages würde das Licht gewiss so hell und glücklich in alle Welten hineinblinzeln, dass es selbst die frostigsten aller Herzen erwärmte. Da war ich ganz sicher. Es war eine Ahnung des ersten Zeitalters. Ja, lange vor dem Untergang der Asen, Ewigkeiten vor dem Erstaken der neuen Planetensysteme musste das reine Licht des Universums diese unfassbare Energie der Freude und Liebe erlebt haben. Beinahe erwischte mich bei dieser Ahnung ein Gefühl von Wut, und Zorn. Wer hatte es in seiner Einfältigkeit gewagt, diesen Traum zu stören. Was immer ich tun musste, um den Klang und das Licht des All-Einen wieder zu gewinnen, ich war bereit. Ausgestattet mit einem vollkommen neuen Selbstbewusstsein wanderte ich strammen Schrittes voran, nicht ahnend wie sehr mich diese Gedanken noch schmerzen sollten.

Die Sonne hatte ihren Weg schon weit über den Zenit geführt, als ich beschloss, eine kleine Pause zu machen. Ich setzte mich an den Bach, der sich jetzt durchaus schon Fluss nennen lassen konnte und blickte in das goldgelb schimmernde Wasser. «

»Hinduân! «, rief jemand völlig euphorisch dazwischen.

»Ja, es ist der Hinduân. Der heilige Fluss! Sie hat den heiligen Fluss gefunden. Dann war sie bestimmt auch in Araguat, der heiligen Stadt. Sie kann sie nicht verfehlt haben. Araguat liegt doch direkt am Hinduân. «

Mit großen Augen und hohen Erwartungen sahen sie Aljana an. Wie spannend all das auch war, die folgenden Ereignisse würden ihnen nicht so sehr gefallen wie sie es im Moment noch glaubten oder hofften. Die Euphorie würde schnell verfliegen. Die Wicca zweifelte, ob sie wirklich von allem berichten wollte, was sie erlebt hatte. Vielleicht sollte sie einige schwerwiegende Details nur einem kleinen Kern von Eingeweihten anvertrauen. Am besten nur Meridor. Aber gerade der tat ihr am meisten leid. Es half nichts. Sie würde die ganze, bittere Geschichte erzählen. Vielleicht war eben das der Verlauf des Schicksals und das Elbenvolk um den Fürsten würde helfen können, die Dinge zum Guten zu wenden.

»Ja, ihr habt Recht! «, es war in der Tat der Hinduân, der heilige Fluss. Er begleitete mich beinahe auf der gesamten Wanderung. Auch erbot er sich als ein wunderbarer Lebensspender. Selten habe ich ein Getränk erlebt, das gleichermaßen erfrischte und die Glieder stärkte wie das Wasser des heiligen Flusses. Ich genoss jeden Schluck von diesem köstlichen Nass in größter Ehrfurcht, das müsst ihr mir glauben.

Noch im Laufe dieses Tages stieß ich auf ein erstes Elbenhaus, hoch oben in einem Ginkgo-Baum. Ich wäre gerne hinauf gestiegen, doch leider bot der Stamm dazu keine Möglichkeit und von der ursprünglichen Leiterkonstruktion war nicht mehr viel übrig geblieben. Lange schon musste dieses Anwesen der Einsamkeit anheim gefallen sein. Es ist vermutlich müßig Elben etwas über Elbenhäuser zu erzählen. Ich kann nur sagen, dass ich von

den fein gewachsenen Wänden, Türmen und Dächern mächtig beeindruckt war. Hier hatte ganz sicher kein Einsiedler gewohnt. Es muss die Unterkunft eines großen Klans gewesen sein. Auf dem Anwesen entdeckte ich eine Obstplantage mit Früchten, die denen des Bala-Baumes nicht unähnlich waren, nur waren sie etwas größer und besaßen einen Kern. Ihre Farbe war grün. Wegen der Farbe hatte ich vermutet, dass sie noch nicht reif gewesen wären. Sie waren jedoch bereits derart süß und saftig, dass ich gleich drei von diesen Früchten aß und mir eine kleine Reserve in der Umhängetasche verstaute. Auf dieser Wiese standen noch weitere unterschiedliche Obstbäume und einige Büsche mit blauen und roten Beeren. Da ich tatsächlich hoffte nun endlich auf Elben zu stoßen, verzichtete ich auf eine weitere Inspektion und machte mich wieder auf den Weg.

Es wurde bereits dunkel, als ich am Ufer des Hinduån mein Nachtlager aufschlug. Wiederum sammelte ich etwas Holz und entzündete ein Feuer. Ich hatte mich gerade hingelegt, als mich eine mittlerweile bekannte feuchte Nase anstupste. Im Vertrauen auf den Luchs der letzten Nacht verzichtete ich auf einen abrupten Verteidigungsstoß und öffnete lediglich die Augen. Tatsächlich – er war zurückgekehrt, als wolle er mich in der Nacht beschützen.

„Jetzt brauchen wir aber einen Namen“, grübelte ich. Intuitiv fiel mir Lurth ein. Lurth war ein guter Name für meinen kräftigen, mutigen Begleiter.

»Wo hast du den Tag über gesteckt?«, wollte ich wissen. Aber Lurth schnurrte nur. Er weigerte sich konsequent, eine Unterhaltung mit mir zu beginnen. Dabei hätte ich so viele Fragen an ihn gehabt. Seite an Seite schlummerten wir also einem neuen aufregenden Tag entgegen.

Als ich erwachte, war das Feuer erloschen. Lurth stand am Fluss und versuchte einen Fisch zu fangen, was ihm nach einer Weile tatsächlich gelang. Genüsslich verspeiste er seine Beute, sah ein, zwei Mal zu mir herüber, als wolle er mir etwas abgeben. Ich beschränkte mich jedoch lieber auf eine von diesen köstlichen Früchten, die ich am Vortag gesammelt hatte und einige Schluck Wasser als Frühstück.

Es war Zeit für den Aufbruch. Ich verscharrte die Feuerreste, nahm meine Sachen und machte mich auf den Weg. Es bedurfte an diesem Morgen keiner großen Worte, Lurth davon zu überzeugen mich zu begleiten. Er putzte nach seinem gewaltigen Frühstück noch ein wenig das Fell und die Pfoten und ging nun wie ein treuer Hund an meiner Seite. Ich erwartete in diesem liebevollen Land zwar keinerlei Böswilligkeiten, aber mit einem Luchs an meiner Seite fühlte ich mich doch recht wohl. Unser Weg führte nicht mehr ständig am Hinduån entlang. Der Fluss war mittlerweile zu breit geworden und füllte hier und da die gesamte Talbreite aus, so dass der Weg nun bisweilen über Hügel und durch Nebentäler auswich. Je weiter wir kamen, desto kräftiger, saftiger und prunkvoller erschienen mir die Auenwälder. Das Flussbett war von Weiden und Birken umrankt. Schilfgräser säumten das Ufer. Es gab Anlegestellen, die offensichtlich von Elbenhand geschaffen worden waren. Auch fanden wir weitere Spuren von Zivilisation. Eine Reihe kleinerer Baumhäuser säumte den Weg, der jetzt fast einer Straße glich. Teiche waren angelegt mit Stegen oder Steinen. Möglicherweise waren sie als Wasserstellen



weg. Es war über die Maßen ungerecht, den Freund wegzudrängen, der mir Trost und Kraft geben wollte. Doch in meinen Gefühlen war kein Raum mehr für diese Ungerechtigkeit, die ich selbst gerade beging.

„Lass mich zufrieden!“, schluchzte ich und ertränkte meine Trauer in Selbstmitleid. Gerade dass ich ein mühsames ‚Bitte!‘ hinterher schob.

Lurth hörte nicht auf. Während ich neben der toten Elbin hockte, kratzte er an meinem Oberschenkel und fauchte mich an. Seine Augen funkelten zornig. Er machte mich wütend: „Lass mich endlich in Ruhe!“, schrie ich ihn an, „siehst du nicht, dass ich trauere?“

Der Luchs hielt nicht locker. Er fauchte! Drohte! Seine Pranke zerriss mir die Hose. Die Krallen bissen in mein Fleisch. Ich war entsetzt und wollte mich laut fluchend wehren, als mein Blick auf das Wasser fiel. Die junge Frau. Warum lag sie hier an der Uferböschung. Es schien als habe sie sich mit letzter Kraft an diesen Ort geschleppt. Sicher nicht um hier zusammenzubrechen und tot liegen zu bleiben. Erst jetzt begriff ich, was Lurth mir sagen wollte. Natürlich! Das heilige Wasser des Hinduån! Sofort sprang ich auf, rannte die Uferböschung hinunter. Schöpfte eine Handvoll Wasser. Kletterte, die Hälfte verschüttend, wieder hinauf. Hockte mich neben sie und träufelte ihr die wenigen Tropfen, die ich übrig behalten hatte, auf die zarten Lippen. Ich versuchte ihren Mund zu öffnen. Vielleicht hatte Lurth Recht und es war wirklich noch nicht zu spät.

Ein, zwei schwere Tropfen waren an der Lippe hängen geblieben und rannen ihr nun in den Mund. Ich sprang auf um weiteres Wasser zu holen. Sie musste trinken. Sie musste schlucken. Das heilende Nass des Hinduån musste sie retten.

„Du bist eine Wicca. Du bist ein Teil der Mutter selbst. Du besitzt die Kraft ihr zu helfen!“, sagte mir eine innere Stimme. Aber was um alles in der Welt sollte ich anstellen? Mir blieb nur die Hoffnung auf das Wasser. Einen Menschen heilen, ein Tier vielleicht oder eine heimische Pflanze. Gewiss, das war mir beschieden – vorausgesetzt natürlich der eigene Wille des Wesens sich heilen zu lassen. Aber ich konnte mir doch unmöglich anmaßen Hand an eine Elbin zu legen, die mir so heilig war wie den frühen Zauberern das Einhorn.

„Du musst!“, rang die innere Stimme und forderte die Oberhand zu gewinnen. „Du weißt alles was du wissen musst! Tue es! Jetzt!“

Auch Lurth schien dieser Meinung zu sein. Offenbar hatte er sich mit meiner inneren Stimme verbündet. Er knurrte und fauchte, stieß mich mit der Pranke, fletschte sogar ein wenig die Zähne. Da hatte ich zwei reizende, wahrhaft aufmunternde Kumpane. Wie hätte ich mich ihnen widersetzen können?

Nachdenklich sah ich die Elbin an. Versuchte in ihr nicht mehr die Heilige, sondern vielmehr eine Schwester zu sehen. Ich grübelte. Wie hätte ich meine Schwester zurückgeholt? Ein Ritual, verbunden mit einem kräftigen Trunk? Das schien nicht der richtige Weg. Für ein Ritual brauchte es einen geeigneten Zeitpunkt, wie den vollen Mond, bestimmte Sternkonstellationen oder dergleichen. Mit derlei Dingen kannte ich mich in meiner Welt aus, jedoch

nicht in dieser. Einen heilenden Trunk konnte ich ebenfalls nicht zusammenbrauen. Geeignete Kräuter zu finden, schien mir schier unmöglich. Außerdem hielt die hiesige Flora wohl kaum die passenden Wurzeln, Pilze und Beeren bereit. Einen Elbenkörper hätten sie wohl ohnehin nicht wieder erweckt. Ich sah die junge Frau an, strich ihr über die Wangen, die so zart waren, dass ich sie kaum zu berühren wagte. Es schnürte mir das Herz zu.

„Wie nur? Wie kann ich dir helfen?“, flüsterte meine innere Stimme und suchte nach einem Licht in den tiefen schwarzen Tunneln der ewigen Dunkelheit. Ein Licht! Das Licht in der Dunkelheit. Das war die Lösung. Ich erinnerte mich zweier Techniken, die ich gelegentlich angewandt hatte. Sie hatten beide etwas mit der Übertragung von Energie zu tun. Der Kampf, den dieses arme Geschöpf führte, fand vermutlich nicht im physischen Körper statt. Ihr war die Lebenskraft, die Energie entzogen worden. Vermutlich hätte nicht einmal das heilende Wasser des Hinduån hier geholfen. Ich suchte in den Kammern der Erinnerung nach allem, was ich über Elben wusste. Da waren es ein paar Brocken elbischer Geschichte. Es gab diesen verdammungswürdigen Krieg Dannbarar. Und dann nahm ich da noch ein paar Ahnungen wahr von gottähnlichen heiligen Wesen, fernab des Gesichtskreises der Gaia. Für uns Menschen galten die Elben lange Zeit als Fabelwesen, fern und unberührbar. Es war einfach zu wenig um diesem gottgleichen Wesen helfen zu können. Warum hatte ich mich nie dafür interessiert. Es musste doch irgendetwas geben, einen winzigen Hinweis.

Lurth stupste mich an die Schulter, als ahne er meinen inneren Zwist. Er hob den Kopf und blickte hinauf zu den Bäumen.

„Was soll das jetzt?«, versuchte ich ihn regelrecht abzuwimmeln. Doch er ließ nicht locker. Lurth fauchte. Kratzte mit den Tatzen im Gras. Lief zu einem Busch und deutete immer wieder zu den Bäumen.

„Ich weiß«, knurrte ich, »sie leben in den Bäumen und sie lieben alles, was grün ist. Ja und? – soll ich sie vielleicht mit Gras füttern?«

„Mit Gras füttern?“

„Alles was grün ist?“

„Alles was grün ist!“

Das war die Lösung! Lurth war einfach genial. Er hatte es längst vor mir begriffen. Elben lieben alles was grün ist. Die Natur! Das Grün der Natur ist ihr Leben. Ohne ihre grüne Umgebung würden sie eingehen. Ich hatte nur den Körper dieser armen Kreatur beachtet, nicht ihre blasse Aura. Ohne das Element Grün konnte kein Elb überleben. Sie produzierten es gewissermaßen für das gesamte Universum. Und sie würden selbst als erste sterben, wenn die Schwingungen des Grüns erstarben. Im Reich der Zauberer gab es eine Meditation, die gleichermaßen heilend wie auch beschützend wirkte. Es war die mentale Energie einer violetten Flamme.

„Ajana, konzentriere dich!“

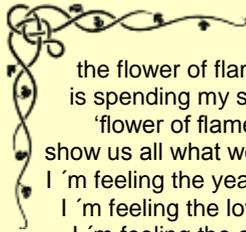
„Öffne dich!“

Ich fühlte es deutlich. Ein Schauer über der Haut verriet mir, dass ich endlich auf dem richtigen Weg wanderte. Ich hockte mich neben die liebe Schwester, küsste nach einander ihre Wangen, dann die Stirn. Dann richtete

ich mich etwas auf, so dass nur meine Knie noch Ihren Körper leicht berührten. Sie würden als Kanal fungieren, damit die Energie schließlich in sie hineinfließen konnte. Nun streckte ich meine Arme im rechten Winkel zum Körper aus, öffnete die Hände und stellte mir mit geschlossenen Augen die Flamme vor, wie sie in den Handflächen zu lodern begann. Bereits nach wenigen Augenblicken spürte ich die Wärme in den Handinnenflächen. Das innere Auge sah auf zwei zarte violette Feuerzungen.

Zunächst dankte ich dem Geist des Feuers für seine bereitwillige Hilfe. Ich bat um die Reinigung meiner eigenen Aura und sah zu, wie die sanfte Flamme sich wie eine Hülle schützend und heilend um mich schloss. Sie verbrannte jene dunklen und bisweilen verkrusteten Stellen, die den Fluss der Aura verdarben. Dann, nachdem die Arbeit eigentlich längst beendet war, kreiste die Flamme spielerisch um meine Lenden, strich mir über Bauch und Brust, hinauf zum Hals, tauchte mein Gesicht in eine samtene Hülle, um sich dann mit dem hohen Chakra zu vereinigen. Diese zärtliche Umhüllung in der sich nun mein gesamter Körper befand, flüsterte Erinnerungen an die Zeit des Ungeborenen im Leib der Mutter wach. In solchen Momenten schien es mir unvorstellbar, jenen Ort der Geborgenheit jemals verlassen haben zu können. Sehnsucht und die Freude der Erinnerung mischten sich zu einer Symbiose. Doch es handelte sich nicht wirklich um die Erinnerung an den Mutterleib; denn selbst die Mutter, die Gaia, litt unter dieser Sehnsucht. Und dieses Leiden war eine Empfindung größten Glücks; denn es verriet den Ursprung allen Seins im All-Einen und es hinterließ eine Ahnung dessen, was nach dem Ende des Seins in alle Wesen zurückkehren würde. Es war das All-Eine selbst, das in diesem Moment in mir war; das mich mit allem verband, vom Anbeginn der Zeit bis in die Ewigkeit des endenden Geistes. Ich atmete auf. Tränen der Freude rannen über meine Wangen. Das unendliche Glück strömte durch meine Seele.

## the flame

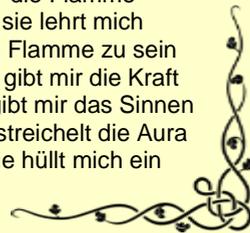


the flower of flame  
is spending my soul  
'flower of flame  
show us all what we are'  
I 'm feeling the yearning  
I 'm feeling the loving  
I 'm feeling the one  
No one is alone

The flame  
it is healing  
the flame  
is comforting  
the flame  
it is teaching  
self being the flame  
its magic is power  
its also misgiving  
the aura is caressed  
the aura is fine

die Blume der Flamme  
enthüllt meine Seele  
die Blume der Flamme  
enthüllt mir das Sein  
ich spüre die Sehnsucht  
ich fühle die Liebe  
ich ahne das Eine  
ich bin nicht allein

Die Flamme  
sie heilt  
die Flamme  
sie tröstet  
die Flamme  
sie lehrt mich  
die Flamme zu sein  
sie gibt mir die Kraft  
sie gibt mir das Sinnen  
sie streichelt die Aura  
sie hüllt mich ein



Für den Flügelschlag eines Schmetterlings hatte ich meine Aufgabe vergessen. Doch nun war ich zurück. Vor mir lag eine nicht ganz einfache Aufgabe: Nur Narren glauben, man könne die Flamme benutzen oder dirigieren. Sie ist ein vollkommen eigenständiger Geist, vergleichbar mit deinem Schutzengel. Sie ist dir zu Diensten, wenn du sie rufst, weil du deinen Geist reinigen möchtest von dem Unrat, der dich alltäglich befällt. Allerdings wird selbst dein Schutzengel dir nicht jeden Wunsch erfüllen; denn – weiß die Mutter – nicht jeder Wunsch sollte Erfüllung erlangen.

So konnte ich nur darauf vertrauen, dass die Flamme einer elbischen Seele eben so gnädig wäre, wie meiner eigenen, menschlichen. Die Flamme brannte in den Farben des Stirn- und des Kronenchakras der menschlichen Natur. Dies entspricht nicht den elbischen Bauelementen. Deren Strukturen und Meridiane sind vollkommen anders entwickelt, so wie ihre Lebensweise und ihre Fähigkeiten völlig anderer Natur sind als die unseren. Ich bat die Flamme gleichermaßen um Verzeihung sowie darum die züngelnde Glut in elbisches Grün zu tauchen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich – glücklicherweise – nicht, in welche Gefahr ich mich selbst als Mittler bringen würde.

Ich schloss abermals die Augen, konzentrierte mich auf die Handflächen und sah, wie die Flamme vom Farbton des Flieders in den des Ginkgo-Baumes wechselte. Ein Schmerz durchzuckte meine Hände. Ich schloss die Handflächen zu Fäusten. Öffnete die Augen. Mein Puls flatterte. Es war als habe die Flamme sich in meine Handflächen hineingebrannt. Instinktiv stieß Lurth meine Linke auf und leckte sie mit seiner rauen Zunge. Und tatsächlich – der Schmerz ließ nach, erlosch nach einer Weile. Ich reichte dem Luchs die rechte Hand und war unglaublich dankbar für seine Hilfe. Nachdem ich sowohl Schreck als auch Schmerz überwunden hatte, blickte ich auf das Antlitz der Elbenfrau. Ihr die Flamme zu spenden bedeutete für mich eine harte Probe. Das grüne Loderlicht hatte meine Handflächen bisher nur getränkt. Um die Elbin zu retten, musste ich es jedoch durch meinen gesamten Körper fließen lassen. Allein die Vorstellung davon ließ mich innerlich verbrennen. Es würde die Konsistenz meiner Aura vollkommen durcheinander bringen. Als Dienerin der Gaia wußte ich nur zu gut, welche Risiken daraus erwachsen. Geriet die Aura aus den Fugen, würde dies die Organe verwirren, aus dem Gleichgewicht bringen und möglicherweise irreparabel schädigen. Danach würde es die Psyche treffen. Wahnsinn konnte die Folge sein; das hatte ich mehrfach miterleben müssen. Nein – meinen Körper mit dem Grün der Elben zu fluten, das bereitete mir ganz und gar kein Wohlempfinden. Aber gab es denn eine andere Hoffnung?

Lurth senkte den Blick als spüre er meine Pein. Dann zog er eine Braue hoch, als wolle er mir sagen ‚gib dir einen Ruck‘. So hockte ich mich wieder mit geradem Rücken neben die arme Seele, legte die Arme im Winkel an den Körper, öffnete die Hände und empfing erneut die lila Flamme. Sie strich mir über die Handfläche, als wüsste sie von meiner Qual. Dann färbte sie sich grün. Etwas langsamer und vorsichtiger als vorher, so dass der Schmerz nicht so abrupt über mich hereinbrach. Ich atmete tief ein und stellte mir vor, wie die Flamme durch die Hände in die Arme in meinen Körper floss. Gleichsam stellte ich mir einen Wasserfall vor, der mich von den Schultern her überflutete und mir dadurch angenehme Kühlung spendete. Die Flamme stach in meine Brust, dann in den Bauch. Ich leitete sie in meine Knie und schickte sie endlich in den totgleichen Körper der Elbin. Mein Herz raste. Der Kopf drohte mir zu zerspringen. Ich sah meinen Körper von innen her in gleißendem grünem Licht. Es war unerträglich, schien mir Lungen und Magen zu zerreißen. Das Herz schlug hoch bis zu den Schläfen. Alles in mir wehrte sich gegen die Flamme. Unweigerlich begann ich nach Luft zu ringen, schrie vor Schmerz. Meine geschlossenen Augen starrten auf die brennenden Hände. Ich sah, wie sie sich unter der Glut auflösten. Dann die Arme. Das grüne Feuer fraß mich auf. Ich musste diesen Kampf sofort beenden. Die Qual wurde unerträglich. Vollkommen hilflos versuchte ich wenigstens ein letztes Gebet zu sprechen, doch selbst das gelang mir nicht. Mein Geist sehnte sich nur noch nach einem endlos schlummernden Tod. Dann wurde es dunkel in mir. «

Meridor standen die Tränen in den Augen. Er litt mit der Wicca. Er ahnte, welche Qualen sie auf sich genommen hatte, dieses Elbenleben zu

retten. Mnemandhana grub in ihrer Erinnerung nach einem Klang der Heilung. Dieses Erlebnis musste Aljana sehr tief verletzt haben. Die Harfe suchte in den Schwingen der ersten Tage. Für den Flügelschlag eines Schmetterlings löste ihr Klang das Universum auf und führte die Seelen aller Wesen zurück auf den ersten Kreis des Seins. Aljana, Meridor, Eliasar und all die freundlichen Wesen schüttelten sich, als habe sie gerade ein Deja Vu überrollt. Es fühlte sich fremd, angenehm, heimlich an. Sehnsucht ergriff den Mären-Fels. Sehnsucht nach dem was war, was wieder sein wird, wenn das Jetzt erlischt.

Aljana blickte auf den Elbenfürsten. Lächelte ihn an und wischte ihm die Tränen aus dem Gesicht. »Ich sitze hier bei dir, also habe ich es überlebt! «

Man reichte ein Horn mit Wehl herum. Ein Lagerfeuer wurde entfacht. Die freundliche Sonne des Tages hatte ihren Platz am Firmament längst geräumt. Dafür blinzelte ihnen nun eine Schar fröhlicher Sterne entgegen. Aus Rücksicht auf Aljana aber auch auf die treuen Zuhörer erwog Meridor die Versammlung am kommenden Morgen fortzusetzen. Mochte der Gedanke noch so gut gemeint sein, er ertete damit wenig Beifall. Also fuhr Aljana mit der Erzählung fort, nachdem sie Mnemandhanas Spiel mit einem tiefen Seufzer für diesen unfassbaren Einblick in das All-Eine ehrfürchtig gewürdigt hatte.

»Die folgenden Ereignisse«, murmelte sie nachdenklich, »kann ich nur so wiedergeben, wie sie mir selbst von Sirandha erzählt wurden. «

»Sirandha, die Tochter des Königs!«, flüsterte jemand.

»Sirandha lebt? « Wieder einmal kam Bewegung in die Sinne der Zuhörer. Aber vor allem Meridors Blick hellte sich unerwartet auf.

»In der Tat, sie lebt und ja es ist die Tochter des Elbenkönigs!«, bestätigte Aljana. »Sie lebt noch! « fügte sie so leise hinzu, dass es niemand wirklich hören konnte und Aljana schluckte dabei eine Träne der Verzweiflung herunter.

»Die arme, halbtote Elbenfrau war, wie ich Ihr richtig erkannte, die Tochter des Elbenkönigs Novagorn. Um die Spannung nicht ins Unermessliche zu steigern, will ich euch kurz von ihm berichten. Er ist nach so langer Zeit immer noch am Leben. Novagorn ist seit Dannbarar niemals wieder wirklich glücklich geworden. Er sehnte sich immer nach den unzähligen lieben Seelen, die vom Reiche der Elben getrennt wurden. Bis auf den heutigen Tag weiß niemand in Wälderland, dass ihr überlebt habt. Aber davon später.

Als ich aufwachte, stand der Mond bereits am Himmel. Lurth leckte mir durchs Gesicht, die Elbin hockte neben mir, strich mir über die Wange und war sichtlich bemüht mich ins Leben zurück zu holen. Ich glaube, in dem Moment da ich die Augen aufschlug, fiel uns beiden ein gewaltiger Stein vom Herzen.

Ich fühlte mich elend. Krank. Meine Kehle war wie ausgedörrt. Mein Magen brannte wie Feuer, die Knie zitterten mit dem Puls um die Wette. Sirandha flößte mir etwas Wasser ein. Bemühte sich geduldig, meine Sinne in die Welt zurückzuführen. Endlich, nach Stunden des heilenden Schweigens stellte sie sich vor. Doch wir waren beide zu erschöpft. Schließlich glitt Sirandha neben mir ins Gras und wir sanken beiden in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Einen Schlaf, der sanfte Heilung versprach.

Als ich nach Tagen erwachte, war es bereits lichter Tag. Ich lag, wie ich später erfuhr, auf einer Art Schlafmatte. Ihr nennt diese Unterlage Wiona, denke ich. Während ich noch geschlafen hatte, wurde von Sirandha, die längst wieder auf den Beinen war, veranlasst, mich nach Aragvat in den königlichen Wohnsitz ihres Vaters zu bringen. Sie hatte mich von ihren Heilern in einen Tiefschlaf versetzen lassen, um so besser meine Verletzungen kurieren zu können. Drei ganze Tage und Nächte hatte ich durchgeschlafen und fühlte mich dementsprechend wie gerädert. Dennoch musste ich zugeben, dass ich außer einer tiefen Erschöpfung keine weiteren Probleme verspürte.

Sirandha hatte Tag und Nacht an meiner Wiona gewacht. Und auch Lurth war mir gewissermaßen nicht von der Seite gewichen. Natürlich konnte und wollte er die Königsburg in den Wipfeln der höchsten Bäume Wälderlands nicht betreten. Er konnte zwar prinzipiell gut klettern, vor allem auf Bäumen, aber dieses Wirrwarr von Gängen und Kammern und vor allem die vielen Elben an ein- und demselben Ort, da suchte er doch lieber das Weite. Dennoch hatte er für sich unterhalb des Gebäudekomplexes, so zu sagen zu seinen Wurzeln, einen geeigneten Platz im Gras gefunden, den er nur zu gewissen Anlässen kurz verließ. Sirandha musste mir versprechen, dass wir ihn dort so bald es mir möglich war besuchen würden. Doch vorher gab es erst einmal einen Kräutersaft und ein paar Früchte zur Stärkung um mich wieder auf die Beine zu bringen. Die Heiler waren mit meiner Entwicklung sehr zufrieden. Auch gegen einen Spaziergang hatte niemand etwas einzuwenden.

Meinen Fragen zu Sirandhas Gesundheit wichen jedoch alle auffällig verunsichert aus. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Und doch spürte ich, dass die Heilung durch die grüne Flamme offensichtlich nur von kurzer Dauer gewesen sein mochte. Bevor ich jedoch weiter darüber nachdenken konnte, bekamen wir Besuch vom König. Ich wusste nicht viel über ihn, außer vielleicht dass er uralt sein musste. Und wenn ich in diesem Fall von uralt rede, dann überschreitet das wohl deutlich die Zeitvorstellung von Einhundert Generationen. Solch ein Alter ist für den Menschen unvorstellbar, wengleich wir durch die Eigenart der Wiedergeburt im Grunde ebenfalls über viele Generationen existieren. Dieser beinahe ewige Kreislauf muss wiederum einem Elben eben so unbegreiflich wie paradox erscheinen. Menschen werden geboren, erleben ihr Schicksal, sterben. Zwischendurch gründen sie noch eine Familie oder einen Clan mit anderen Menschen, die sie lieb gewonnen haben. Und häufig genug werden sie dann im nächsten Leben in denselben Clan wieder hineingeboren und wissen es nicht. Die Clanführer werden wieder zu hilflosen kleinen Wesen, deren Schutz dem Clan über alles geht. «

Aljana drohte gerade vollkommen den Faden zu verlieren. Sie fand die Entwicklung innerhalb ihrer eigenen Spezies so verwirrend und absurd, dass sie laut auflachen musste. Wohingegen diese tiefgreifende menschliche Erkenntnis ihre Zuhörer eher verwirrte. Sie hatten sich vor sehr langer Zeit von der menschlichen Rasse verabschiedet, in dem unstillen Treiben jener eigenwilligen Kreaturen keinen wirklichen Sinn erkennen können. Seit einer kurzen Weile spielten diese Wesen jedoch plötzlich wieder eine wie es schien

gewichtige Rolle im Gefüge der Elemente. Sie vermochten einige Dinge ins Lot zu bringen, die gewaltig aus dem Ruder gelaufen waren. Nicht dass man den Menschen nicht genügend Respekt entgegen gebracht hätte. Sie waren aus Sicht der Elben jedoch etwa so wie Ameisen aus der Sicht des Menschen. Ein unruhiges Wuselvolk.

Nachdenklich blickte die Wicca über das Plateau. Was hatte sie hier überhaupt zu suchen? Ihr Platz war auf einer anderen Welt und selbst dort an der verkehrten Stelle. Die Dinge hatten sich wirklich seltsam entwickelt. Wo sie herkam war schon seit siebenhundert Jahren kein Raum mehr für Mirakel und derlei wirres Zauberzeug. Die Menschen hatten sich äußerlich weiter von den Wendungen des Seins abgewendet als jede andere Spezies. Und doch hatten sie vielleicht gerade dadurch Erkenntnisse gewonnen, die nun eine viel zu große Rolle im Gewicht der Welten spielen sollten. Eben so seltsam waren die Zusammenhänge und gleichermaßen gravierenden Unterschiede jener drei Erdwelten. Aljana hatte lange nicht verstanden, dass Gaia und Mittelerde am Yggdrasil und die Erde des sogenannten Planetensystems auf eine eigenartige Weise miteinander verknüpft waren. Drei Welten mit vollkommen unterschiedlichen Wesen, die eine bewohnt von Elben und Zwergen, die andere vorrangig von Menschen, die dritte eine metaphysische Scheinwelt, die über den Dingen schwebte, in der Beispielsweise der Brunnen der Nornen seine Heimat hatte, obgleich er physikalisch der Erde der Menschen zugeordnet war. Diese Welten lagen gewissermaßen in unterschiedlichen Dimensionen. Und doch waren sie direkt ineinander verwoben.

Das Knacken und Lodern des Lagerfeuers brachte Aljanas Gedanken wieder zurück. Wo war sie stehen geblieben? Novagorn, der König der Elben aus Wälderland und seine wundervolle Tochter Sirandha.

»Ich trat also dem König gegenüber. Oder genau genommen besuchte er mich in dem Schlafgemach seiner eigenen Familie. Meine Vorstellung von Novagorn war vollkommen verkehrt. Bei uns wäre ein weiser König längst ergraut, hätte schwere buschige Augenbrauen gehabt und ein sehr ernstes, vermutlich gebeugtes Äußeres. Nicht so der Elbenkönig. Er wirkte auf mich zwar sehr ernsthaft, aber seine Anwesenheit forderte keinen Respekt ein. Novagorn kam fast fröhlich auf mich zu, nahm mich in den Arm wie eine liebe Verwandte und drückte mich an sich. Dann dankte er mir für die Rettung seiner Tochter und fragte nach meinem eigenen Befinden. Wir setzten uns auf eine herrlich duftende Blütenbank und redeten über allerlei Dinge. Zwischendurch unterbrach er einige Male die Unterhaltung um sich höflich abermals nach meinem Befinden zu erkundigen. Schließlich wollte er mich nicht überanstrengen. Ganz am Ende unserer Unterhaltung bat er mich, etwas über die Heilung Sirandhas zu erzählen. Ich berichtete von der violetten Flamme und meine Bitte sie in grüne Schwingung zu wandeln. Auch versuchte ich zu erklären, was darauf hin mit mir geschehen war und dass ich kaum in der Lage sein würde, diesen Prozess zu wiederholen.

Novagorn nahm mich wiederum in die Arme und entschuldigte sich für das Leid, das mir durch die Rettung Sirandhas widerfahren war. Er bat mich als Dank ein Geschenk von ihm anzunehmen. Doch ich lehnte, wenn auch höflich,

ab. Mich interessierte doch nur der Grund für die seltsame Krankheit Sirandhas.

»Davon möchtest du gewiss nichts erfahren!«, versuchte er abzulenken. Aber er war in der Pflicht und so musste er mir am Ende doch von jener Krankheit berichten, die sie den »Kalten Tod« nannten. Zu viele waren schon am Kalten Tod dahingeschieden. Allein die königliche Familie vermisste mehrere liebe Seelen. Sirandha hatte ihrem Vater lange verschwiegen, dass sie selbst erkrankt war. Sie wollte ihm den Kummer so lange wie möglich ersparen und hatte sich zum Sterben, wie er vermutete, einsam in die Wildnis zurückgezogen, was ihn umso mehr bedrückte.

Niemand konnte erklären, wie das Virus des kalten Todes, wenigstens vermutete man, es sei eines, über die Elben gekommen war. Sollte es ein letztes bitteres Andenken an Dannbarar sein? Das war eigentlich eben so auszuschließen wie der Gedanke an eine späte Rache Mirhanëas. Sie hatte vor langer Zeit die Tore verschlossen und damit dem Krieg aber auch der Nachbarschaft zwischen Wälderland und Irandhar ein jähes Ende gesetzt. Sie hatte das Elbenvolk damit vollkommen von den anderen Welten isoliert. Novagorns Volk lebte wie auf einer einsamen Insel im Universum völlig abgeschottet. Wer konnte da noch einen Nutzen vom Aussterben der letzten Elben haben?

»Ich wünschte, du hättest Recht«, warf ich schließlich ein und begann von der Vernichtung Asengards zu berichten. Ebenso wie Dannbarar war Ragnarök lange vor der Zeit beschlossen gewesen. Ich kannte nicht die Zusammenhänge. Auch wenn ich einige Befürchtungen hegte, die sich bislang jedoch nicht beweisen ließen. Sicher war jedoch, dass weder Asen noch Elben oder Feen sich gegen das Schicksal hätten stellen können. Sie waren Opfer und Täter zugleich gewesen. Allerdings traf dieses Schicksal nicht auf die Ereignisse zu, die nun einzutreten begonnen hatten.

»Was wird weiter geschehen?«, wollte ich wissen. Diese hilflose Agonie ertrug ich nicht. Es musste doch eine Rettung geben?

»Wir haben eine letzte Hoffnung«, berichtete der Elbenkönig. »Ein junger Krieger mit dem Namen Endos. Ich hoffe er ist noch nicht selbst erkrankt. Er war einst Schüler des weisen Zauberers Ceritravar aus deiner Welt...«

Er machte eine bedeutsame Pause, als er mir eine Bestätigung von mir. Und tatsächlich hatte ich nicht nur von ihm gehört, Wir waren uns einige Male unter zumeist seltsamen Umständen begegnet. Ich musste zugeben, dass sein Name mir im Zusammenhang mit den Ereignissen auch im Kopf herumgeisterte.

»Endos will versuchen Ceritravar in Eurer Welt aufzusuchen und dessen Hilfe erbitten. Wir wissen jedoch bisher nicht, auf welchem Weg er das Wälderland verlassen könnte.«

»Ich kann nichts versprechen«, gab ich zu bedenken, »das dreizehnte Tor wird vermutlich noch an seinem Platz stehen. Lurth, der Luchs, kennt den Weg. Er wird mich und euren Krieger sicher dort hin zurückführen. Allerdings währet ihr mir dann etwas schuldig.«

Novagorn nickte: »Tragen wir nicht ohnehin schon eine schwere Schuld? Was erwartest du von mir? «

»Der Streit zwischen euch und Mirhanëa muss endlich beendet werden. Ich möchte, sobald ich euren Krieger durch das Tor gebracht und einige andere Dinge in meiner Welt erledigt habe, mit Sirandha die Feenwelt besuchen. «

Der Elbenkönig stimmte überraschend zu. Diese Fehde hatte zu lange gedauert, hatte zu viele Opfer gefordert, hatte im Nachhinein selbst absurde Wurzeln. Aber – wie Aljana zu Recht erkannt hatte – niemand hatte sich gegen die Brandung des Schicksals stellen können.

Falls Sinrandha bei meiner Rückkehr noch unter den Lebenden weilte, sollte sie mich begleiten. Wir verabschiedeten uns von einander. Unverzüglich begannen die Vorbereitungen für die Abreise. Sirandha und ich besuchten gemeinsam Lurth, der schon ungeduldig wartete. Der Elbenkrieger Endos, gesellte sich wenig später zu uns. Sirandha hatte beschlossen uns bis zum Tor zu begleiten. Sie fühlte sich stark genug. Nach einem beinahe heimlichen Abschied von Novagorn zogen wir der Quelle des Hinduån entgegen, die wir am dritten Tag erreichten.

Nun war es fürs erste an der Zeit, mich von Sirandha zu verabschieden. Die Trennung fiel mir hier am Tor Dwarl umso schwerer, da ich eine Elbin verließ, die mir zur Schwester geworden war, von der ich nicht einmal wusste, ob sie noch unter den Lebenden weilen würde, wenn ich zurückkehrte. Am liebsten hätte ich sie mit mir genommen. Doch das war im Moment nicht möglich. Der junge Krieger hatte eine Mission zu erfüllen. Uns blieb also nur wenig Zeit für einen Abschied. Ich selbst hatte mir einige Aufgaben gestellt, deren Erledigung keinen Aufschub duldete. Auf die Unterstützung des Mondes musste ich bei der Öffnung des Tores diesmal verzichten. Ich hoffte dennoch, das Ritual mit Erfolg zu krönen. Ein letztes Mal nahm mich Sirandha in die Arme, drückte mich fest an sich und flüsterte mir ein paar Worte auf einer alt-elbischen Sprache zu. »Komm bald zurück«, raunte sie schließlich. Dann trat sie beiseite. Ich benetzte meine linke Hand mit dem kostbaren Quellwasser, legte sie an den Felsen und sprach mit ehrfürchtiger Stimme:

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Ich benetzte ein zweites Mal die linke Hand und wiederholte das Ritual.

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Ein letztes Mal tauchte ich die linke Hand in das kostbare Wasser der Hinduån-Quelle und sprach voller inbrünstiger Überzeugung die Worte:

**Wasser rinnen von der Hand  
öffnen Fenster, Tor und Wand  
führen dich wohin du magst  
ob bei Nacht oder bei Tag!**

Tatsächlich löste sich der Stein unter meiner Hand auf. Wir durchschritten gemeinsam das Tor. Ich erklärte dem Elbenkrieger wie er über BiFröst in die andere, in meine Welt gelangte. Endos wollte keine Zeit verlieren und sich sofort auf die Suche nach dem Zauberer machen, während ich Heimdallr noch einen kurzen Besuch abstattete und von ihm etwas über einen zweiten Elbenstamm erfuhr, der unter der Führung des Fürsten Meridor irgendwo in den Wäldern Mittelerdes lebte. Ich machte mich sofort auf den Weg. Den Rest der Geschichte kennt ihr. «

Meridor war vollkommen aufgewühlt. Während die meisten Elben Aljana vor Begeisterung Beifall zollten, plante er bereits die Abreise.

»Ich werde dich begleiten«, hatte er entschieden, »wenn es dir nichts ausmacht, reisen wir bei Sonnenaufgang! «

Aljana war froh und erleichtert, dass er den Weg nach Wälderland mit ihr gemeinsam antreten würde. Zusammen würden sie eine Möglichkeit finden, die Elben von Wälderland zu heilen und beide Stämme des Elbenvolkes wieder zusammenzuführen. Andererseits beschlich sie die Furcht, dass auch Meridor diese seltsame Krankheit heimsuchen könne, habe er Wälderland erst einmal betreten. Doch diese Befürchtung behielt sie erst einmal für sich. Als Wicca wusste sie all zu Gut, dass der Gedanke an eine Krankheit einen ersten Keim in das Bewusstsein und damit in den Körper brachte.



**Kälte  
Farbenlos, blass  
geboren  
schließt dich ein  
der Tore Frost  
gestern Freunde  
morgen Leiden  
schwerer Bürde ohne Trost**

**hängen Tränen  
in der Weide  
tief gefroren  
schweigt das Land  
stille Trauer  
stilles Leiden  
Sehnsucht  
aus dem Sein verbannt**

**dunkel  
grollen dir Gedanken  
Hoffnungsschimmer  
flüstern zart  
grau in grau  
die Weltentrümmer  
hilflos scheint  
der Weltenbaum**

**reise zu  
dem Grund der Sterne  
fliehe vor dem Kalten Tod  
sieh das Licht  
es strahlt noch  
ferne  
licht erwärmt  
in finstrier Not**

Endos gelangte über die Regenbogenbrücke ohne weitere Komplikationen zum Sehnsuchtsee. Er hatte gehofft, dort auf eine Spur des Zauberers zu stoßen – leider vergebens. Lange hatte Endos schweigend am Ufer des kleinen Sees gesessen, hatte dem Spiel eines vorsichtigen Sommerwindes zugesehen, wie er die Wogen des Wassers zärtlich streichelte, wie sie unter den leichten, kitzelnden Berührungen sanft erzitterten. Es war ein Bild innerer Ruhe, ein Anblick von anmutender Schönheit. Es war der Friede selbst.

Dieser Ort, tief im Herzen des heiligen Waldes, war noch erfüllt von jenen Urkräften: Ahnung, Sanftmut und Liebe, die dieses Universum unter all den Welten, unter den Kreaturen aller Kulturen so einzigartig machten. In einem üppigen Maß an geistiger Entwicklung waren ganze Gesellschaften emporgestiegen, hatten Helden geboren, die heroische Taten vollbrachten. Ja, dieses Universum hatte die gesamte Weltenstruktur um ein vielfaches erweitert. Nicht dass jemand dem Irrtum aufsäße, es habe sich auf diesen Welten um kriegerische, zornige Wesen gehandelt, die anderen ihren Fortschritt hätte einimpfen wollen. Ganz im Gegenteil zur herrschenden Vorstellung lag der Gewinn, den das Universum durch sie erhielt in der Vielfalt gesellschaftlichen Miteinanders, in der Kreativität der Gedanken; denn das war es doch, von dem das Universum selbst lebte, sich gewissermaßen ernährte. Der Weltenbaum, das Planetensystem, die Milchstraße, all das hätte in allen anderen Sternenmeeren keinen Ursprung gefunden. Selbst die Entwicklung einer so wundervollen und vielfältigen Vergangenheit hätte dort niemand erschaffen können. Und selbst wenn Dinge, ja sogar gesamte Welten in der Erinnerung versanken, sich in Mythen verwandelten, die letztlich einer Ahnung wichen, selbst unter diesen bizarren Umständen existierten sie doch weiter, trieben bunte Blüten in Dimensionen, derer der in der Materie gebundene Geist nicht fähig war, wengleich der Gedanke an deren Möglichkeit die Dimension bereits eben so an uns heranträgt, wie die Ahnung in ihrer puren Schwingung selbst. So kehrt am Ende zurück, was uns verloren ging, uns auf ewig zu bereichern.

Endos Geist war verwirrt. Diese Gedanken verloren sich in einer Ferne, deren Tiefe er niemals zuvor gewahr geworden war. Doch das bereitete ihm wenig Sorge. Sein Augenmerk, vor allem aber seine Achtsamkeit konzentrierte sich auf den Ort selbst. Der Elbenkrieger hatte diesen Platz, vor vielen Jahren entdeckt. Genau genommen hatte er ihn im Grunde seines Herzens eher wieder gefunden. Er war seitdem – als die Tore noch offen gewesen waren – häufig hierher zurückgekehrt. Kaum jemand außer ihm hätte es in jenen Zeiten gewagt, diesen heiligen Boden zu betreten, der dem Gehörnten selbst geweiht war. Dieses Fleckchen Erde, von dem man sogar sagte, der Gehörnte selbst bewohne und pflege es persönlich. Und es stimmte wahrhaftig. Aber im Gegensatz zu vielen anderen Elben, Zauberern und weisen Frauen war das für Endos ein Anlass mehr, sich hier aufzuhalten. War er doch selbst in gewisser Weise ein Sohn des gehörnten Gottes, jenes Wesens, das der Mutter zur Seite stand als Wächter der Werte, selbst wenn die Schergen des jungen Gottes das Bild, nein, das Sein des Gehörnten bis zur Unkenntlichkeit verzerrt hatten.

Die Zeiten hatten sich dramatisch geändert. Sogar die braven Völker hatten viele ihrer intuitiven Fähigkeiten verloren, besaßen nur noch wenige Schätze, die sie mit dem Wissen um das ewige Sein verbanden. Sie hatten nun Angst vor dem Zorn ihrer Göttin, anstatt sich mit ihr über die schöpferischen Kräfte zu freuen. Wie sollten sie ihre Schöpfung dann achten oder gar an ihr mitwirken? In dieser Hinsicht hatten die dämonischen Kräfte des neuen Zeitalters bereits ihre Wirkung getan:

Menschen und Zwerge, selbst Gnome, Feen und viele Elben fürchteten die Mutter eben so wie sie die Mächte der Finsternis fürchteten. Ihre Herzen waren seit langem vergiftet, das Gute in weite Ferne gerückt, die Worte verdreht, die Werte geleugnet, ja sogar durch neue absurde Monotonien ersetzt. Und das erfüllte Endos mit tiefer Sorge. Ein Krieg war über die Welt und das gesamte Universum hereingebrochen, dessen Grund weniger in materieller Gier lag. Dafür interessierten sich wohl nur noch ein paar Dummköpfe auf anderen Früchten des Weltenbaumes. Der Schrecken, die Grausamkeit, die Heimsuchung hieß Einpferchung der Sinne. Natürlich ging dieser Kampf einher mit jeder erdenklichen Art von Gewalt. Und es war bekannt, dass jede denkbare Peinigung ihren Paten in der Tat findet. Längst wusste jeder von den blutigen Greueln, sollten die selbsternannten Fürsten dieser an Wahnsinn prall gefüllten Brut ihre Machenschaften auch leugnen. Sie bewegten sich in einem Kerker tiefster Abscheu.

Doch all das hatte die Früchte am Yggdrasil, am Baum der Welten nicht unter Feuer gesetzt. Vielmehr waren es die kleinen täglichen Zerstörungen von Harmonie, von Gemeinschaft und Vertrauen, an denen alles krankte.

Endos verstand nicht sehr viel von derlei Dingen, doch gehörte er zu einer Spezies, deren Vorstellung weit mehr als nur die sichtbare physische Welt umfasst. Seiner Wahrnehmung war keinesfalls entgangen, wie sehr sich die Ausstrahlung vieler Wesen verändert hatte. Kaum eine Aura, die noch gleichmäßig erstrahlte. Kaum eine Seele, die sich gleichförmig wogend an den ihr anvertrauten Körper schmiegte. Kaum eine Schwingung, die in wohl vertrauter Symmetrie in das Sternenmeer hinaus glitt. Es war, als drückten sich die Wellen des gesamten Universums wie spitze Grate dicht an einander. So dicht, dass sie am Ende zu einer geraden Fläche tiefster depressiver Monotonie verwachsen. Aus dem Runden war das Eckige geworden, aus dem Eckigen das Spitze, aus den Spitzen erwuchs nun das plane Nichts. Der Elb fühlte diese Schwingungen und sie machten auch ihm Angst und trieben ihn in tiefe Verzweiflung. Alpträume übermannten Endos bisweilen - von einer farblosen Welt, die nicht etwa grau oder durchsichtig gewesen wäre. Sie war einfach und schlussendlich nur noch ein farbloses, formloses Nichts. Selbst die bunte Welt der Töne war erstarrt. Ein Schweigen hatte sich ausgebreitet, schleichend, kriechend, impertinent. Da bot selbst der Alptraum einer grausamen Schlacht mehr Hoffnungen. Auge in Auge mit einem Gegner, dessen fauliger Atem einem die Widerwärtigkeit gewahr werden ließ. Kein Elb hätte sich jemals um solche Szenen gerissen, aber er hätte sie als Herausforderung angenommen. Doch der Gegner, dem die Welten jetzt gegenüber standen, war weit grausamer und gerissener als überhaupt

vorstellbar. Und selbst das mochte am Ende daran liegen, dass die eigene Kreativität ihn heraufbeschworen hatte. Eine der Erkenntnisse, die man den Menschen auf der Schwesterwelt Gaia bedauerlicherweise voraushatte. Die dortigen Bewohner konzentrierten ihre Kreativität vorrangig auf die eigene Person. Sie waren trotz unzähliger Manifestationen ihrer Ideen nicht von der Vorstellung einer einzig materiell bestimmten Realität abzubringen. Was auf seine Weise so absurd wie fatal war, da sich das Gedachte eben auch ohne den ausdrücklichen Willen des Denkenden in Dinge oder Ereignisse formt. Am Ende führt dies zur Erfüllung von Prophezeiungen nicht wegen der prophetischen Gabe, sondern wegen der nicht geahnten Fähigkeit das Gedachte zu transportieren. Die eigentliche Gefahr lag in der negativen Einstellung gegenüber allem und jedem. Und doch glichen sich da die Welten, weil die Angst häufig über das Glück triumphierend die Zustände veränderte.

„Zu viele Gedanken für einen Elb“, beschloss Endos. Es schüttelte ihn regelrecht. Er versuchte den Fluss dieser Überlegungen zu stoppen. Doch dies gelang ihm nur schwerlich. Schlussendlich würde es bedeuten, dass selbst jemand, der sagen wir, die Welt vor einer Gefahr retten wollte, diese Gefahr erst heraufbeschwor. Wenn dem so war, würden viele Dinge in ein vollkommen neues Licht gerückt. Später einmal, wenn alle Welten diese Entwicklung verstanden haben würden, könnten sie vielleicht tatsächlich Schaden abwenden. Im Moment jedoch sah Endos eine Katastrophe auf alle Welten zukommen. Für ihn selbst bedeutete es, dass er den Strom seiner Gedanken unbedingt in eine freundlichere Richtung lenken musste, was sich angesichts der Ereignisse wahrlich nicht als einfache Aufgabe darstellte.

Der Tag neigte sich dem Ende entgegen. Im Westen vertropfte eine glühende Sonne ihre leuchtende Kraft über einen klaren, flimmernden Himmel. Der Elb setzte sich unter die alte Weide am Ufer. Er liebte diesen knorrigen alten Baum, dessen endlose Tentakel genüsslich im seichten Wasser planschten. Endos sehnte sich danach, einfach nur da zu sitzen und die schillernden Reflektionen des Sonnenuntergangs auf dem See zu genießen. Von der gegenüberliegenden Steilwand fielen tiefe Schatten in das klare grünlich schimmernde Wasser. Der Wind hatte sich gelegt. Das Land war in tiefes Schweigen versunken und mit ihm der Elb. Seine leicht geöffneten Augen verschwammen in der unendlichen Schönheit des Sees. Eine Libelle kreiste wenige Zentimeter über dem Wasser, dicht am Schilf gesäumten Westufer. Ein Kauz griff bereits nach den Schwingen der Nacht. Die angespannten Ohren des Elbs lauschten dem lautlosen Knistern einer eigenwillig atemlosen Atmosphäre. Der Duft frischer Gräser betörte seine Sinne.

Und doch - Endos nahm all dies nicht mehr wirklich wahr. Er war bereit, sich für den Moment einer Vision von seinem Körper zu trennen, dahin zu gleiten in eine andere unbekannte Dimension.

Es war nicht Zauberei, nicht Hexenwahn. Es war einfach der Wille des Geistes sich zu beschäftigen, während der Körper sich im Schlaf regenerieren kann, in dem er die Muskeln entspannt, das Herz von alten Lasten löst, den Kreislauf reduziert. Der Geist eines Elben kann nun einmal nicht schlafen. Er lenkt sich ab, trainiert, weil er den Schlaf nur langweilig findet, weil er Erholung

weder benötigt noch dessen Sinn überhaupt begreifen könnte. Der Geist beginnt in der Erinnerung zu kramen, zieht hier eine Schublade auf und sieht hinein, schiebt dort ein Trauma beiseite, sieht nach, ob der Körper nicht langsam wieder unter die Kontrolle eines Wachzustandes zu bringen ist neckt und weckt ihn. Häufig ohne sonderlichen Erfolg. Das Herz rast für einen Moment oder die Augen springen auf. Aber bevor der Körper sich nicht selbst entschieden hat, die Entspannung abubrechen, nutzt das alles nichts. Also geht der Geist weiter auf Reisen.

Einst hatten viele Völker, vor allem aber Menschen und Elben dieses Gespür besessen, aus dem Körper zu gleiten, sich in der fernen Unendlichkeit des Raumes mit den ungeahnten Kräften des Universums zu vereinigen, von ihnen zu lernen, sie zu nutzen, wie sie dankbar von den Kräften genutzt wurden. Doch der Krieg hatte viele diese Verbundenheit vergessen lassen. Und so war kaum noch jemand in der Lage im Schlaf zu reisen. Damit war auch vielerorts die Energie verloren gegangen, der einst vor allem das mystisch machtvoll weise Gemüt der Elben entstammte. Den wenigen jedoch, die diese uralte Verbindung noch erlernt hatten und die Muße besaßen sie zu pflegen, sagte man nach, sie verfügten über den Glanz der Aura. Man schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu, machte sie beinahe zu Fabelähnlichen Wesen, zu Wissenden, aber auch zu Dämonen, die imstande waren, alles in Willkür zu vernichten.

Müheles glitt Endos aus seinem Körper, schwebte in die alte Weide hinein, umfing sie mit den endlosen Tentakeln seiner Seele. Er liebte sie, kraulte die sensiblen Nerven des alten, müden, mürrischen Stammes, verschmolz mit ihm zu einem Knoten aus Erfahrungen, Wünschen und Gedanken. Jeder weiß, dass Bäume etwas langsamer, gemächlicher, vielleicht auch einfach nur bedächtiger sind als beispielsweise der Geist oder die Seele etwa eines Elben. Es braucht eine geraume Zeit, sich an diese Langsamkeit zu gewöhnen. Andererseits findet diese astrale Unterhaltung, wie manche es zu nennen pflegen, außerhalb unseres Zeit-Raumes statt. Mag eine solche Unterhaltung auch einmal nach unserem Gefühl zwei oder drei Tage dauern, in der raumlosen Zeit spielt diese Dauer keine große Rolle. Man führt Körper, Geist und Seele wieder zusammen und stellt fest: es sind gerade ein paar Minuten, vielleicht ein Stündchen vergangen (von dem man aber vermutlich die Hälfte schlicht verschlafen hat).

Vorsicht! – Dies gilt für das astrale Reisen, nicht aber für Unternehmungen in der Feenwelt. Dort, so heißt es, vergehe eine Stunde als ein Tag. Also eine Stunde Feenwelt entspricht einem Tag in den anderen Welten. So sind vor allem neugierige Menschen durchaus schon mal ein Jahr oder länger unterwegs gewesen, in dem Glauben, es habe sich gerade um ein oder zwei Wochen gehandelt.

Eine Weile waren sie so ineinander vertieft gewesen und hatten liebenswerte Geschichten und Freundlichkeiten ausgetauscht. Endos hatte Bilder über jene Geschehnisse passieren lassen, die allenthalben

unwiderrufbar ihren Lauf nahmen. Auch wenn die alte Weide sich bemühte, besänftigende Gedanken zu finden, so wusste der Elb doch, dass sie von den Zeichen am Firmament eben so beunruhigt war wie er selbst. Die langen dünnen Äste mit ihrer Unzahl lanzettenartiger Blätter erschauerten bei der Vorstellung einer versinkenden Welt. Tief in ihrem Innern hatte sie beschlossen, im kommenden Winter, wenn das Gehölz ruhte, eine Reise zu jenen Verwandten zu unternehmen, die in vielfältigen Welten den barbarischen kindlichen Trieben von Riesen und Asen trotzten. Vor viel zu langer Zeit, und wenn ein Baum über eine solche Zeitspanne grübelt, meint er eine für uns undenkbare Ewigkeit, hatten sich Weiden und Eichen, Buchen und Eschen sowie einige Birkenwesen einmal getroffen, so wurde erzählt. Nicht dass jemals ein Baum seines Schicksals Leid geworden wäre. Es waren die Zwerge vom Volke der Vehren, aus dem Vehrengebirge, deren Wirken damals von wenig Glück und Zufriedenheit gekrönt gewesen war. Die Fundstätten ihrer Höhlenarbeit waren versiegt. Die Familien hatten Elend und Hunger gelitten. In nur wenigen Generationen war das Land der Verwüstung anheim gefallen. Bollwerke gegen die dunklen Kreaturen aus den Tiefen finsterner Unterwelten waren herauf gestiegen, hatten einen ersten Kampf begonnen, dessen Ende unabdingbar mit dem völligen Verlust von Ehre und Freiheit, von Familie und Eigentum einhergehen musste. Die Herren der prunkvollen Höhlenreiche waren vollkommen hilflos gewesen. Sie hatten den Mut verloren und mit ihm die Kraft eine Streitaxt zu schwingen. Auf Freunde oder Verbündete hatten sie nie besonderen Wert gelegt. Wozu auch? Zwergenvölker schätzen in der Regel keine Freundschaft zu anderen Kulturen. Gerade einmal, dass ein Clan den anderen duldet, wenn eine Nachbarschaft sich als unvermeidbar erweist. Ein armseliges und gleichwohl so unnötiges Schicksal hatte sie geschlagen, dass es die Waldwesen nicht hatten mit ansehen wollen.

So hatte der Rat der Waldwesen damals einen Entschluss gefasst. Sie alle waren gewillt gewesen den Herren von Eisen und Edelstein jede denkbare Unterstützung zu bieten. Und wer die Waldwesen für eine unbewegliche, hilflose Kriegsschar hält, wer denkt, dass es sich hier um eine lächerliche Armee von verwurzelten Baumstrünken handele, der besitzt eine wahrhaft geringe Vorstellung von den Dingen, wie sie wirklich sind.

»Aber warum langweile ich dich mit all den alten Geschichten«, sinnierte die Weide, »das geschah zu Zeiten, die selbst ich nur aus Legenden kenne. Es ist lange vorbei. Lange vorbei.«

Die alte Weide hatte sich große Mühe gegeben von ihren tatsächlichen Gedanken abzulenken. Doch ihr fehlte plötzlich die Kraft. Sie schluchzte beinahe unmerklich. Das weiche, helle Harz trat aus ihren Poren und verriet ihren tiefen Schmerz. Sie verstand sicher nicht sehr viel von den Dingen in der Welt, aber sie spürte die bevorstehende Trennung.

Endos schreckte hoch. Eine grausame Erkenntnis hatte seine Sinne zurückerobert. Natürlich war er deutlich zu jung sich Gedanken über einen wie auch immer gearteten Lebensabend zu machen. Dennoch sehnte er sich nach diesem Ort. Er wollte seine letzten Jahre hier an dem See des Gehörnten verbringen. Eine einfache Hütte hatte er sich erträumt, nur einige Fuß vom See

entfernt, auf einem kleinen Plateau in der Nähe der Weide. Ein wenig Weideland für sein Pferd und ein paar Ziegen und Kühe. Zwei oder drei Äcker für ein wenig Getreide und eine Plantage mit knorrigen Bäumen von saftigem Obst. Dazu noch eine kleine Familie und das Glück wäre perfekt gewesen. Auf diese Weise hätte er sein Leben gerne beschlossen. Aber seit Jahren wusste er bereits, von den Plänen, die das Schicksal für ihn geknüpft hatte. Darin waren weder Weideflächen noch eine Familie oder Obstwiesen vorgesehen.

»Es ist soweit!«, flüsterte er in einem Tonfall, der alles andere als souverän klang.

»Ja!«, antwortete die Weide bedächtig. »nun trennen sich wohl unsere Wege – wenn ich überhaupt von einem Weg sprechen kann – ha, ha, ha!«

Es war der Versuch eines Scherzes, der ihr selbst im Halse, so denn ein Hals denkbar wäre, stecken blieb.

»Dann ist es also nun beschlossene Sache!«, dachte Endos laut.

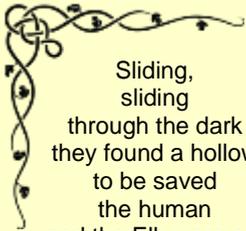
Diese Begegnung würde sich also niemals mehr wiederholen. Es war ein Abschied! Ein Abschied von dem Wald. Ein Abschied von den Wesen. Ein Abschied, wohl von dieser Welt. All das würde er keinesfalls wieder sehen. Die Weide. Der See. Der Sonnenuntergang. Nie wieder würde er an diesen Ort zurückkehren. Er würde aufbrechen zu einer Reise, von der es keine Heimkehr gab. Doch das war noch nicht alles. Der Erfolg dieser Reise sollte das Schicksal zu vieler Wesen in zu vielen Welten bestimmen. Noch konnten die Mächte gebannt werden, die aufbegehrt, dieses Land und nach ihm all die anderen wundervollen Länder mit ihren zahllosen Kulturen in einem endlosen Kampf nieder zu zwingen.

Ein Elbenkrieger dessen Berufung sein Untergang, eine vor langem beschlossene Sache gewesen war, nur um ein wenig die eine oder andere Welt zu retten. Das klang ziemlich töricht. Konnte er nicht einfach nur ein friedlicher Waldelb sein, der sich nicht scherte um die Ereignisse, nein der – besser noch – nichts ahnte von den Machenschaften der dunklen Mächte, um in innerem Frieden zu leben.

Während er in räumigem Selbstmitleid zerfloss, zeigte ihm die Weide ein weiteres Bild aus seinem eigenen Herzen. Es war das Bild von einer wunderschönen jungen Frau. Er sah sie deutlich vor sich. Wie ein Spiegel schimmerte ihr Antlitz im See und zerrte an den Sinnen seiner Seele. Sie besaß ein fremdländisches Aussehen, lange, gelockte blonde Haare, schien nicht sehr groß, ähnelte ein wenig den weisen Frauen aus der Feenwelt. Allerdings verblüffte ihn die Kleidung der jungen Frau. Sie trug einen Überwurf, dazu ein eigenwillig geformtes Oberteil und Schuhe, die über dem Fuß geschnürt waren. Der Zustand ihrer Garderobe ließ auf einen Kampf oder wenigstens eine lange Wanderung schließen. Endos sah sie unter der alten Weide sitzen, eben an jenem Platz, wo er selbst sich gerade niedergelassen hatte. Die junge Frau schien vollkommen verzweifelt zu sein. Tränenüberströmt und zitternd kauerte sie am Stamm des knorrigen Baumriesen. Wie der Elb selbst schien sie diesen Ort zu lieben und hatte ihn vermutlich aufgesucht, um ein wenig Trost zu finden, um ihrem Kummer zu teilen.

Endos wusste nicht, wer sie war und was diese Vision zu bedeuten hatte. Er spürte jedoch, dass diese Frau in den Ereignissen, die ihm bevorstanden, eine wichtige Rolle spielen würde, wenn auch deren Bedeutung er nicht erfassen konnte. Und er fühlte, dass er unsterblich in sie verliebt war. Er würde ihr begegnen. Er würde sich nach ihr sehnen, ganz nah bei ihr sein. Und doch - er durfte sie seine Sehnsucht niemals spüren lassen.

in the cave

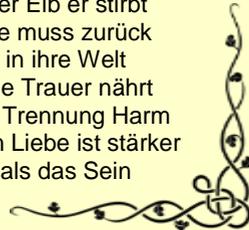


Sliding,  
sliding  
through the dark  
they found a hollow  
to be saved  
the human  
and the Elb were set  
but crossed in love  
in the darkness  
of a hollow in the cave

they felled in love  
but this love  
should never be  
the words of willow  
stroke his head  
the girl was an alien  
and got the duty to turn back  
but love is too important  
to forget

Dunkelheit  
sie glitten  
durch die Dunkelheit  
Sie fanden einen Ort  
dort waren sie sich nah  
Die Menschenfrau - der Elb  
ihre Sinne trafen sich in Liebe  
In der Dunkelheit

Grenzenlos verliebt  
doch Liebe war ihr Fluch  
die Weide warnt  
der Elb er stirbt  
sie muss zurück  
in ihre Welt  
Die Trauer nährt  
der Trennung Harm  
denn Liebe ist stärker  
als das Sein



In einem Anflug eisiger Traurigkeit umfasste er die Weide. In diesem Augenblick hasste er seine Fähigkeit des Sehens. Dann fing er sich schnell wieder und nahm der Weide das Versprechen ab sich der jungen Frau anzunehmen, wenn die Zeit den Blick erfüllte.

Endos Geist glitt zurück in seinen Körper. Er kehrte aus der Trance zurück. Es war bereits dunkel. Bilder jagten durch sein Hirn. Ihn fror. Die Nacht war kühl. Ein blasser, runder Mond stand schweigend blass am Firmament.

Als Endos erwachte blinzelten die ersten zarten Sonnenstrahlen von Ferne über das Firmament. Ein Hauch von Morgennebel waberte über dem noch tief schlummernden See. Dort wo die Sonnenstrahlen das frische Nass berührten, ergoss sich ein Schimmer von Bernstein über den flachen Grund. Lautlos glitt ein Geschwader Libellen auf der Suche nach einem opulenten Frühstücksmahl über die Wasseroberfläche.

Die gefiederten Äste der Weide hingen entspannt herab. Kein Lüftchen, das sie hätte in Wallung bringen können. Auf dem Gras und in den Büschen spielte der Tau mit den symmetrisierten Netzen der Spinnen. Nur die Rufe einiger Vögel mahnten zur Wachsamkeit.

Es dauerte eine Weile bis Endos völlig zur Besinnung gekommen war und eine zweite bis dritte Weile bis er die Orientierung wieder gefunden hatte. Für einen Augenblick hoffte er, dass es sich bei den Erlebnissen der letzten Nacht nur um eine schlechte Illusion handelte. Dann lachte er über seine Naivität. Nur zu gut wusste er um seine Fähigkeiten, die schon häufig sehr hilfreich gewesen waren, ihm jedoch diesmal als quälende Last schwer im Magen lagen.

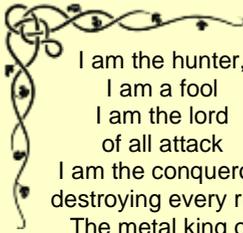
Endos Blick glitt über den See. Der Morgendunst hatte einen Schleier über das Wasser und die gegenüberliegenden Felsen gelegt. Die satten Farben des Waldes begannen sich aus dem nächtlichen Schwarz zu erheben. Eine leichte Brise trug das ferne Röhren eines mächtigen Hirsches herüber. Ein Hirsch oder der Gehörnte selbst. Das vermochte an diesem Ort niemand zu beurteilen. Es spielte im Grunde auch keine Rolle; denn es war sein Land, seine angestammte Welt und es war – mit Verlaub – sehr angenehm seine Kraft in diesen Wäldern zu spüren.

In dem Elb selbst herrschte eine eher bedrückende Stille. Endos musste die Gedanken der Vision abschütteln. Sie drohten ihn zu ersticken. So zog er die Kleider aus und sprang in die kühlen Fluten des Sees. Mit kräftigen Zügen schwamm er ans andere Ufer hinüber, ruhte dort einen Moment aus um bald darauf den Rückweg anzutreten. Ein herrlicher Morgen. Zarter Dunst lag auf dem See, tauchte die Szenerie in eine Atmosphäre des Zweilichtes. In der Feenwelt Mirhanëas hatte er dieses Licht sehen und lieben gelernt. War es nicht sogar letztlich das Licht, welches die beiden Völker einander so nah brachte? Elben und Feen lebten in den Wäldern, liebten die Wälder, hatte dort ihre Heimat, waren symbiotisch mit der Welt der Flora verschmolzen. Und mehr noch als das waren sie verbunden mit dem Nass der Flüsse und Seen. Das Elixier ihrer Welten waren der Tau und die Quellen und doch am Ende war es wiederum das Licht in seiner bunten Pracht. Der Dunst über dem See als der Odem des herannahenden Tages. Ein wundervoller Gedanke. Mit kräftigen und doch geschmeidigen Zügen schwamm Endos dem jenseitigen Ufer entgegen.

Er mochte etwa die Hälfte des Sees durchquert haben, als er unerwartet eine Gestalt am Ufer erspähte. Ein Wesen, dessen Silhouette ihm vertraut und dennoch fremd war, das sich an seinen Sachen zu schaffen machte.

Endos verharrte in der Bewegung.

## Margon



I am the hunter,  
I am a fool  
I am the lord  
of all attack  
I am the conqueror,  
destroying every rule  
The metal king of  
fear and blood and death

Thousands of millions  
are floating all the hills  
Proclaiming me  
the lord of the night  
Thousands of millions  
are scorning all the bills  
Scarping their weapons for to fight  
By praying:

Glory to margon  
Long live the king  
The lord of our darkness and fear  
Glory to margon  
The king stay alive  
Gloria – long live the king

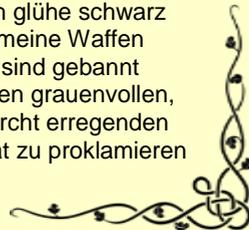
I laugh by killing preachers,  
I slave the land  
And I lead  
a factory of hate  
I am blazing black,  
my arms are banned  
To build a cruel  
and fearful state

Ich bin der Jäger,  
ich bin ein Monster  
Ich bin der Herrscher  
auf jedem Schlachtfeld zu Hause  
Ich bin der Eroberer  
zerstöre selbst die Regeln  
Bin der Metal-King  
von Furcht, Blutschande und Tod

Abertausende  
überfluten das Land  
rufen mich aus:  
den König der Nacht  
Abertausende  
pfeifen auf das Gesetz  
wetzen die Messer für den Kampf  
beten mich an:

Gloria – Margon  
Lang lebe der König  
Der Herrscher  
über Dunkelheit und Furcht  
Gloria – Margon  
Hoch lebe der König  
Gloria – lang lebe Margon!

Lachend töte ich die Prediger  
versklave das Land  
Ich führe  
eine Fabrik des Hasses  
Ich glühe schwarz  
meine Waffen  
sind gebannt  
einen grauenvollen,  
Furcht erregenden  
Staat zu proklamieren





Sollten die Truppen Margons, des finsternen Herrschers, bereits an diesen heiligen Ort vorgedrungen sein? Sollten sie es gewagt haben, den Wald des Gehörnten durch ihre Anwesenheit zu entehren? Tausend Gedanken rasten Endos durch den Kopf. Lautlos glitt er durch das Wasser gen Ufer, hielt die seltsame Gestalt ständig im Blick.

Im aufwallenden Nebel konnte er nicht viel erkennen. Stattdessen nahm er ein seltsames Gefühl wahr, das ihm so etwas wie Wärme und Freundschaft vermittelte. Jemand wühlte in seinen Kleidern; doch es handelte sich nicht um einen Feind.

Aber wer sonst ... Endos war verwirrt. Die Gestalt war ihm sonderbar vertraut. Er verspürte einen Drang ihr entgegen zu schwimmen, sie freudig zu begrüßen. Dennoch wuchs die Unruhe in ihm; mahnte ihn zur Vorsicht. Lautlos glitt der Elb durch das Wasser. Als er endlich das Ufer erreichte, war niemand mehr zu sehen. Endos zog sich schnell wieder an, nahm sein Schwert und rannte in die Richtung des Waldes, aus dem die Gestalt gekommen war. Endos verstand sich als geübter Krieger durchaus im Lesen von Fährten und Spuren; dennoch konnte er keinerlei Hinweise auf eine fremde Person entdecken.

Hatte er sich die Figur im schattigen Zwielficht des Morgens nur eingebildet? Spielten seine Sinne nun vollkommen verrückt? Das war absurd.

Vorsichtig pirschte er zurück zum Lager und suchte nach Fußabdrücken, abgeknickten Ästen, nach irgendeinem Zeichen. Doch er entdeckte nichts. Nichts außer ... Der Elb stutzte. Jetzt sah er es. Das weiche feuchte Gras war gleichmäßig ausgetreten. Es musste sich um die Fährte eines riesigen Hirsches handeln. Niemals hatte er bei der Weide derartige Spuren wahrgenommen. Nachdenklich betrachtete er Form und Größe. Das Tier

musste wenigsten doppelt so groß sein, wie das mächtigste Tier, das Endos jemals erlegt hatte. Was hatte das zu bedeuten?

Das Schwert kampfbereit in der Hand, suchte er die Gegend mit den Augen ab. Kein Laut, keine Bewegung, absolut nichts rührte sich. Und trotzdem – er war sicher, dass er von jemandem beobachtet wurde. Ein Wesen von unvorstellbarer Größe...

Plötzlich fühlte er wie sich glühendes Metall in seine Hand legte. Wie aus dem Nichts erwuchs ein Schwert in seiner Rechten. Eine Waffe, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er zuckte. Doch widerstand er dem Willen es wegzuworfen. Die Klinge war im Vergleich zu ihrer Größe nicht sehr schwer. Schwerer sicherlich als ein Elbenschwert, aber dabei wenigstens um die Hälfte länger. Er nahm die Klinge hoch und betrachtete sie erstaunt, während sie in seiner Hand erkalte.

Langsam dämmerte ihm was geschehen war. Diese Waffe war von edler Herkunft. Der Griff, gewunden aus feinstem Zwergensilber, besetzt mit wohl geschliffenen kostbaren Steinen, die nicht zur Zierde, vielmehr Schutz es Mut dem spendeten, der sie in Händen hielt. Die Waffe schmiegte sich in seine Hand, als sei er speziell für den Elb angefertigt. Das Gewichtsverhältnis vom Griff zur Klinge war perfekt austariert. Im Schaft fanden sich die alten Runensymbole des Gehörnten wie auch die der Mutter. Endos hatte schon einmal solche Zeichen sehen und berühren dürfen, bei einer Zeremonie der weisen Frauen, vor ewigen Zeiten. Wenn er die Gravur der Runen richtig deutete, so trug dieses kostbare Schwert den stolzen Namen Gweldalår.

Respektvoll hockte Endos nach alter Sitte nieder. Ein Knie am Boden, das andere aufgestellt, drückte er die Spitze der Klinge sachte in den Boden. Dann schloss er die Augen und wiederholte dreimal den Namen ‚Gweldalår‘, ‚Gweldalår‘, ‚Gweldalår‘!

Ein kühler Schauer lief durch seine Glieder. Gaia, die Mutter schien zu antworten. Ein Geruch aus Erde und Lavendelblüte zog dem Elb in die Nase. Die Klinge Gweldalår schimmerte rötlich auf, als sei sie in unmittelbarem Kontakt mit dem glühenden Elixier der Erde selbst. Für einen Moment vernahm er die Stimme der Mutter. Die Gaia selbst sprach zu ihm. In den Worten einer uralten universellen Sprache, deren Sinn er mehr erahnen als deuten konnte, erzählte sie ihm die Geschichte von der Geburt des Weltenbaumes Yggdrasil.

»Alles war eins zu jener Zeit. Alle Wesen waren vereint. Alles - Liebe, Wärme, Zuneigung. Es konnte keine Zwietracht aufkommen, weil es keine Gegensätze gab. Selbst die Vorstellung von festen Körpern war noch nicht geboren. Ja, selbst Vorstellungen und das Denken an sich mussten erst geboren werden. Alles glitt in gleichmäßiger ruhiger sanfter Schwingung dahin, breitete sich über das noch schlafende Universum in alle Richtungen gleichförmig aus wie die Welle über den See. Und da dem Universum kein Ende gegeben war, entschwanden die Schwingungen in sehnsuchtsvolle Fernen.

Einige waren über das Zeitalter derart weit entrückt, dass sie sich nicht mehr an den Ursprung erinnern konnten. Einsam glitten sie durch einen zeitlosen Raum in einer Dunkelheit die tausend Sonnen nicht erhellen konnten.

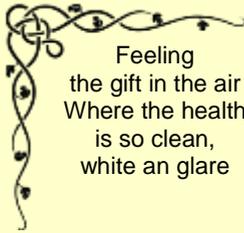
Mit den Erinnerungen begannen sich zaghafte erste Gedanken zu bilden. Es waren Träume von einem heimeligen Schoß, von dem ALL-Einen, dem sie entsprungen waren. Während die zarten Schwingungen weiter und schwächer wurden und sich in der feinen fernen Unendlichkeit aufzulösen drohten, entsandten sie wiederum Schwingungen zurück an den Ursprung. Sie waren sich dieser ersten Handlung sicher nicht bewusst. Und schlimmer noch: da sie keine Antwort bekamen, entsandten sie immer neue Wellen von Gedanken in alle erdenklichen Richtungen. Doch der heimelige Schoß schien für immer verschwunden. Unerreichbar in den fernen tiefen eines jungen Universums.

So begann Heimat erst als ein Gedanke, später als ein Symbol und schließlich als eine manifeste Erscheinung zu entstehen. Gedanken jedoch verbreiten sich schnell. Und so entstand in unmittelbarer Folge eine Vielzahl unterschiedlichster Heimatwelten. Einige formten sich im stofflichen Bereich wie das Planetensystem mit der Erde oder der Yggdrasil mit seinen – Äpfeln gleichenden – Welten. Andere wuchsen auf einer rein metaphysischen Ebene feinstofflich zu herrlichen Lichtgebilden heran. «

Endos spürte, wie es die Mutter bei diesem Gedanken schüttelte. Sie sprach es freilich nicht aus, aber er fühlte, wie sehr sie sich nach dieser feinen unbeschwerten Lebensweise sehnte. Ihr Atem ging langsam und schwer. Dem Elb war, als hockte er geradewegs auf ihren kräftigen Lungen.

»Zunächst gingen alle Gedanken ihrer wohl geschwungenen Wege! «, fuhr sie schweren Atems fort, »doch es geschah, was geschehen musste. Während sich die einen Vorstellungen freudig begrüßten und miteinander vereinigten um dem gemeinsamen Weg in eine fremdartig faszinierende Zukunft anzutreten, pflegten andere ihre Einzigartigkeit. Eine Vereinigung schien ihnen undenkbar, unerträglich. In dem Gedanken universeller Einzigartigkeit begannen sie sich von dem All-Einen, aus dem sie einst entschwungen waren vollends zu lösen. Jede Schwingung, die ihnen wohlgesonnen entgegenstrebte, absorbierten sie, verformten, deformierten sie. Während noch das All-Eine Seelenhafte Schwingungen aus seinem Schoße entließ, entbrannte in weit entfernten Regionen bereits ein erbitterter Kampf. «

Mother earth



Feeling  
the gift in the air  
Where the health  
is so clean,  
white an glare

Rainbows  
are painted delight  
Moon walks with stars  
side by side

Flowers are born proud and nice  
In the era of fortune device

Trees standing still, growing fast

And the birds tell the bees about  
the past

Water is flooding the fog  
The mermaid combs her hair on  
the rock

Fawns love to jump through the  
dale

And the eagle flaps  
its wings for to sail

Once when the moon changed  
his run

Era of hate had begun  
Full of the fear against the land  
Armies of Margon were sent

Danger and hate in their mind

They came to kill the dwarfs

Nothing should live  
in the night  
Mother earth  
show them the light

Sonderbare Gefühle gleiten durch die Luft  
Dort, wo alles noch so rein, so weiß ist  
und vom strahlenden Glanz  
der Sonne erfüllt

Regenbogen malen fantastische Bilder  
und der Mond wandert mit den Sternen  
über das Firmament

Anmutig und prachtvoll wachsen  
die in der Ära  
der glücklichen Einheit geborenen Blumen  
Bäume stehen schweigend, schießen  
empor

Die Vögel erzählen den Bienen von der  
Vergangenheit

Wasser fluten den Nebel  
während die Nixe ihr Haar  
auf dem Felsen kämmt

Kitze springen freudig durch die Täler

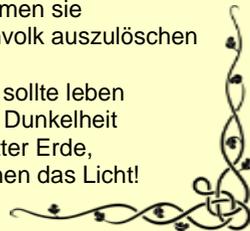
und der Adler segelt erhaben  
durch den Himmel

Eines Tages jedoch  
änderte der Mond seine Bahn  
Es begann das Zeitalter der Wut  
alle Wesen waren erfüllt  
von Furcht um ihr Land  
als Margon seine Armeen ausschickte

Wut und Hass in den Köpfen,

kamen sie  
das Zwergenvolk auszulöschen

Nichts sollte leben  
in der Dunkelheit  
Mutter Erde,  
zeig ihnen das Licht!





Endos spürte die Schwermut im Geiste der Mutter. Seine Gedanken verweilten noch lange bei ihren Worten. So unmittelbar hatte er noch niemals Dinge erfahren und schon gar nicht solche von derart elementarer Bedeutung. Der Elb setzte sich wieder unter die gute alte Weide. So entglitt der Tag. Der prachtvolle Sonnenuntergang fand keine Berührung seiner Sinne an diesem Abend. Er bemerkte nicht einmal, dass sich die Dunkelheit bereits wieder über die Welt ausbreitete. Endos beneidete die Weide nicht, deren Wurzeln sich fest im Erdreich verankerten und dort den unmittelbaren Kontakt mit der Mutter pflegten, jetzt wo er wusste, wie schwermütig die Gedanken der Gaia waren.

Mit der Dunkelheit flogen Endos Gedanken wieder dem Gehörnten zu. Er selbst, das stand außer Frage, hatte dem Elben das Schwert gegeben, es vermutlich sogar für ihn geschmiedet. Ein Schauer lief ihm durch die Glieder. Die Visionen, das Schwert. Niemals hatte sich der Gehörnte in Streitigkeiten eingemischt, zumal in irdene. Sein Bestreben war es immer gewesen, Liebe in den Herzen zu säen, alle Wesen mit Verständnis für einander zu segnen. Zum ersten Mal seit Elben Legenden weitererzählten griff er nun offenbar persönlich in einen Kampf ein. Endos erstarnte. Mehr als jemals zuvor wurde ihm der Ernst der Lage bewusst. Der Krieg, den Margon entfacht hatte, war kein Krieg um Territorien, um Vorherrschaft, um Macht. Es war der Kampf der dämonischen Mächte um die Beherrschung des Weltenkreises und vielleicht mehr noch – der Gestirne. Ein Krieg von unvorstellbarem Ausmaß.

Endos fasste sich wieder. Er konzentrierte sich auf die Klinge und spürte: Nicht er konnte das Schwert beherrschen. Es hatte seine eigenen Regeln und würde ihn lenken, aber auch beschützen. Es war geschaffen für einen bestimmten Kampf und eben diesen würde es führen. Gweldalår, der

Dämonentöter verbunden mit dem Elben, der ausgesandt war ein Volk oder weit mehr als ein Volk vor dem Verlies der Dunkelheit zu bewahren. Noch in diesen Gedanken versunken, hörte er abermals das mächtige Röhren des Hirsches in der Ferne. Es ließ ihn erschauern. Die Silhouette des mächtigen Tieres verschmolz mit den Sternen am Horizont. Nachdem sich Endos von dem unglaublichen Anblick gelöst hatte, schritt er noch einmal die Umgebung ab. Es war nur eine Ahnung; aber sie trog nicht. Tatsächlich! Im Gras fand er eine fein gewebte Schwertscheide. In aller Ehrfurcht vor dem Gehörnten kniete er nieder, steckte das Schwert hinein und neigte sein Haupt dem tiefblauen Nachthimmel entgegen. Dann hielt er den diamantbesetzten Knauf der Klinge an die Stirn.

Vor seinem inneren Auge erschienen Bilder aus einer längst vergangenen Zeit. Es waren fremde Bilder. Verwirrend. Als seien die Bilder selbst einer uralten ausgestorbenen Sprache entliehen. Endos erkannte ein riesenhaftes, beeindruckendes Wesen, das sich mit Vertretern einiger Völker traf. Konnte es sich um den Gehörnten selbst handeln? War das sein ursprüngliches Aussehen gewesen, bevor er sich vor den jungen Wilden der neuen Welt in den heiligen Hain als Hirsch hatte flüchten müssen?

Und wer waren die anderen? Bei einem von ihnen konnte es sich um einen Elben handeln, überlegte Endos. Dann war da noch ein kräftiger, kleiner Mann mit langem Bart und einer Axt im Gürtel. Sicher ein Zwerg. Eine hünenhafte Frau. Im Antlitz so schön, dass es Endos ins Herz stach und doch fremd wie die Nacht. Was für ein Rätsel? Gehörte sie zu jenem Volk, aus dessen Künsten BiFröst erstanden war? Die Urahnin aller Asen vielleicht? Endos wusste zu wenig über dieses Göttergleiche Geschlecht. Vanen und Asen, Niefelheim und Asengard. Das war eine sehr komplizierte Geschichte, die in der Vergangenheit der Elben eine geringe Rolle spielte. Sein Lehrer Ceritravar hatte einige Legenden zum Besten gegeben. Doch Endos hatte sie lediglich brav angehört, hatte sich jedoch nie wirklich damit beschäftigt. Neben der Vanin oder Asin stand eine kleinere und dennoch sehr stattliche Frau: Mirhanëa! Endos erkannte sie sofort an ihrer Haltung, ihrem Ehrfurcht einfordernden Ausdruck. Das also war die Herrin des Feenlandes. Auch wenn es sich nur um eine Vision handelte – Endos verneigte sich voller Ehrfurcht vor der Fee. Zwei weitere Frauen gehörten der Runde an. Eine war Skuld, die jüngste der Nornen. Aber die andere? Endos stockte der Atem. Handelte es sich um dieselbe, deren Bild ihm die Weide gezeigt hatte? Das konnte nicht sein. Was er da sah war tausende von Jahren alt. Das Bild der Weide entsprang jedoch der Zukunft.

Und dann war da noch der eine, dessen Gesicht er nicht erkennen konnte. Etwas an ihm verursachte in Endos unangenehme Gefühle. Er wollte wegsehen. Doch sein Blick blieb auf diese Person gebannt. Endos fixierte den Fremden genauer. Mit hohem Hut und einem langen, dunkelblauen Gewand auf dem die Sterne glänzten, musste es sich um einen Zauberer handeln. Ceritravar? Aber warum sollte dessen Anblick dem Elb so eine seltsame Furcht einflößen?

»Meister, bist du es?«, rief er. Es war ihm unmöglich geworden Vision und Realität zu trennen. Der vermeintliche Lehrer drehte sich kurz um, als habe er eine Stimme in der Dunkelheit vernommen. Endos erschauerte. Dieser Zauberer glich seinem Mentor wie ein Bruder oder Vater. Doch etwas ließ den Elben erzittern. Sollte jener fremde und doch so nahe Magier für die einsetzende Finsternis verantwortlich sein?

Das Bild verschwamm. Endos verstand wohl, dass der Gehörnte, diese Wesen vor endlos langer Zeit zu sich gerufen hatte. Er hatte jedem von ihnen ein Geschenk überreicht, mit dessen Hilfe sie ihre Welten lenken konnten oder sollten. Doch einer von ihnen hatte das Geschenk missbraucht. Endos fühlte plötzlich wie der Kalte Tod nach ihm griff. Sein Herz fror. Es war höchste Zeit aufzubrechen. Der Elb schnallte das Schwert um die Hüfte. Mit einem letzten Blick verabschiedete er sich von der alten Weide und vom Sehnsuchtsee.

Drei Tage und Nächte hatte Endos, der Elb, der Magier und Krieger an diesem See zugebracht, hatte meditiert und nachgedacht. Er konnte es nicht erklären, doch er war sich seines Weges jetzt völlig sicher. Er wusste wie kein anderer, wie schlecht es um das Schicksal der Völker bestellt war.

Ein schwaches Licht von Hoffnung flackerte in seinem Herzen. Es war der Gedanke an Ceritravar, seinen Mentor. Er musste den alten Zauberer finden. Und er musste den Zauberer bewegen, sich in den Kampf einzumischen, was trotz der grausamen Übergriffe Margons bislang niemandem gelungen war. Wie viele Zauberer hatte auch Ceritravar sich seinerzeit zurückgezogen, die Konfrontation gemieden, sich weder für die eine noch die andere Seite begeistern lassen. Der Grund lag in einem uralten Orakel. Es hatte mit dem Wechsel in das neue Zeitalter den Niedergang der alten Verhältnisse prophezeit. Leider kannte niemand mehr den ursprünglichen Wortlaut der Weissagung, wodurch mannigfaltige Fehldeutungen die Runde machten. Die Druiden hatten sich in langwierigen Verhandlungen dazu durchgerungen, die Aussage als das Sterben der alten Kulturen zu deuten. Der bevorstehende Wechsel lag in den Händen neuer fremder Kräfte. Es wäre töricht und dumm gewesen dagegen aufzubegehren. Niemand würde die Flut des neuen Seins aufhalten oder auch nur beeinflussen können. Jede Gegenwehr, jeder Versuch, das Alte festzuhalten, hätte nur noch mehr Unheil über die Welten gebracht, noch mehr Irdenes zerstört, den Gang der Gestirne jedoch nicht von ihren Absichten abgebracht. Das neue Sein würde aus der Resonanz entstehen, aus der Schwingung, die aus den endlosen Weiten des Universums über die Welten hereinbrach. Alles Leben ist Schwingung, hatte der alte Meister einst Endos gelehrt. Die Schwingung sucht voller Sehnsucht den Ursprung ihrer selbst, hatte Gaia offenbart. Doch gleichwohl entsandte das erste und letzte Selbst, das All-Eine, immer neue Wellen ins Universum, so dass alt und neu aufeinander brandeten wie die Wellen auf die Küste. Dieser Urgewalt würde niemand Herr werden. Selbst die Rolle der Nornen lag nun mehr im Einst als in der zukünftigen Welt neuen Wachstums. Es war offensichtlich. Die alte Welt hatte ihre Macht verloren. Es galt sich den Wogen des erstakenden neuen Seins zu fügen, wie groß die Verluste auch sein

mögen. Das All-Eine rief zurück, was es einst – vor Äonen von Zeit – ausgesandt hatte.

Seit dem Entschluss die Dinge tatenlos geschehen zu lassen, hatten sich die meisten Zauberer in die unglückselige Einsamkeit ihres verdammungswürdigen Wissens zurückgezogen. Einige freilich hatten ihre große Chance gesehen und agierten nun im Namen der neuen Mächte (jedenfalls glaubten sie dies zu tun). Unter ihnen war Margon gewesen. Einst einer der klügsten Magier im weisen Rat; jetzt der mächtigste und teuflischste aller Druiden des Erdkreises.

Nein! Nicht die Gestirne versetzten das Land in Angst und Schrecken. Dies war vorrangig sein Verdienst. Er war es, der den erbarmungslosen Vernichtungsfeldzug gegen die alten Mächte begonnen hatte, der skrupellos ganze Zwergenvölker niederstreckte, offensichtlich nur um deren alter Magie habhaft zu werden, der Menschen, Elben, Tiere knechtete und selbst den drohenden Zeichen der universalen Kräfte trotzte. Er hatte diese bestialische Seuche über die Elbenvölker gebracht, soviel schien sicher. Ihm hatten sie all dieses Elend zu verdanken. Und sie begriffen nicht einmal den Grund seines Handelns.

Ceritravar und Margon hatten sich einstmals sehr nahe gestanden, hatten all ihr Wissen geteilt oder gar gemeinsam erworben. Selbst noch zu der Zeit, als Endos in die Dienste Ceritravars getreten war. Daher war sein alter Lehrmeister wirklich die einzige verbliebene Hoffnung. Er kannte den Gegenspieler besser als jedes andere Wesen im Universum. Er kannte jeden Zauberspruch, jeden geheimen Trank, jede Verdammung. Ceritravar musste helfen.

Endos blieb nicht viel Zeit seinen Lehrer zu finden. Er fühlte bereits wie die Kälte durch seinen Körper kroch. Und er fühlte auch, dass dies der letzte Dienst war, den er seinem Volk erbringen konnte. Er musste Ceritravar finden und überzeugen. Im Übrigen stand nicht nur der Fortbestand seines eigenen Volkes auf dem Spiel. Auch die Zwergenvölker Nanwicks litten unter der Knute des finsternen Herrschers. Waren die Elben erst einmal vernichtet, so würde Margon die Zwerge bis in den Abgrund der Hölle jagen. Doch was würde dann im Universum geschehen? Niemand begriff die Ziele Margons. Er hatte unzählige Kreaturen der unterschiedlichsten Völker unterjocht, hatte sie zu Söldnern und zu Sklaven gemacht. Doch Elben und Zwerge und vermutlich auch die Menschen wollte er in seinem Wahn einfach nur vernichten, aus der Geschichte tilgen.

Der Elb hatte wieder diese Vision vor Augen. Was konnte der Gehörnte den Wesen während jenes Treffens nur gegeben haben? Waren es nicht gerade die Völker, deren Vertreter Endos gesehen hatte, die Margon zu vernichten suchte?

Etwas musste sich in deren Besitz befinden, das er ihnen nicht abjagen konnte, das ihm Angst einflößte, das seiner Macht trotzte. Aber was, um alles in den Welten, konnte das nur sein? Was verband Zwerge mit Feen, Elben mit Menschen, Nornen mit Zauberern? Nicht zu vergessen die Wesen aus

Asengard, die allerdings einem viel früheren Krieg anheim gefallen waren. Ihre Welt schien Margon nicht mehr zu interessieren. Oder noch nicht!

Endos hatte nur wenige Worte mit der Wicca gewechselt, die ihm das Tor gezeigt und ihn zur Brücke geführt hatte. Wenn er sie jedoch richtig verstand, war die Welt der Asen gerade frisch geboren, auferstanden aus dem Nichts der ewigen Ruhe. Diese Welt wuchs erst wieder zu ihrer alten Größe heran. Vermutlich ahnte der Finstere noch gar nichts von diesem Ereignis.

Bestand darin vielleicht die eigentliche Hoffnung? Der Elb konnte sich einen Gedanken der Erleichterung nicht verkneifen. Und dennoch ärgerte er sich. Er hätte damals besser zuhören sollen, als Ceritravar ihm die Welt der Asen auseinanderzulegen versucht hatte.

Umso dringender erschien Endos nun seine Mission. Er musste mit dem Zauberer über all die Dinge sprechen. Er musste Erklärungen finden. Vor allem aber musste er helfen diesen Kampf zu beenden. Aber dazu musste man doch erst einmal begreifen, welchen Sinn oder Hintergrund dieser Krieg überhaupt hatte.

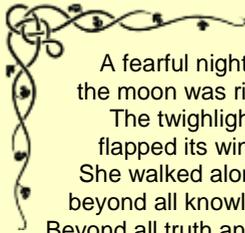
Die Erdenmenschen etwa behaupteten seit Jahrhunderten sie wollten den Gegnern in ihren Bruderfehden Glück, Freiheit und Gerechtigkeit bringen. Dafür metzeln sie noch heute mit größter Euphorie. Hinter diesen fadenscheinigen Gründen liegt aber tatsächlich die Gier nach Rohstoffen und mehr noch die krankhafte Wahnvorstellung einer Weltherrschaft. Ich darf jeden zum Tode verurteilen, bin jedoch selbst unantastbar. Was für eine Logik. Doch dieses Gespinst aus Lügen beginnt sich endlich aufzulösen. Gerade die grausamsten Berserker, die glauben im Sinne der Erde zu handeln, bekommen eine Ahnung der Widersinnigkeit ihrer Taten. Sie proklamieren eine Menschlichkeit derer ihre Psyche sich hartnäckig widersetzt. Niemand liebt sie, nicht einmal ihre eigenen Kinder. Und das spüren sie und verzweifeln an ihrem Wesen und Handeln. Ihre Kinder hingegen flüstern leise im Schlaf. Rufen nach den Kräften, ihre Welt zu heilen. Betteln um Gnade für ihre Väter. Und werden erhalten.

Endos zweifelte alle Argumente, ja sogar die Vorstellung dieser Argumente jener törichter Erdenmenschen an, derer sie unterlagen in der Suche nach Begründungen für ihre Feldzüge. Es ging nicht um Freiheit, um Rohstoffe oder Alleinherrschaft. Die Erde war einer ungleichen Schwingung ausgesetzt. Jeder Elb spürte so etwas und er bemühte sich Orte wie diesen tunlichst zu meiden. Wenn die Menschheit jener Erde einen Krieg zu führen hatte, dann war es der gegen diese unglückselige Schwingung. Doch das wollte niemand wahrhaben, also suchte man immer wieder nach Begründungen für die grausamen Metzereien, in denen man sich gegenseitig dezimierte. Wesen, von denen die meisten Menschen nicht einmal wussten, dass sie existierten, waren bemüht, den Planeten in ein neues Gleichgewicht zu erheben. Die Achse hatte begonnen sich zu verschieben. Die Drehgeschwindigkeit erhöhte sich langsam aber stetig. Die Rotation sollte ein neues Gleichgewicht erhalten. Dann – und erst dann – würden die Menschen einander liebevoll in die Arme fallen. Würden Bruder und Schwester erkennen und das Unheil als Unheil erkennen; denn mit der Schwingung würde sich das

Bewußtsein verändern, war es doch mehr daran geknüpft als die Erdenmenschen zuzugeben bereit waren. Diejenigen, die davon wussten, weil sie aus den uralten Familien stammten oder sich durch zahllose Wiedergeburten gearbeitet hatten, waren zumeist erfüllt von Angst vor den neuen Zuständen. Sie taten alles dieses neue Gleichgewicht zu verhindern. Ein ungleicher Kampf, ein sinnloser. Aber sie mussten tun, was Menschen eben so tun müssen – für einen Elben unverständlich.

Während Endos seinen Weg aufnahm, grübelte er unentwegt über den Grund für all das Wüten in den Welten. Und mehr noch als die Erdenwelt beunruhigte ihn, wie gesagt, das Treiben des alten Zauberers auf Midgard. Was wollte Margon erreichen? Oder war es am Ende gar nicht der finstere Zauberer selbst, der die Dinge veränderte? Steckte tatsächlich dieses neue Zeitalter dahinter und auch Margon war nur eine Marionette. Zu viele Fragen für einen Elb.

## Laughing in the fog



A fearful night –  
the moon was rising  
The twilight  
flapped its wings  
She walked alone –  
beyond all knowledge  
Beyond all truth and kings  
Her feet were sliding  
through the forest  
A snake revolved around her shame  
Her head was blasting sticky fever  
Her loins burned like a flame  
Oh little virgin stop your trip  
The night ist full of mud  
You are the slave  
of madness sleepwalk  
Still you arrive the hut  
Oh little virgin stop your trip  
Your soul is in distress  
Still you awake the fear will get you  
Elude this dirty mess  
Maltreated legs and tousled hair  
The cheeks were cold and pale  
The moon was high in skys of blood  
She felt a painless hail

Oh little virgin stop your trip  
The night is full of mud  
You are the slave  
of madness sleepwalk  
Still you arrive the hut

Just when the day was dawn  
The fog was laughing  
Smiling kinds were grown

The nightmare would escape  
from dreams  
The night was gone  
The trouble out of face

Furcht erfüllt die Mondnacht,  
unter den Schwingen des Zwilichts  
Sie ging allein,  
jenseits allen Wissens,  
jenseits allem Wahren und Guten

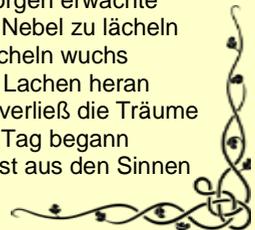
Ihre FüÙe tapsten durch den Wald  
Eine Schlange wand sich  
um ihre Scham  
Der Kopf pochte – sie rang um Luft  
die Lenden brannten vom Feuer

Oh, zarte Jungfrau, kehre um  
Die Nacht birgt dir Gefahr  
Du wirst zur Sklavin  
wenn du wandelst  
Sobald du die Hütte erreichst

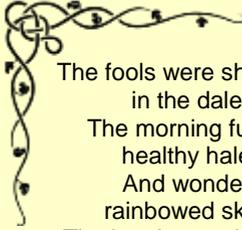
Oh, zarte Jungfrau, kehre um  
Deine Seele ist in großer Gefahr  
Selbst im Erwachen  
peinigt dich die Furcht  
Du sitzt ziemlich in der Klemme

Zerschundene Beine,  
zerwühltes Haar  
Die Brüste kalt und blass,  
Der Mond steht hoch, der Himmel  
blutrot zerrüttete ihre Sinne  
Oh, zarte Jungfrau, kehre um  
Die Nacht ist voller Grausamkeiten

Du wirst zur Sklavin  
wenn du wandelst  
Sobald du die Hütte erreichst  
Als der Morgen erwachte  
Begann der Nebel zu lächeln  
Das Lächeln wuchs  
zu einem Lachen heran  
Der Albtraum verließ die Träume  
Als der Tag begann  
Wich die Angst aus den Sinnen



And out of dreams forever



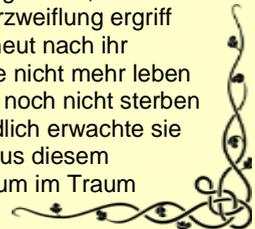
The fools were shadows  
in the dale  
The morning full of  
healthy hale  
And wonder  
rainbowed skys  
The laugh was dancing  
in the air  
The day got fairy  
And the flowers plant  
their colours  
In the hearts of holy guests  
The fog was changing in a mist

A sun awaking in a land  
Of morning stars and morning dawn  
The ocean's breathing,  
stroking waves  
The clouds are little virgined flakes  
Are moving kindly through a lucky air  
The wood was skipping at the dew  
The birds were twittering  
And any live awaked in any dale  
The virgin shivered by awake  
She touched her shame  
And frozen tears were running  
down her cheeks

Her hands were full of ugly blood  
Her mind confused  
Her head distressed  
She'd got a hate and got a fear

Around her soul  
She would not live  
And wouldn't die  
By asking – who  
By asking – why  
And felt in tears of fear again  
She would not live  
She wouldn't die  
Then she awaked out  
of her dream

Und für immer aus den Träumen  
Die Dämonen waren  
nur Schatten im Tal  
Der Morgen voller Leben  
In einem Wunder  
verwobenen Himmel  
Ein Lachen tanzte in der Luft  
Feenhaft begann der Tag  
Blüten entfalteten ihre Pracht  
In den Herzen heiliger Gäste  
Der Nebel verwandelt in  
Morgendunst  
Eine junge Sonne erweckte das Land  
Der Morgensterne, des Morgenrots  
Ozean atmeten,  
gestreichelt von Wellen  
Die Wolken, zarte Flöckchen nur  
Einen glücklichen Himmel  
durchziehend  
Der Wald genetzt von Tau  
Vögel zwitschernd, ausgelassen  
In den Tälern erwachte der Tag  
Die kleine Jungfrau zitterte  
als sie erwachte  
Sie berührte ihre Scham  
und schrak auf  
Gefrorene Tränen rannen  
über die zarte Brust  
Ihre Hände voll vom Blut  
Ihre Gedanken verirrt  
Der Kopf verirrt  
Furcht und Verzweiflung  
ergossen sich Über ihre Seele  
Sie wollte nicht mehr leben  
Sie wollte noch nicht sterben  
Sie fragte: wer, wieso  
Die Verzweiflung ergriff  
erneut nach ihr  
Sie wollte nicht mehr leben  
Sie wollte noch nicht sterben  
Nun endlich erwachte sie  
aus diesem  
Traum im Traum



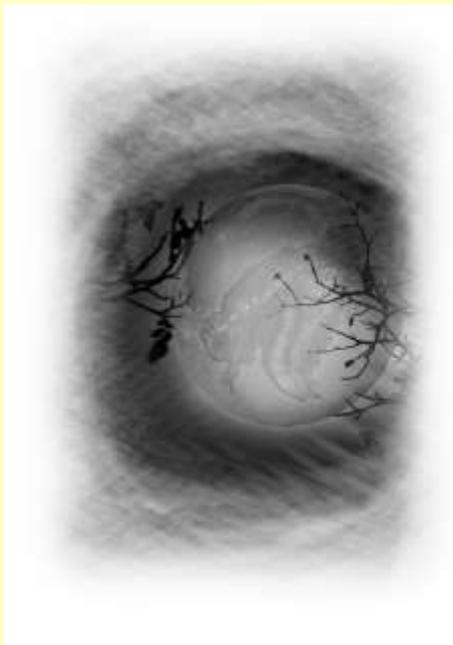


Unruhig wälzte sich Liessa in ihrem Bett. Wieder eine dieser verdammten Vollmondnächte, dachte sie. Schon oft hatte sie irgendwelche fragwürdigen Exkursionen unternommen, in jenen Nächten, in denen der Mond seine volle Kraft und Größe offenbarte. Einmal war sie vor der Haustür aufgewacht. Und sie hatte keine Vorstellung gehabt, wie sie dorthin gekommen war. Vollmond eben. Ein andern mal hatte sie sich auf dem Dachboden wieder gefunden und wäre sicher weiter auf das Dach geklettert, wenn ihr Schlafwandelnder Körper eine Möglichkeit dazu gefunden hätte.

Liessa hatte Angst vor dem satten, blassen Mond. Er hatte etwas Gespenstisches, etwas Furchteinflößendes. Das lag weniger an den Filmen, die sie eigentlich sogar mit Begeisterung sah. Vampirgeschichten oder diese mystischen Streifen, in denen der Mond eine wichtige Rolle spielte, faszinierten sie. Nein – es war etwas anderes. Eine Spannung. Eine Furcht. Eine Unruhe. Vielleicht auch eine Ahnung von etwas, das viel länger zurückliegen mochte, als sie sich vorzustellen in der Lage war.

Nicht dass jetzt jemand an ein Schlüsselerlebnis aus ihrer Kindheit denken würde. Das war es sicher nicht. Es lag tiefer. Zu tief für ein Mädchen von gerade sechzehn Jahren, dessen Interessen mehr bei Technik, Jungen und Disco lagen als etwa bei Schule oder alter, Weisheitsschaffender Literatur. Gelegentlich hatte sie schon mal das eine oder andere Buch durchgeschmökert. Die Standardwerke wie 'Nebel von Avalon', 'Herr der Ringe' und so weiter, fand Spiele wie 'Das schwarze Auge' oder Adventure Games am

Computer ganz geil. Aber das war's dann auch schon. Am Ende war immer ein unerklärliches Gefühl geblieben. Ein Gefühl, das ihr sagte, da war noch mehr als das, was ihre Eltern und Lehrer erzählten. Vermutlich wussten die es selbst nicht besser oder wollten es gar nicht besser wissen. In dieser Nacht wuchs jedenfalls wieder dieser über die Maßen blasse Vollmond am klaren Firmament empor.



Liessa hatte sich lange herumgewälzt bis sie endlich eingeschlafen war. Irgendwann wurde ihr Schlaf unruhig. Sie zappelte und stöhnte, fühlte die Gänsehaut und wachte schließlich auf. Der fahle Mond schien mitten in ihr Zimmer. Er nervte. Sie ging ans Fenster, um das Rollo herunterzuziehen. Halb schlaftrunken sah sie auf die Strasse. Normalerweise war sie durch eine Vielzahl von Laternen hell erleuchtet; doch nicht in dieser Nacht. Es brannte keine einzige Lampe. Seltsam

„Wahrscheinlich ist mal wieder der Strom ausgefallen“, dachte Liessa und schenkte dem keine weitere Beachtung, wengleich der Gedanke selbst ihr als recht ungewöhnlich erscheinen müssen, da eigentlich niemals in der Nacht der Strom ausfiel. Sie

sah nachdenklich in den Mond. Blass, fast weiß hing er an einem von Sternen besetzten Himmel und lächelte müde herab. Eine einsame schwarze Wolke zog schweigend durch die Nacht, verdunkelte für einen Moment die Welt, um sich dann in der Endlosigkeit des Firmaments zu verlieren.

Liessa sah wieder zum Mond hinauf. Ihr war, als höre sie seine Stimme, als spräche er mit ihr, als fordere er sie auf nach draußen zu kommen und seine prachtvolle, heilige Nacht zu genießen. Liessa war beinahe ein bisschen sauer über diese lächerliche Einbildung. Die Stimme des Mondes – so ein Schwachsinn. Doch sie musste zugeben, dass es sich wirklich um eine wundervolle Nacht handelte und ein Spaziergang sich lohnen würde.

Warum eigentlich nicht! Es war eine gute Gelegenheit diese alberne Angst vor der Dunkelheit ein für alle mal zu besiegen. Leise zog sie sich etwas über und schlich hinaus.

Als sie vor der Tür stand, überlegte Liessa kurz wohin sie gehen sollte. Ihr fiel der kleine See ein. Der war höchstens zwei Kilometer entfernt - am Tag

locker in einer halben Stunde zu schaffen. Außerdem war es ohnehin ihr uneingeschränkter Lieblingsort, der sie gewissermaßen magisch in seinen Bann zog. Stundenlang saß sie oft dort, wenn sie mal wieder in einer tiefen Krise steckte, weil sie sich in einen von diesen unglaublich atemberaubenden, unnahbaren Prinzen verliebt hatte, einen dieser Typen, die wahnsinnig stark aussehen, von Energie und Selbstbewusstsein nur so strotzen, jeder Frau das Herz brechen und dabei längst vergeben sind.

Der Weg führte Liessa ein Stück die Strasse entlang, dann bog er nach rechts in den Wald. Bei Nacht, fand sie, sah es hier völlig anders aus als bei Tag. Die bizarren Schatten der Bäume, die schwarzen Silhouetten der sonst rötlich schimmernden Felsen. Aber es machte ihr keine Angst. Sie sah hinauf zum Mond und fühlte sich geradezu geborgen. Jetzt fand sie es ziemlich töricht, überhaupt jemals Angst vor der Nacht gehabt zu haben. Sie ging und ging, träumte vor sich hin, atmete die frische, warme Sommerluft und fühlte sich rundum wohl. Nicht einmal der scheinbar warnende Ruf eines Käuzchens, der weit, weit weg aus ihrem Unterbewusstsein zu raunen schien, konnte sie beeindruckten.

Irgendwann fiel Liessa wieder ihr Ziel ein. Der See! Er schien verschwunden zu sein. Normalerweise hätte sie ihn längst erreicht haben müssen. ‚Na ja, bei Nacht sieht das alles eben ein wenig anders aus‘, dachte sie und versank gleich wieder in Gedanken. So wunderte sie sich auch nicht weiter über eine Gabelung, die sie bei Tage noch nie bewusst wahrgenommen hatte. Sie blieb einen Moment zögernd stehen, zuckte dann mit den Schultern und ging zielsicher ihres Weges.

Wieder erklang der Ruf des Käuzchens. Lauter diesmal. Fast schrill. Liessa erschrak für einen Moment. Ihr war als habe sie den Kauz auf eigentümliche Weise verstanden, als hätte er eine Warnung ausgestoßen sofort umzukehren. Doch sie maß dem letztlich keinerlei Bedeutung bei. Es wunderte sie wenig, dass sich Einbildungskraft und Wirklichkeit in einer derartigen nächtlichen Umgebung vermischten.

Erst als sie am Waldrand stand und feststellen musste, dass vor ihr nicht wie erwartet der See lag, sondern eine weite Ebene, wurde sie unsicher. ‚Verdammt, ich hätte doch die andere Abzweigung nehmen sollen‘, schoss es ihr durch den Kopf. Doch die Neugier hatte sie gepackt. Warum umkehren? Das Land glänzte im Mondschein. Liessa fühlte sich wie in einer wundervollen, fremden Welt. ‚So muss es in Lothlórien ausgesehen haben‘, dachte sie. Und sie hätte sich gut vorstellen können von Gandalf und den Reitern von Rohan empfangen zu werden, auch wenn das wieder ein anderer Teil jener faszinierenden Geschichte war.

Weit entfernt glaubte Liessa einen Turm oder eine Hütte ausgemacht zu haben. Das Fieber hatte sie gepackt. Es gab kein Zurück mehr. Sie musste dorthin und sich in ihr ureigenstes Abenteuer stürzen. Und so rannte sie los, geradewegs über die Ebene. Den wiederholten Ruf des Käuzchens hörte sie gar nicht mehr.

Anfangs kam Liessa gut voran. Das hohe Gras kitzelte sie an den Beinen, aber das störte sie nicht weiter. Während sie so lief, fixierte sie ihren

Blick auf dieses merkwürdige Gebilde. Sie war nicht mehr sicher, ob es sich wirklich um ein Haus oder einen Turm handelte. Es hätte sich ebenso um einen gigantischen Felsen mitten auf dem Plateau handeln können oder einen Termitenhügel, wenngleich sie letzteres doch eher in einer weiter südlichen Umgebung vermutete. Egal, sie wollte es jetzt genau wissen.

Immer weiter drang sie vor. Der Weg wurde deutlich schwieriger. Der Boden federte weich nach, was sie zunächst noch ganz witzig fand. Doch bald erkannte sie, dass sie mitten in einen Sumpf geraten war.

Liessa sah zurück. Der Waldrand war nur noch als schwaches Schattendrama zu erkennen - eine weit entfernte, mächtige Burg mit Tausenden von Zinnen lag vor ihr. Dagegen war die Hütte fast schon in greifbare Nähe gerückt; und Liessa war inzwischen sicher, dass es sich um eine Hütte handelte. Warum also sollte sie umkehren. Zu diesem Häuschen musste es einen Weg geben. Es erschien ihr sicher, dass sie sich auf eben diesem befand. Ein Umkehren kam nicht mehr in Frage. Woher sollte sie wissen, dass sie nicht gerade dann noch tiefer in den Sumpf geraten würde. Schließlich war der Weg vor ihr viel deutlicher zu erkennen. Nein - sie musste vorwärts. Liessa sah zum alten Mond hinauf. Sie hoffte, dass er sie in irgendeiner Weise in ihrer Überlegung bestärken würde. Doch der Mond hing nur schwer und müde am Himmel. Er dachte gar nicht daran, ihr einen Hinweis zu geben, sie zu bestärken oder ihr zu widersprechen. Im Gegenteil. Er war schon weit entfernt. Bald würde er vom Firmament verschwinden.

Liessa stockte der Atem. Ihr Herz klopfte, das es in ihrer zarten Brust schmerzte. Sie rautte sich die Haare. ‚Was um alles in der Welt hast Du Chaot da angestellt‘, verdammte sie sich selbst. Ihre Schuhe waren schon lange durchgeweicht. Jetzt merkte sie auch, wie sehr sie zitterte. Liessa sah zu der Hütte hinüber. ‚Was, wenn da jemand wohnt?‘

Daran hatte sie überhaupt noch nicht gedacht. Töricht und neugierig wie sie war, hatte sie sich keine Gedanken darüber gemacht, was geschehen würde, wenn sie ihr Ziel erreichte. Ein panischer Angstschrei wollte aus ihrer Kehle. Im letzten Augenblick biss sie sich auf die Lippen. Verdamm! Sie hatte Angst. Panische Angst. Warum nur hatte sie nicht auf das Käuzchen gehört. Hatte es sie nicht die ganze Zeit gewarnt?

Mit gefrorenen Händen und zitternd vor Furcht schlich sie weiter. Immerhin, dachte sie, gibt es hier keine Äste, die mich durch ihr Knacken verraten könnten. Aber das war wirklich nur ein schwacher Trost.

Vorsichtig pirschte sie sich an. Die Hütte war nur noch ein etwa Hundert Schritt entfernt. Bald hatte sie ihr fragwürdiges Ziel erreicht. Eine innere Stimme warnte sie, dass es besser wäre umzukehren. Doch das ignorierte sie. Ihr Blick war auf das halbzerfallene Gemäuer gerichtet. Jetzt erkannte sie erste Einzelheiten. Die Fenster waren dicht mit Holzbohlen vernagelt. Trotzdem hatte sie den Eindruck, dahinter einen Lichtschimmer zu erkennen.

Sie lauschte. Hatte sie da nicht gerade ein Geräusch gehört? Sie war nicht sicher. Vielleicht handelte es sich nur um den wilden Schlag ihres Herzens. ‚Verdammter Feigling‘, verhöhnte sie sich und schlich weiter. Jetzt! ... jetzt hatte sie es deutlich gehört. Zwei Stimmen. In der Hütte mussten sich zwei

Leute befinden. Liessa stockte der Atem. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Und ausgerechnet in diesem Augenblick verfinsterte sich der Himmel. Der Mond war untergegangen. Er hatte sie verlassen. Der böse alte Mond. Wie konnte er einfach verschwinden? Jetzt war sie ihn so dringend benötigte. Sie war nun völlig auf sich allein gestellt. Das konnte er nicht tun!

Zu allem Überfluss stieg jetzt auch noch der Nebel über dem Sumpf auf. Liessa hatte ihn bislang kaum bemerkt, vielleicht weil sie zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen war. Nun musste sie plötzlich feststellen, wie sich die Schwaden zwischen sie und ihr geheimnisvolles Ziel schoben, vor allem aber, wie sie den Weg unter den Füßen aus den Augen verlor.

Unsicher tastete sich Liessa weiter. Bei dem Versuch über eine Pfütze zu springen, rutschte sie aus. Mit einem lauten Platsch und einem unterdrückten Schrei landete sie mitten in der stinkenden Moorbrühe. Eben in diesem Augenblick sprang die Tür der Hütte auf. Liessa rührte sich nicht. Sie hielt den Atem an. Licht drang nach außen und im Türrahmen erschien der hünenhafte Schatten eines Mannes. Mit Donnergerollender Stimme rief er in die Nacht. Blankes Entsetzen ergriff das Mädchen. Nun meldete sich auch der zweite mit einem hämischen, gemeinen Lachen zu Wort. Wenn sie diesen Kerlen in die Hände fallen würde, wäre alles zu spät. ‚Liessa, Du darfst jetzt nicht die Nerven verlieren, versuchte sie sich zu beruhigen. Verliere jetzt bloß nicht die Nerven.‘

»Hol den Hund!«, hörte sie den einen kommandieren.

Oh Gott! Liessa musste weg. Mühsam und ohne ein Geräusch zu verursachen, raffte sie sich auf und kroch vorsichtig zurück. ‚Sie dürfen mich nicht finden! Sie dürfen mich nicht finden!‘, hämmerte es unaufhörlich in ihrem Kopf. In diesem Augenblick hörte Liessa wieder den Ruf des Kauzes. Dieses Mal würde sie ganz sicher darauf hören. Lange genug hatte sie es töricht ignoriert. Dumme Göre. Wieder und wieder schrie der Vogel, als wolle er ihr den Weg aus dem Sumpf zeigen. Es verwirrte sie, weil die Schreie nicht aus der Richtung kamen, in der sie den Wald vermutet hatte. Möglicherweise trug der Nebel die Rufe in eine falsche Richtung. Doch das war jetzt egal. Sie musste weg. Einfach nur weg.

Liessa rannte los, das heißt, sie stolperte mehr als dass sie rannte. Dabei hatte sie nicht einmal die Zeit groß über den Weg nachzudenken. Wie durch einen heiligen Zufall watete sie sicher durchs Moor. Wenn sie von den Sumpflöchern gewusst hätte, zwischen denen sie sich hindurchlavierte, sie wäre vor Angst auf der Stelle im Erdboden versunken.

Die Zeit drängte. Hinter sich hörte sie einen Hund bellen. Und sie hörte die Stimmen der Männer. Kein Zweifel - sie hatten Liessas Spur entdeckt und der Hund hatte die Fährte aufgenommen. Liessa lief um ihr Leben. Wieder hörte sie den Ruf des Käuzchens, ein eher flehendes Krächzen. Es kam eindeutig von rechts. Sie wechselte erneut die Richtung. Dann hörte sie den Hund wieder. Er musste ihr ziemlich dicht auf den Fersen sein. Glücklicherweise piffen ihn die Männer immer wieder zurück. Offenbar war er zu schnell für sie. Doch insgesamt kamen Hund und Stimmen erschreckend schnell näher.

Liessa konnte mittlerweile die schwache Silhouette des Waldes durch den Nebelschleier erkennen. Sie hielt geradewegs darauf zu.

Plötzlich hörte sie einen erbarmungslosen, grauenhaften Schrei. Im ersten Augenblick dachte sie an das Käuzchen. Aber sie begriff schnell, dass der Schrei unmöglich von dem Tier stammen konnte. Er gellte in ihren Ohren, wurde lauter und lauter, drohte sie zu ersticken. Liessa spürte einen Schlag in den Rücken. Sie strauchelte. Fiel. In diesem Moment wusste sie, dass sie ihren eigenen Schrei gehört hatte. Ihren eigenen panischen, grauenhaften Schrei der Verzweiflung. Liessa wurde schwarz vor Augen. Die Hände, die sie berührten, spürte sie nicht mehr.

Liessa schreckte hoch. Sie stand förmlich senkrecht im Bett.

„Ein Traum!“, atmete sie auf. Es war nur ein furchtbarer Traum gewesen. Erleichtert sackte sie in sich zusammen, klammerte sich an ihre Decke.

Sie wusste nicht, wie lange sie so dagelegen hatte, als sie plötzlich ihre nassen, zerrissenen Hosen spürte. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, der überdies unerträglich schmerzte. Auch merkte sie jetzt, dass sie die Schuhe im Bett nicht ausgezogen hatte. Sie waren völlig durchgeweicht. Und die Hose war bis zu den Knien nass. Sie stank erbärmlich nach kaltem Moder. Was für eine Schweinerei.

Ein alptraumhafter Gedanke machte sich in Liessas Kopf breit. Hatte sie etwa doch nicht geträumt. Zitternd tastete sie über ihren Körper. Alles tat ihr weh. Sie war übersät mit Striemen und blauen Flecken. Ihre Hose war im Schritt aufgerissen. Sie fühlte das trockene Blut zwischen ihren Schenkeln. Hatten diese Männer sie am Ende doch noch erwischt und ... Ekel, Hass und Wut erfüllten ihre Gedanken.

Liessa war übel. Verzweifelt begrub sie das Gesicht in ihrem Kissen. Sie hasste sich selbst. Wie hatte sie nur so töricht sein können. Dieser verdammte Vollmond. Er war Schuld. Er hatte sie tückisch wie ein altes Hexenweib nach draußen gelockt, in die Wildnis. In ihr Verderben. Warum hatte er ihr das angetan?

Ein wildes Klopfen hallte in Liessas Kopf wider. Sie schreckte hoch, hörte dann aber, fast erleichtert, die keifende Stimme ihrer Mutter.

Ich muss wohl noch mal eingenickt sein, dachte Liessa, totenbleich von den Erlebnissen der Nacht. Die Sonne schien ins Fenster, gerade auf den Stuhl, auf dem wohlgeordnet und heil ihre Klamotten lagen.

Liessa war fassungslos von Entsetzen und Begeisterung zugleich über diesen furchtbaren Traum im Traum. Der Spuk war vorbei.



**Vergangen sind Generationen  
von Tränen**

**Legenden berichten  
von großem Leid  
verlorene Heimat  
verlorene Brüder**

**man hoffte  
doch heilte es niemals die Zeit**

**was fernab dem Sein  
wird endlich gefunden  
vereint werden Schwestern  
von Trennung befreit  
doch liegen die Dinge  
noch immer im Dunkel  
das Leid nicht gelindert  
die Rettung noch weit**

**So sehnen sich  
Mütter die Töchter zu treffen  
so sehnen sich  
Väter die Söhne zu sehn  
doch würden die einen  
den andern begegnen  
so würden sie alle**

**wohl untergehn**



Die ersten Sonnenstrahlen erreichten gerade den Horizont, als sich eine kleine Gemeinschaft von Wanderern auf den Weg machte. Der Rat der Ältesten hatte getagt. Niemand war von der Idee begeistert, Meridor alleine mit der Wicca ziehen zu lassen. Die Zeiten waren zu gefährlich. Man hatte auf wenigstens zwei Leibgardisten bestanden. Bamoas und Garoas boten sich für diese Mission freiwillig an. Sie waren seit ihrer Kindheit die besten Freunde des Elbenfürsten, hatten mit ihm in früheren Zeiten viele Abenteuer erlebt. Darüber hinaus hatte sich Eliasar nicht nehmen lassen, die kleine Gemeinschaft zu begleiten. Viel zu lange hatten Mnemandhana und er keine aufregenden Reisen mehr unternommen. Wie sollte ein Harfner und Barde von fremden Ländern und fremdem Geschehen berichten, wenn er nicht mehr durch die Welten zog. Von einer so großen Gesellschaft hielt Aljana zwar nicht sonderlich viel, aber sie hatte keine Wahl.

Nach einem üppigen Frühstück wurde noch ein wenig Proviant verstaut. Die Ältesten gaben dem Elbenfürsten einige kleine Geschenke für den König Novagorn mit auf den Weg und eine endlose Litanei guter Ratschläge und Wünsche. Nun konnte es losgehen.

Die Gemeinschaft verließ unter dem Jubel des Volkes die Stadt. Aljana hatte beschlossen, den ihr bereits bekannten Weg über die Brücke BiFröst zu nehmen. Nicht weit vor den Toren der Stadt wartete bereits Lurth, der es vorgezogen hatte, sich den Blicken der zahllosen Elben zu entziehen. Misstrauisch bäugte er die Gesellschaft, knurrte erst einmal den Elbenfürsten und seine beiden Leibgardisten an, um sich dann über das Wiedersehen mit Aljana umso mehr zu freuen, die ihn tätschelte und kraulte. Nun waren sie wirklich vollzählig und konnten den Weg nach Wälderland endlich beginnen.

Bereits am Abend des ersten Tages hatten sie BiFröst erreicht. Da Aljana nach ihren ersten Erfahrungen mit der Brücke davon ausging, dass sie nur im Lichte des Tages geöffnet werden konnte, schlug sie vor, in der Nähe der Quelle ein Nachtlager zu errichten. Sie achtete darauf, dass niemand den heiligen Eschenhain betrat. Bamoas und Garoas kümmerten sich um eine Feuerstelle. Sie suchten einige Steine zusammen, bauten daraus auf einer kleinen Lichtung einen Kreis, sammelten Holz aus dem Wald und entzündeten die Flamme. Währenddessen hatte sich Eliasar ein gemütliches Plätzchen gesucht, seine fein gestickte Decke ausgebreitet und begonnen Mnemandhana eine Melodie spielen zu lassen. Meridor hatte etwas zu essen vorbereitet. Aljana war mit Lurth im Wald verschwunden. Beide gingen jagen, jeder jedoch auf seine ureigenste Weise. Der Luchs hatte die Fährte eines Hasen aufgenommen. Aljana hingegen interessierte sich vielmehr für bestimmte Pilze und Wurzeln. Es gab da einen Trunk, der zwar sicher keinen Elben vor dem kalten Tod bewahren würde, die Wirkung der Krankheit aber für eine Weile lindern konnte. Die Wicca dachte unentwegt über diese furchtbare Seuche nach. Sie selbst kannte niemanden, der hätte helfen können, außer vielleicht Ceritravar. Sie hoffte sehr darauf, dass der junge Elbenkrieger Endos den Zauberer finden würde. Ceritravar konnte vielleicht ein Gegengift, einen Gegenzauber oder ähnliches herstellen. Ihr selbst waren diese Fähigkeiten leider nicht beschieden.

Die Jahreszeit war günstig. Während Lurth sich in die Wälder verabschiedete um einem ureigenen Instinkt zu folgen, jagte die Wicca den Früchten und Kräutern des Waldes nach. Bald schon entdeckte Aljana Engelwurz, Aaronstab, Fliegen-, Hexen- und sogar einige Parasolpilze. Es wäre sicher gut gewesen ein paar Misteln zu schneiden. Doch dafür war wiederum der Zeitpunkt gänzlich ungeeignet. Immer wenn sie in den Wald ging, erinnerte sich Aljana an ihre eigenartige Kindheit. Und so konnte sie die Bilder, die in ihr aufbehrten, auch in diesem Moment nicht zurückdrängen. Sie sah die Ereignisse und die Umgebung so deutlich vor sich, als sei alles gerade erst geschehen.



Seit nunmehr vierzehn Sonnenwenden lebte Aljana bei der Mumme am Teich. Der fünfzehnte Geburtstag stand kurz bevor. »Diesen einen werden wir noch gemeinsam feiern«, hatte die Alte gesagt, »dann musst Du hinausgehen in die Weite der Welten und tun, wozu Du Dich vor Äonen von Zeiten entschieden hast! «

Aljana liebte solche Art von Andeutungen gar nicht. Die Mumme vom Teich hingegen umso mehr. Sie lebte nahezu in derartigen Phrasen und Floskeln. Schon immer, na ja, wenigstens seit Aljana ihr überantwortet worden war, hatte sie es vorgezogen, ein alles in allem nebelhaftes Dasein zu führen. Selbst das kleine Haus, in dem sie unzählige wundervolle Stunden gemeinsam erlebt hatten, in dem Aljana herangewachsen, nein - man muss sagen: herangereift war zu einer prächtigen Blume, in dem sie Schlaf- und Traumstätte gefunden hatte über die langen, niemals langweiligen Jahre, selbst dieses kleine Haus, das in ihrem Herzen einen so riesigen Platz einnahm, wirkte von weitem nebelhaft und unscheinbar, für das Auge der Menschen kaum auszumachen.

Die Mumme hatte sich gelegentlich in das Schicksal von Wanderern eingemischt, wenn diese wie aus Zufall ihren Fuß in das kleine und dennoch geschichtsprägende Reich am Teich zu setzen gewagt hatten. Den wenigen, die offenen Herzens gekommen waren, hatte die Mumme Ahnungen in den Kopf gesetzt, ihre Gedanken mit Gedichten und Legenden gestreichelt, mit farbenprächtigen Bildern und Düften. Die grausamen Ritter jedoch, die grob in fremde Regionen eindrangten, die kamen sich Ländereien einzuverleiben, sich

zu bereichern, zu erobern, zu peinigen und zu vernichten, diese üblen Zeitgenossen trieb die Herrin in Wahnsinn und Verzweiflung.

Sicher gab es auch zu jener Zeit weit bedeutendere Mächte und Gewalten, die der Mumme hätten Schaden zufügen können. Aber bei allen Göttern in diesen sagenhaften Welten, diese bisweilen unheimlichen Gesellen wussten sehr wohl um Dasein und Bedeutung der Mumme vom Teich, und wahrlich - niemand von ihnen vergeudete auch nur einen Gedanken daran in dieses kleine eigene Universum einzudringen oder es gar zu okkupieren.

Nur die törichte Einfalt der Menschen sorgte immer und immer wieder dafür, dass diese in ihrem unreifen Übermut mit den alten Riten haderten. Wider besseren Wissens zogen sie aus, die alten Mächte, zu denen die Herrin zweifelsohne zählte, zu bedrängen, streiften durch Wälder und Flure, deren Art für den Menschen kaum geschaffen war.

In letzter Zeit hatte die Zahl dieser dummen und furchtlosen Gestalten zugenommen. Gerüchte waren am Horizont gewoben von unlauteren Genossen, dass ein Mädchen, der Dulcinea gleich, von der Herrin gefangen gehalten würde. Und wie derartige Gerüchte nun mal sind, verbreiten sie sich nicht nur und finden in jedem selbsternannten Edelmann einen mutigen Helden, sie verändern, verzerren den ursprünglichen Sinn mit Freuden in jede Weise, die dem fantasiebegabten Märtyrer zuträglich erscheint. Und so hieß es bald, das Mädchen sei aus einem der anmutigsten und wohlhabendsten Geschlechter tief im glanzvollen Osten des Wasserlandes geraubt worden. Ein Racheakt der Mumme vom Teich, einen der huldvollsten Herrscher zu bestrafen, für etwas, das der Erwähnung in der Welt der Menschen nicht wert gewesen wäre, jedoch der Herrin zur tödlichen Beleidigung gereichte. Der Tochter beraubt, seien Unglück und Verzweiflung über den Herrscher und sein herrliches Land hereingebrochen. Sein gesamtes Volk habe sich seither in stumme Agonie ergeben und trauere um das verlorene Kind. Nun aber seien edle Ritter aus unzähligen fernen Reichen aufgebrochen, jene geraubte Tochter zu finden und ihrem Vater zurückzubringen, dass er sein Glück wieder fände noch in diesem Leben. Ein hanebüchener Unsinn.

Die Mumme wusste sehr wohl um diese Gerüchte. Und es tat ihr in der uralten Seele weh, dass dieses unsägliche Gerede junge, tapfere und mutige Männer in einen solch ehrenlosen und vollkommen verzweifelten Kampf trieb. Diese Geschichten waren zur Hetze geworden und zu einem Verbrechen gegen die Menschheit selbst. Ein Flächenbrand war entfacht. Und Flächenbrände sind nur schwer zu löschen. Sie verzehren den Boden solange, bis er ihnen keine Nahrung mehr bietet. Erst dann erlöschen sie in der Trauer um all das zerstörte und niedergebrannte Land, das sie in ihrer Wut hinter sich gelassen haben. Besäßen die Menschen doch ein wenig mehr Weitsicht, dann wäre wenigstens dieses eine Feuer leicht im Keim zu ersticken gewesen. Nun aber würden unzählige wackere junge Burschen kommen, die Mumme vom Teich zu bekämpfen und jenes fabelgleiche Wesen zu befreien, das sie selbst in ihrer Fantasie erschaffen hatten, das mit dem Mädchen Aljana rein gar nichts gemein hatte. Und die Herrin würde ihr kleines Reich mehr denn je in Nebelschwaden verweben, damit den Recken der Weg so lange als möglich

versperrt bliebe. Denn Aljana sollte keiner dieser Ritter in die sanften Augen blicken. Das Schicksal hatte etwas anderes für sie geplant. Dies war der Schwur, den die Mumme vor endlosen Zeiten gegeben hatte.

Aljana ahnte von all dem nichts. Auf ihren gelegentlichen Streifzügen durch die dichten Wälder traf sie ab und an auf einen gepanzerten Reiter. Meist handelte es sich um eine Angsteinflößende Figur, der sie auf keinen Fall begegnen wollte; und das musste sie auch nicht. Schließlich hatte der Zwergenkönig Nanwick selbst sie das Schleichen gelehrt und sie immer gerne als seine begabteste Schülerin bezeichnet.

Bis auf jene seltsamen, verirrtten Kämpfer bot der Wald kaum etwas, das sie nicht längst erkundet hatte. So schenkte sie den Ereignissen dieser Tage nicht jene Bedeutung, die ihnen die Mumme zumaß. Viel mehr dachte sie unentwegt an die bevorstehende Sonnenwendfeier, an all die guten Kräuter und Wurzeln, die bis dahin geerntet sein wollten, an die saftige Kraft der Wiesen, die in dieser zauberhaften Zeit zu weit mehr im Stande war, als Menschen und Tiere zu heilen.

An jedem Tag brachte Aljana Blumen, Blüten, Früchte und Wurzeln von ihren ausgedehnten Spaziergängen mit heim. Das Haus platzte bereits aus allen Nähten von all dieser Pracht und Üppigkeit, der Würze und dem Duft. Wenn doch diese Zeit des Reichtums das ganze Jahr anhalten könnte, dachte Aljana, dann gäbe es kein Leid, keinen Hunger und nur Freude in den Herzen aller Wesen. Eifrig hatte sie vor allem jene Kräuter gesammelt, die von der Mumme für die Zubereitung verschiedenster Heilsalben benötigt wurden. Auch die Herrin selbst hatte alle Hände voll zu tun mit der Konservierung dieser wunderbaren natürlichen Arzneien für die dunklen Tage. Die Herrin hatte im Laufe der Jahre übrigens keine Gelegenheit ausgelassen, ihr Wissen eben so wie ihre Fähigkeiten an Aljana weiterzugeben.

Wer den beiden genauer in die Seele schaute, dem konnte kaum der Schmerz verborgen bleiben, den die bevorstehende Trennung schon jetzt verursachte. Über die Jahre hatten sie gelernt einander in allen Dingen zu vertrauen, hatten ihre Herzen vor einander reichlich ausgeschüttet. Die Mumme hatte Aljana sogar vieles anvertraut, worüber selbst in Kreisen der alten Wesenheiten seit langer Zeit nicht mehr gesprochen worden war. Nicht wenige Tadelungen hatte die Mumme vom Teich deswegen über sich ergehen lassen müssen. Dennoch hatte keine Wesenheit ihr widersprechen können. Ging es doch um jenes Kind, dass mehr als nur die Geschicke eines Clans bestimmen sollte. Nicht umsonst galt die Herrin als über alle Maßen besonnen. Nicht umsonst hatte man ihr das Kind zur Obhut gegeben. Sie war zur Amme bestimmt. Sie und nur sie musste es verantworten, Aljana ausreichend vorzubereiten.

Beinahe alles hatten die Mumme und das Mädchen geteilt. Und doch zweifelte die Herrin mehr denn je, ob die Bestimmung nicht zu schlimmen Entwicklungen führen konnte. Das Herz wurde ihr schwer, wenn sie nur daran dachte.

»Schau, Mumme, was ich gefunden habe! «

Stolz hielt Aljana eine kleine am Rande blau gefiederte Vogelfeder in die Höhe, als sie singend und tänzelnd herein gesprungen kam. Es war ohne Zweifel die Feder eines Eichelhähers, die sie zwischen ihren zarten Fingern hielt. Die Feder eines alten Freundes, der Jahr um Jahr seine Kreise in diesem Revier zog. Aljana war ihm oft gefolgt, hatte sein Treiben beobachtet und viel von dem Vogel gelernt. Selbst die Jagd vollzog er in einer Würde, die ihresgleichen im Tierreich wie unter den Wesen aller Welten suchte. Und auch er hatte die Achtung des Mädchens früh erkannt und sie belohnt. Er hatte Aljana an Orte geführt, die nie zuvor von einem Menschen betreten worden waren, in denen selbst die Mumme bisweilen Legendenhaftes vermutete.

»Ah«, freute sich die Herrin als Aljana hereinkam, »er ist also wieder in der Nähe«. Und fast träumend, in sich gekehrt, fügte sie hinzu:



**»Der Häher, der Späher,  
er fliegt durch die Lüfte,  
zieht Kreise - ist weise,  
bezwingt wilde Klüfte.**

**Der Häher schwebt leise,  
formt luftige Runen,  
vollführt seine Reise  
im Sinne der Lunen.**

**Geleitet, begleitet  
der Häher dein Sinnen,  
wird niemand noch du je  
der Ahnung entrinnen.**

**Der Freier schon naht,  
die Zeit ist gekommen,  
so er dich entführt,  
wirst von mir genommen.**

Was für einen Unsinn dichte ich mir da nur zusammen? «

Die letzte Strophe gehörte wahrlich nicht zu dem Gedicht, wahrlich nicht. Die Mumme holte eine Phiolen aus dem alten Eichenschrank, in dem sie eine Unzahl von Kräutern, Zaubermitteln und Arzneien aufbewahrte. Wie so häufig in letzter Zeit öffnete sie den winzigen silbernen Verschluss, streckte Aljana die Hand mit einem deutlichen Blick entgegen, sie möge ihre zierliche

Hand in die der Mumme legen, netzte dann einen Finger mit dem Tropfen jener Flüssigkeit aus dem Gefäß und wies das Mädchen an, mit der Hand schwungvoll eine Rune in den Raum zu zeichnen. Alsbald entwob sich ein feiner Dunstschleier dem Finger und erfüllte den Raum, das Haus, das Land mit einem Hauch freundlichen Vergessens und einem heimeligen Nachgeschmack zärtlicher Sehnsucht. Während die Mumme die Phiole verschloss und in den Schrank zurückstellte, betrachtete Aljana belustigt die Feder des Hähers. Und es erfüllte sie mit Freude; denn sie wusste, dass er diese Feder weder in der Mauser verloren hatte, noch in einem Gefecht mit einem der größeren Raubvögel oder einem törichten Eichhörnchen. Diese Feder war ein Geschenk und ein Hinweis auf die kommenden Zeiten, in denen der Häher sie in die erste der Welten begleiten würde und vielleicht darüber hinaus.

Nächtelang hatte sie die Mumme gelöchert, ihr mehr vom Wesen der Eichelhäher zu erzählen. Immer hatte sie fasziniert am offenen Feuer der Kochstelle gesessen, hatte Gedankenversunken die schwarz bekolhten Töpfe sauber gerieben und kaum wirklich zugehört, wenn die Herrin Geschichten und Sagen erzählte und jenes geheime Wissen preisgab, so ganz nebenbei und unauffällig. Und wenn der Rauch aus dem Kamin um die Wipfel der Bäume trieb, schwebte sie davon, umgarnt von jenen süßen Wogen sanfter Worte, flog mit dem Häher über die Wälder, die Felder, die Berge, hin zu den Sternen und weit darüber hinaus in die Aura unzähliger zarter Welten hinein. Und sie spürte Vertrauen und Geborgenheit auf ihren Reisen, denn immer dar glitt sie dahin auf den regenbogenfarbenen Worten der liebgewordenen Amme.

»Kind, Du wolltest mir noch etwas Arnika sammeln!«, holte sie eine sanfte Stimme in die Wirklichkeit zurück, »hast Du es vergessen?«

Beschwingt griff Aljana nach der Sammeltasche und sprang ohne eine Erwiderung hinaus in die laue überaus helle Vorsommernacht hinein, die begehrte Pflanze zu suchen. Es war gerade recht, die Arnika in diesen Nächten um Vollmond zu pflücken. Und – für den begierigen Schatzsucher sei dies als kleines Bonbon erwähnt – das Vergissmeinnicht erblühte gar prächtig in dieser Zeit und erwies dem Suchenden ganz besonders deutliche Dienste.

Summend tänzelte das Mädchen beinahe blind durch den Wald. Sie kannte jeden Baum, jeden Strauch, selbst jede Wurzel in diesem Hain. Kaum eine Buche oder Eiche, deren lange langsame Geschichte sie nicht schon einmal gehört hatte, kaum eine Birke, deren feenhaftes Wesen sie nicht schon einmal in ihren Bann gezogen hatte. Und so überhörte sie den so deutlichen Warnruf des Kauzes und wäre, hätte sie Nanwick, der Zwergenkönig, nicht unsanft, die Hand vor dem Mund, zu Boden gerissen, wohl geradewegs in ein frühzeitiges Ende dieses traumhaften Erwachsenwerdens hineingelaufen.

»Bist Du denn vollkommen von Sinnen?«, flüsterte Nanwick, »dumme Göre!«

Mit einem deutlichen Kopfnicken wies er das Mädchen an, nach vorn zu sehen, hinüber zur Schlehengruppe. Dort schlenderte ein junger Mann durch den Wald, anmutig wie ein Prinz, aber auch ein wenig verträumt wie ein Kind, offenbar eben so in Gedanken versunken, wie es Aljana vor wenigen

Augenblicken noch gewesen war. Aljanas Herz schien zu zerspringen bei dem Anblick dieses jungen Herrn.

»Nimm Dich zusammen!«, herrschte sie der König an, »oder willst du deinem Schicksal vorgreifen? Weißt du denn nicht, ...«

Das Mädchen hörte die warnenden Worte nicht. Sie schwebte weit, weit über den nächtlichen Wolken, sah Abenteuern entgegen, in denen kein Platz für einen argwöhnischen Zwergenkönig war, einen Eichelhäher oder eine Mumme vom Teich. Es waren rein irdische, menschliche Abenteurer, wie sie in der Nacht von Beltane gesponnen wurden, vollführt im Licht der lodernden Feuer der Sommersonnenwende. Und sie errötete nicht bei diesen Gedanken; denn sie ahnte nicht einmal deren Bedeutung. Hätte Nanwick sie nicht energisch festgehalten, sie wäre geradewegs auf den edlen jungen Herrn zu gerannt. Ihr Herz schlug laut und heftig. So heftig, dass sich der Brustkorb deutlich hob und versuchte, sich dem festen Griff des Königs zu entwinden. Nanwick seinerseits fühlte in diesem Moment, dass aus dem Mädchen, das er kannte und lieb gewonnen hatte, eine junge Menschenfrau geworden war und er schämte sich augenblicklich für die notwendige Umklammerung.

Nanwick sah zu dem verträumten Jüngling hinüber und wusste, dass die Prophezeiung sich nun bald erfüllen würde. Niemand würde Aljana nun noch halten können. Sie hatte die Witterung aufgenommen und würde nicht mehr ablassen. Für den Augenblick konnte der Zwergenkönig sie noch vor den Augen der Fremden verborgen halten. Schweren Schrittes brachte er Aljana zurück an den Teich zu ihrer Ziehmutter. Für ihn war dies bereits der Zeitpunkt des Abschieds. Auch wenn Aljana damals nichts von den Sorgen der Zwerge ahnte, so zwangen diese Sorgen und Nöte Nanwick und sein Volk jedoch, sich tiefer ins Gebirge zurückzuziehen. Sehr lange, so vermutete er, würde Aljana keinen Zwerg mehr zu Gesicht bekommen. Und es war wohl ein Glück für das Volk aus den Höhlen, dass niemand etwas von dem Verlauf wusste, den die Geschichte für sie vorgesehen hatte.

An der Tür zur Hütte, die mehr einem Höhleneingang glich, drückte er das Mädchen noch einmal an sich. Tausend gute Ratschläge hätte er ihr noch geben wollen. Aber er wusste, dass dies vollkommen unnötig war. So gab er ihr zum Abschied einen kleinen Beutel mit Goldsteinen und Feenstaub. Es war einer dieser Beutel, die inzwischen rar geworden sind in Mitteleuropa. Wie oft man auch hineingreift, niemals wird man ihn leeren. Möglicherweise war es das größte Geschenk, das jemals ein Mensch aus der Hand eines Zwerge erhalten hat – möglicherweise.

»Lebe wohl!«, presste er mit zitternder Stimme hervor. Dann drehte er sich um und verschwand spurlos im Wald – ganz nach der Manie eines Mannes aus dem Volke der Zwerge. Und er dachte, wie albern es doch war. Keines seiner eigenen Kinder war ihm so ans Herz gewachsen wie diese Göre. Menschenkram! Und er versuchte bei diesem Gedanken Zorn zu entwickeln, aber Traurigkeit kennt keinen Zorn.

Nachdenklich wiegte Aljana den kleinen ledernen Beutel in der Hand. Es war eine feine Arbeit. Leder, das sich beinahe anfühlte wie Seide, gewoben mit unzähligen Ornamenten, die, je länger man sie betrachtete, deutliche Bilder mit

einer heiligen Bedeutung ergaben. Erst dachte sie an die Sterne am Firmament. Dann kamen ihr die vielen unterschiedlichen Welten in den Sinn. Oder folgten die Stickereien doch eher der Form eines Baumes, einer Eiche oder Esche? All das war es nicht. Aljana grub in der Vergangenheit. Hatte die Mumme nicht etwas von uralten Höhlen erzählt, so alt, dass selbst das Universum sie nur aus Legenden kannte? Ein Gefühl sagte ihr, dass sie die Bedeutung des Beutels erkannt hatte oder vielmehr, dass sich der Beutel selbst einen Weg in ihr Ahnungsvermögen geschaffen hatte. Mit einem Mal wurde ihr schwindelig von der Größe dieses Geschenkes. Ein Schauer erfasste sie; ein Vorgefühl von den Ereignissen, in die sie eingewoben war und eine Trauer um all das, was sie dafür aufgeben musste. Zögernd blieb sie an der Türe ihres Heimes stehen, verspürte den sinnlosen Drang davon zu laufen. Doch dem Schicksal würde sie nicht entfliehen. Nicht in diesem Leben. Und selbst in keinem anderen. Endlich fasste sie sich ein Herz und öffnete die unsichtbare Tür. Wie als wenn sie nichts ahnte, lächelte die Mumme ihr zu:

»Hast Du ein wenig Arnika gefunden, Liebes? «

Oh verflixt, die Arnika hatte sie vollkommen vergessen. Nun war sie zurückgekehrt mit einer gänzlich leeren Sammelbüchse. Dafür aber mit einem von Sehnsucht und Schermerut prall gefüllten Herzen.

»Es tut mir Leid! «, stammelte sie, »wenn Du willst, gehe ich gleich noch einmal in den Wald, um ... «

»Lass nur«, beruhigte sie die Mumme, »es ist nicht so wichtig. Nicht so wichtig! «

Sie dachte an die Dinge, die nun bald geschehen sollten. Und das Herz wurde ihr schwer.

»Ich gehe gerne noch einmal in den Wald! «, wiederholte Aljana und riss die Mumme damit aus den Gedanken zurück in die Wirklichkeit.

Es war ein neuer Tag angebrochen. Am Abend würde das Mittsommerfest die Geschenke besiegeln. Aljanas fünfzehnter Geburtstag! Es würde ein rauschendes Fest geben. Doch am Ende würde Aljana ihrer Wege gehen müssen, um zu tun, was ihr lange vor diesem Leben vorherbestimmt war.

Der Mittsommertag entpuppte sich als einer der bisher schönsten und wärmsten Tage des Jahres. Die Herrin überlegte nicht lange. An diesem Tage wollte sie selbst durch die Wälder ziehen und alle Kräuter sammeln, die als Johanniskräuter bekannt und zudem reichlich in dieser Gegend zu finden waren.

In großen Mengen fand sie Beifuss, Arnika und Eisenkraut und natürlich Klee, Rose und Ringelblume. Aber auch Schafgarbe und Tausendgüldenkraut gab es in diesem Jahr in beachtlichen Ansammlungen. Baldrian und Raute waren eher rar gesät. Aber die Mumme kannte die Stellen, an denen sie wuchsen, sehr genau und so wurde sie auch hier letztlich fündig. Für den Litha-Beutel sammelte sie noch ein wenig Kamille, Basilikum, Lavendel und natürlich Johanniskraut. Einem unbestimmten Gefühl folgend grub sie für Aljana noch einige Wurzeln von geheimen Kräutern aus, die möglicherweise einen

Schutzzauber bewirken sollten. Nur für den Fall, dass Gefühl und Traum tatsächlich irgendeine Entwicklung ankündigten. Bereits gegen Mittag war die Mumme daheim und bereitete Kräuter und Litha-Beutel.

»Warum hast Du mich nicht geweckt?«, protestierte Aljana, die binzelnd von ihrem Lager aus das Geschehen beobachtete.

»Du brauchst deinen Schlaf. Die Nacht wird lang. Hast Du schon vergessen...?«

Nun sprang Aljana aber doch aus den Federn. Sie musste doch schließlich noch einen Stirnkranz binden. Die Mumme bewunderte die Blumen, die sie dafür ausgewählt hatte. Einige hatte sie seit Jahren nicht mehr im Wald gesehen. Und sie war ein wenig verwundert darüber, wo Aljana sie wohl gefunden haben mochte. Es waren solche, die große Veränderungen ankündigten. Wieder durchzogen Sorgenfalten ihren Blick. Doch sie suchte das Gedachte zu leugnen.

Am Nachmittag kamen einige Freunde und Bekannte vorbei, die nicht nur die Mittsommernacht gemeinsam feiern, sondern vor allem Aljana mit ein paar Geschenken alles Gute für die Zukunft wünschen wollten. Doch waren die Präsente nicht wie die Mumme es sich dachte. Grimbart, der Zwerg überbrachte ein Kopftuch, das zur Tarnung nutzte. Mirhanëa, die Fee, überreichte Aljana gar einen Beinreif, der vor dem Gift der Zethenpfeile und vor solchem aus dem Biss vielfältiger Geschöpfe schützte.

Die Herrin vermochte nicht zu ahnen, was hier vor sich ging. Handelten sie alle nach einer Vorsehung, die an ihr vorübergegangen war? Was wussten die anderen, was sie nur ahnte. Ihr war dies alles nicht mehr geheuer. Hatten sie nicht vor langer Zeit alles gemeinsam geplant? Wer war es, der es wagte, die Renke zu stören? Nicht einmal einen Verdacht hatte sie. Nicht einmal einen Verdacht. Und so blieb ihr nichts als es zunächst dabei zu belassen, die Angelegenheit zu beobachten und sich auf die Mittsommernacht vorzubereiten, die einige von ihnen übrigens Litha nannten, nach dem längsten Tage des Lichts.

Noch bevor die Dunkelheit hereinbrach, hatten sich alle Freunde am Teich zusammengefunden. Gemeinsam wanderten sie, scheinbar gelassen und gut gelaunt, zum Berg nahe des Dorfes. Dort kannte man die Mumme vom Teich und ihre für die meisten Menschen bisweilen eigenwillig anmutenden Freunde bereits. Man erwartete sie sogar, da sie für gewöhnlich die Feierlichkeiten eröffnete.

Und so enttäuschte die Herrin auch in diesem Jahr niemanden, indem sie mit einem kleinen Zauberstab aus einem Haselnusszweig das Feuer entzündete. Für die Menschen hier war das schon ein kleines Wunder. Und sie suchten bei jeder Feier aufs Neue, den Trick zu erkennen.

Der Bürgermeister begrüßte Fremde und Freunde, Nachbarn und Gemeinde und hob die Wichtigkeit dieses wundervollen Festes hervor. Für die einfachen Leute war Litha mehr als das große Hexenfest. Es war der Tag der Sommersonnenwende. Es war der Tag, an dem über Gedeih oder Verderb der Ernte entschieden wurde. Riesenfest und Riesenirrtum gleichermaßen. Wenngleich niemand die einfachen Leute von diesem Glauben abbringen

wollte, da bekanntlich der Geist des Glaubens die Ereignisse anregt zu geschehen. Die Menschen in den Dörfern genossen diesen Tag. Das allein verbreitete ein – sagen wir – gutes Karma.

Nachdem das Feuer entzündet war, begannen die jungen Frauen mit einem süßen Reigentanz auf der Wiese. Allesamt hatten sie Stirnkränze geflochten und einige von ihnen besaßen darüber hinaus Blumenkränze am Fußgelenk. Bänkelsänger spielten auf und die Mädchen schwangen wie in Trance zwischen dem lieblichen Gespiele und dem Knistern des Feuers dahin.

»Komm, reih Dich ein«, lachten sie Aljana entgegen.

Gemeinsam tanzten und lachten sie, sprangen herum wie junge Kitze und intonierten die Verse altertümlicher Lieder und Riten. Selbst die Jungen begannen sich dem Treiben anzuschließen und bald tanzten sie um das Feuer und sprangen nach alter Sitte hindurch.

Es war um Mitternacht, als das Feuer erneut frisch angeschürt wurde. Die Mädchen nahmen ihre Kräutersäckel, wiegten sich in weiche Trance, erwünschten oder ersehnten sich etwas das sie wohl wissend für sich behielten und überantworteten die Säckel mit den besten Wünschen für die Zukunft dem Feuer.

Jetzt erst begann das wirkliche Fest. Ausgelassen wie selten tanzten und tollten sie herum. Die Barden und Bänkel entwickelten ein unglaubliches Maß an Harmonie und lyrischen Fähigkeiten. Sie übertrafen einander in einem trefflich nicht besser zu wertenden Eifer.

Nun schien die Zeit wohl auch recht, sich jenes Pülverchen in die Augen zu reiben, das sie durch geschickte Extraktion aus Teilen der Farnsporen gewonnen hatten. Und wahrlich sie mussten es nicht bereuen. Um das Feuer tanzten in Trance versunken die Feen. Um Nichts in der Welt hätten sie es sich nehmen lassen, dabei zu sein in dieser Nacht. Und die Königin selbst schritt geradewegs auf Aljana zu, legte ihr die leichte Hand auf die Schulter und erzählte von den alten Zeiten, den schönen und den traurigen. Und sie erklärte Aljana, dass sie von nun an alle Feen sehen könne, mit oder ohne Sporen. Dann aber wurde sie sehr ernst.

»Das Geschenk, der Reif, trage ihn bei dir, wo immer Du Dich befindest. Die Zukunft ist nicht – wird nicht – wie die Mumme es vorausgesehen hat. Vieles wirst Du erst lernen müssen, vieles dir erkämpfen. Manchmal auf grausame Weise. Es tut mir Leid, mein Kind. Aber deine Zukunft hat sich verändert und mit ihr auch die unsere. Es tut so mir Leid! «

Mit diesen Worten verschwand Mirhanëa und mit ihr all die wunderbaren Geschöpfe aus dem Feenreich. Für einen Moment herrschte eine bedrückende Stille. Doch gleich nutzten die Jungen und Mädchen diese Stille, um mit feierlichen Wünschen und Schwüren erneut über das Feuer zu springen, wie es Sitte war an Beltane und vor allem an Litha, dem Mittsommernachtsfest.

Mit den Feen hatten auch viele der anderen Wesenheiten das Fest verlassen. Selbst die Mumme hatte sich schweigend und schweren Herzens aufgemacht. Sie hatte über die Jahre getan, was ihrer Aufgabe entsprochen hatte. Und auch wenn sie nun einige schlimme Dinge ahnte, die nicht den gewünschten entsprochen, durfte sie sich nicht mehr einmischen.

„Lebe wohl, meine Kleine“, dachte sie und unterdrückte die heraufquellenden Tränen, um den Schaden auf unzähligen Welten gering zu halten und verbarg den Teich und das kleine Haus für den Rest einer Ewigkeit hinter jenem fest gewebten Schleier, den niemals mehr ein Wesen durchdringen sollte.

Die jungen Leute aber tanzten und lachten bis zum frühen Morgen. Erst als die Sonnenstrahlen über den Berg krochen, löste sich die Feier in einer wohlverdienten Entspannung auf.

Jetzt erst bemerkte Aljana, dass die Mumme nicht bei ihr war. Und mit einem Mal wurde ihr bewusst, dass sie ihren Weg von nun an alleine gehen musste.



Als Aljana aus der Trance erwachte, dämmerte es bereits. Sie ärgerte sich maßlos darüber, dass ihr dieses Missgeschick einer unbesonnenen Versenkung in die alten Zeiten immer und immer wieder passierte. Eines Tages konnte sie dadurch mächtig in Gefahr geraten, das spürte sie. Glücklicherweise hatte Lurth sie entdeckt und rechtzeitig zurückgeholt. Seiner blutverschmierten Schnauze nach zu urteilen, hatte er mit der Jagd Erfolg gehabt.

Aljana packte die gefundenen Wurzeln und Pilze in unterschiedliche Tücher, band alles gekonnt zu einem Bündel, das sie an einem Stock befestigt über die Schulter warf, und trottete gemeinsam mit dem Luchs zurück zum Lager. Meridor und die anderen waren bereits in heller Aufregung.

»Was ist geschehen?«, raunte der Elbenfürst. Mit Sorgenfalten im Gesicht stürzte er Aljana entgegen. Doch sie lachte nur ein wenig zerknirscht:

»Ich habe wohl einfach die Zeit vergessen. Tut mir Leid!«

Nach einem gemeinsamen Essen am Lagerfeuer schlummerte einer nach dem andern unter den sanften Klängen der Harfe Mnemandhana ein.

Der Morgen war, wie Aljana es sich erhofft hatte, klar und frisch. Ein leichter Dunst lag über der Quelle. Das Feuer war erloschen. Außer der Wicca und Lurth, von dem keiner wusste, ob er die Nacht im Lager verbracht hatte, war noch niemand erwacht. Aljana nutzte die Gelegenheit der Quelle einen Guten-Morgentlichen Erfrischungsbesuch abzustatten.

Das Wasser war so klar, dass die Kiesel am Grund sich beinahe zur doppelten Größe aufplusterten. Ein amüsantes Schauspiel.

Wie sie es von Kindheit an gewohnt war, nahm Aljana nach einander drei Schluck Wasser und dankte der Mutter für die Reinheit und die Gesundheit, die darin lebten. ‚Wäre nur alles so geduldig und gleichmütig wie

dieses Wasser', dachte sie und versuchte vergeblich die Erinnerungen an die Dinge der letzten Tage und Wochen für einen Moment abzuschütteln. Gedankenversunken rührte sie mit dem Zeigefinger Kreise in das Wasser und beobachtete, wie sich diese ausdehnten und in einer seichten Endlichkeit verschwanden. Dabei wusste sie um das Gedächtnis der Welt, das sich nicht nur im Wasser als Gesamtheit darstellte, sondern vielmehr in jedem einzelnen Tropfen vollends erhalten war.

Auf der Oberfläche spiegelte sich plötzlich das Bild Meridors. Aljana lächelte, strich dem Bild über die Wangen und seufzte. Wie gerne wäre sie mit ihm alleine losgezogen. Schon die Vorstellung zu zweit schweigend durch die Wälder zu wandern, die Natur zu atmen und sich einfach nur nahe zu sein, erleichterte ihre Sinne.

Das Bild blinzelte. Es beugte sich ihr entgegen. Sie fühlte eine Hand auf ihrer Schulter. Abrupt zog sie den Finger aus dem Wasser, schreckte hoch und fühlte sich ertappt. Doch Meridor hockte sich neben sie und strich ihr über das im Morgenlicht schimmernde Haar.

»Verzeih, ich wollte Dich nicht erschrecken. Das lag nicht in meiner Absicht. Vielmehr hat mich dein Anblick ...«

Diese Worte hätten nicht über seine Lippen kommen sollen. Meridor ärgerte sich ein wenig über seine Unbesonnenheit. Und doch hoffte er, dass eines Tages, eines wirklich passenden Tages die Dinge sich entwickeln durften.

Aljana winkte ab. Sie schloss die Augen und genoss die kühle Hand des Elben.

»Du glühst«, flüsterte er und spürte wie die Energie zwischen Aljanas Kopf und seiner Hand immer stärker answoll. »Ist das in Ordnung?«

»Ja, es ist vollkommen richtig so wie es ist. Können das alle Elben?«

»Ja, natürlich. Du kannst das auch. Das sehe ich doch in deinen Handflächen.«

Aljana zögerte. Sie hatte die Fähigkeit erworben, durch Energieübertragungen zu heilen. Im Grunde spielten die Hände dabei eine untergeordnete Rolle. Es war nur praktisch die Energie auf die Handinnenflächen zu konzentrieren. So konnte man über dem Körper des vermeintlich Kranken die Energie glätten. Hier und da, wo Defizite herrschten, nahm der Körper die Energie dankend auf. Aljana mochte diese Art der Krankenhilfe neben den vielfältigen Möglichkeiten, die Seele durch Aromen anzuregen, besonders gern. Sie hellte das Gemüt auf.

»Kannst du Elben damit heilen?«, fragte sie zögernd. Sie hatte da so eine Idee.

»Heilen?«, lachte Meridor, »ja, in den meisten Fällen sicher. Aber ob es gegen den kalten Tod hilft? Ich glaube wohl eher nicht. Wir sollten es trotzdem versuchen.«

Inzwischen war Bewegung ins Lager gekommen. Die Weggefährten waren erwacht. Lurth war zurückgekehrt und wartete an der Stelle, wo Aljana übernachtet hatte. Während die anderen sich ein Frühstück gewährten, bereitete sich Aljana auf die Anrufung der Regenbogenbrück BiFröst vor.

Gemeinsam mit Lurth begab sie sich in den Eschenkreis. Aljana setzte sich ins Gras. Der Luchs legte sich geduldig neben sie. Die Wicca stellte sich vor, wie ein Regenbogen am Himmel erschien – mitten im blauen Himmel. Es dauerte nicht lange, da waren die ersten blassen Farben zu erkennen. Wenige Momente später hatte sich BiFröst geöffnet. Schnell packten alle ihre Sachen zusammen und stiegen nacheinander über die Brücke in das Land der Asen hinauf.

Heimdallr erwartete sie bereits. Er stand am oberen Portal und lachte Aljana entgegen.

»Da scheint es ja jemand mächtig eilig zu haben. Wolltet ihr einen alten, gerade geborenen Asen besuchen? Oder seit ihr nur auf der Durchreise? «

Aljana schloss den mächtigen Hünen in die Arme. Sie freute sich von ganzem Herzen ihn wiederzusehen. Schon bei der ersten Begegnung hatte sie ein Gefühl von lieber Vertrautheit nicht verbergen können. In einer kurzen Vision hatte sie Heimdallr als ihren leiblichen Vater gesehen und den Gedanken wahrhaft vor Freude verschlungen.

Sie stellte die Begleiter vor und erklärte ihr Anliegen. Heimdallr ließ es sich nicht nehmen, sie erneut bis zum Felsentor zu begleiten. Während sie unterwegs waren, erzählte er von der rasenden Entwicklung in seiner Welt. Er hatte Thor getroffen und den kleinen Loki. Es schien nicht, als ob der in diesem Leben vernünftiger würde, als in dem vorangegangenen. Asengard blühte prächtig auf. Heilige Haine, satte Wiesen, die Feuerberge, alles schien zurückzukehren. Oder es entstand nach den alten Erinnerungen gerade neu. Das machte für Heimdallr keinen großen Unterschied. Während die Elben und sogar Lurth diese Welt eher mit alter Skepsis durchschritten, plapperte Heimdallr fleißig drauf los. Er fühlte sich wie frisch geboren, hatte das Land durchwandert und mit jedem Schritt aus einer alten Erinnerung ein Fleckchen Erde wieder neu erschaffen, hatte alte Bekannte getroffen, die ihrerseits am Werke waren eine neue alte aufregende Welt aufzubauen. Aljana freute sich, dass wenigstens einer in der Gemeinschaft so richtig viel Zuversicht und gute Laune versprühte.

Kurz vor Sonnenuntergang hatten sie den kleinen Bach erreicht, an den sich Aljana noch gut erinnerte. Von dort aus war es ein Katzensprung zum Felsentor.

»Dwarl«, raunten Meridor und Eliasar wie aus einem Munde. Sie liefen auf die Felswand zu, berührten sie ehrfürchtig.

»Dwarl, wunderschön, unglaublich. Die Legende hat dich wahrhaft nicht annähernd gewürdigt! «, lachte Eliasar. Wie viele Lieder hatte er über das Tor im Laufe der Zeit kennen und lieben gelernt. Nicht eines beschrieb Dwarl in dieser berückenden Einzigartigkeit.

Aljana sah Heimdallr fragend an. »Es ist doch nur eine Felswand. Verstehst du, was daran so einmalig, so unglaublich ist? «

Heimdallr grinste: »Für dich war es immer nur eine Felswand, weil du es als eine Felswand sehen wolltest. Für einen Elb ist es ein Heiligtum. Er sieht es mit anderen Augen. Und ich glaube, wenn er es dir beschreiben würde, könnte sich dir diese Sicht erschließen. Was du vor dir sehen würdest, würde dir schier

den Atem nehmen, glaub mir. Selbst ich kann mich in den Äonen von Zeit kaum an ein solch wunderbares Bauwerk erinnern wie dieses. «

»Du meinst, es ist ein Zauber darüber gelegt? Deswegen sehe ich nur eine Felswand?«

»Kein Zauber. Erinnerst du dich, wie du durch das Tor gelangen konntest? «

»Ja, natürlich. Durch das Ritual. «

»Wenn du dich da mal nicht täuscht. Aber darüber können wir später reden. Deine Freunde haben es eilig. Willst du mit ihnen das Tor durchschreiten? «

Meridor hatte die Unterhaltung nicht stören wollen. Doch jetzt kam er auf Aljana und den Asen zu, bedankte sich bei Heimdallr für die Freundlichkeiten und geleitete Aljana zum Tor. Die Wicca traute ihren Augen nicht. Was eben noch eine karge Felswand gewesen war, entpuppte sich nun als ein viele Fuß hohes zweiflügeliges goldenes Tor. Meridor berührte mit den Handflächen je einen Torflügel. Das Tor schwang auf. Vor ihnen lag nicht mehr der dichte Wald, den Aljana bei ihrem ersten Besuch betreten hatte. Eine breite, gepflasterte Straße führte direkt am Hinduån entlang bis weit hinter den Horizont.

Lurth sprang mit einem Satz in diese frische Welt hinein, als habe er sich eine Ewigkeit nach ihr gesehnt. Die übrigen drehten sich noch einmal nach Heimdallr um, verneigten sich und gingen dann guten Mutes hinein nach Wälderland.

Trotz der hereinbrechenden Dunkelheit war an eine Rast oder gar Übernachtung nicht zu denken. Bamoas und Garoas waren vollkommen aus dem Häuschen und auch Eliasar konnte den Mund kaum schließen. Sie hatten das Land ihrer Väter erreicht. Wie von Hunden gehetzt, jagten sie vorwärts. Sie konnten es nicht mehr erwarten, Araguat, die Stadt der Legenden zu erreichen und dort Novagorn ihrem wahren König vorzusprechen. Meridor bemühte sich um ein wenig mehr Gelassenheit. Er ließ die anderen voran laufen, war lediglich überrascht, dass selbst Eliasar, der alte Barde solch eine Euphorie an den Tag legte, mit den anderen durchaus sportlichen Recken mitzuhalten.

Tatsächlich erreichten sie Araguat viel schneller als bei Aljanas erstem Besuch. Novagorn erwartete sie bereits mit einer Abordnung am Stadttor.

Lange standen er und Meridor sich gegenüber, betrachteten einander und glaubten nicht was sie da sahen. Keiner von beiden hätte diese späte Begegnung nach so langer Zeit noch für möglich gehalten. Endlich schlossen sie einander in die Arme und ließen ihren Gefühlen für den Flügelschlag eines Schmetterlings freien Lauf.

Auch Sirandha war gekommen und sogleich freudestrahlend auf Aljana zugeeilt.

»Du lebst! «, rutschte es Aljana heraus.

Der Wicca viel ein Stein vom Herzen. Sie hatte es nicht zugeben wollen, aber sie hatte eine gewaltige Angst davor gehabt zurückzukehren und Sirandha nicht mehr in die Arme schließen zu können. Doch nun war alles gut.

Nachdem auch Sirandha und Meridor einander in die Arme gefallen waren, wurden die Gäste von einem großen Zug hoffnungsvoller Elben in die Königsburg geleitet. Sirandha übernahm persönlich die Verteilung der Unterkünfte. Aljana quartierte sie in ihren eigenen Räumen ein. Meridor bekam ein Gemach gleich nebenan.

Bevor jedoch die Feier zu Ehren Meridors und seiner Begleiter begann, musste Sirandha Aljana über die Verwandtschaftsverhältnisse aufklären. Novagorn, der König war eben so ihr Vater, wie der Meridors. Damals im großen Krieg hatte Novagorn die Hauptelbenstreitkräfte gegen Irandhar geführt, Meridor hatte den überwiegenden Teil der Bevölkerung nach Thýria evakuiert und versucht mit dem Rest der Armee das Feenreich von der von dort aus anzugreifen. Mirhanëa, die Feenkönigin, jedoch schloss die Tore der Welten. Und sie machte jeden glauben, sie habe die Streitmacht des anderen vernichtend geschlagen. Sicher eine weise Entscheidung, die ein noch schlimmeres Blutvergießen verhinderte; und dennoch riss sie Familien, ein ganzes Volk auseinander.

Sirandha sah Aljana traurig an. »Das ist unsere Geschichte. Aber jetzt sind wir, so scheint es, wieder vereint. Lass uns in die Grüne Halle gehen und das Fest der verloren geglaubten Heimkehrer feiern. Während Novagorn und Meridor beinahe die ganze Nacht redeten, ließ Eliasar Mnemandhana in den schönsten und glücklichsten Tönen seit der alten Zeit erklingen. Wie sehr hatten sich Harfe und Harfner nach der heiligen Halle gesehnt, nach den alten Tagen, in denen hier Wesen aller Völker ein- und ausgegangen waren, in denen Lachen, Tanzen und das Erzählen der Legenden Äonen von Zeit ihre Heimstatt hatten.

Und selbst als in dieser Nacht alle längst die heilige Halle verlassen hatten, erklang das liebliche Geflüster der Harfe in der Königsburg.

Aljana, die in dieser Nacht die Wiona mit Sirandha teilte, fühlte sich beinahe wie zu Hause. Sirandha war ihr wie eine Schwester. Am liebsten hätte sie die Welt mit ihr geteilt. Erst in solchen Momenten verstand sie, wie sehr sie doch in der Einsamkeit der Wälder das Zusammenleben vermisst hatte. Seit ihrem fünfzehnten Geburtstag war sie umhergeirrt, hatte Menschen und anderen Wesen mit ihren Kräften und Fähigkeiten geholfen, sich als Dienerin der Mutter empfunden. Sie hatte diese Sehnsucht nie wahrgenommen, die tief in ihr schlummerte. Eine Träne rann über ihre Wangen. Eine Träne, die gleichwohl der Sehnsucht nach Geborgenheit also auch der Angst um die neu gewonnene Schwester entsprang.

„Bitte stirb mir nicht!“, dacht sie und strich Sirandha über die Stirn.

Am kommenden Tag gingen die Festivitäten weiter. Jeder war stolz darauf, den Gästen etwas Besonderes zeigen oder bieten zu können, sei es ein prächtiger Kräutergarten, eine Wohnstatt hoch in den Eschen oder eine feine Speise. Nach einem üppigen Mittagmahl trennten sich Aljana und Sirandha von den anderen. Sie gingen hinunter zum Hinduån, wo sie sich mit Lurth trafen. Stundenlang streunerten sie gemeinsam durch die Wälder, sammelten einheimische Pflanzen, Wurzeln und Kräuter, aus dem üppigen Garten der

Natur. Die Wicca hoffte immer noch auf ein Kraut, eine Tinktur oder ein anderes wirksames Mittel gegen die Epidemie. Sirandha lehrte sie alles, was sie über die heimische Flora wusste. Erst weit nach Sonnenuntergang entschlossen sie sich in die Königsburg zurückzukehren. Aljana bat Sirandha, sie noch einmal behandeln zu dürfen wie sie es einst bei der ersten Begegnung am Hinduån getan hatte. Doch die Elbin lehnte ab. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, Aljana für sie leiden zu sehen.

»Wir werden eine andere Lösung finden«, flüsterte sie und nahm Aljana fest in den Arm.

»Werden wir zusammen zu Mirhanëa gehen?«, fragte sie mehr rhetorisch um Aljana von ihrem Vorhaben abzulenken.

Die Wicca druckte herum. »Ich fürchte, dass ich diesen Besuch verschieben muss. Es ist sehr wichtig, dass ihr euch versöhnt – für das Volk der Elben eben so wie für das Feenvolk! Doch ich muss auf eine andere Mission, die ich schon viel zu lange herausgezögert habe. Ich werde morgen abreisen. Kannst du mit Meridor nach Irandhar gehen? Der Krieg zwischen euren Völkern ist lange vorbei. Ihr solltet ihn auch in den Herzen beenden.«

»Das haben wir doch längst getan!«, erwiderte Meridor, der gerade in diesem Moment das Gemach seiner Schwester betrat. Er sah entspannt und vergnügt aus. Die letzten Tage hatten ihm offensichtlich sehr viel Kraft und auch ein Stück weit Hoffnung gegeben.

»Ich würde mich über einen Spaziergang mit meiner kleinen Schwester freuen«, grinste er.

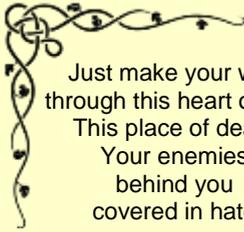
»Wenn auch eine holde Wicca uns zu begleiten geneigt wäre? Jeder Elb aus Thýria und Wälderland würde sicher den glücklichen Meridor darum beneiden würde. Was rede ich da? Jeder Elb in den Kreisen des Universums.«

Aljana war zutiefst gerührt. Sie fragte sich, ob es ihr wohl vergönnt sein könne, eines Tages unter den Elben Wälderlands zu leben. Liebevoll nahm sie Meridor in die Arme und sah ihm viel zu tief in die Augen und beinahe in die elbische Seele hinein.

Und dennoch: die Unruhe hatte die Wicca gepackt. Dinge mussten erledigt werden. Dinge, die das Universum in Auftrag gegeben hatte. Und jeder weiß: Die Dinge des Universums akzeptieren bisweilen keinen Aufschub.

Nach einer viel zu kurzen Nachtruhe packte sie ihre Sachen zusammen, verabschiedete sich nur leise von Sirandha und Meridor, um sich unverzüglich auf den Weg zu machen.

## Odyssey of Endos



Just make your way  
through this heart of eve  
This place of death  
Your enemies  
behind you  
covered in hate

The time 's your foe  
You're getting tired  
You feel so weak

Endos go your way  
Its up to you  
to save this world  
For Margons doom vasals won't  
take effect

Endos go your way  
You have to find the healthy potion  
To scatter down our foes  
To make them die

The fight against  
your fading force  
The coldness in your heart  
No wild retreat thing  
of the past  
Hellborn creatures  
step by step  
In rocky desert field  
Waiting for a fault you make

While the fog blew away  
You saw the holy place  
Way to freedom  
Way to live

Gehe deinen Weg  
durch das Herz Evas  
Den Ort des Todes  
Deine Feinde folgen dir hasserfüllt

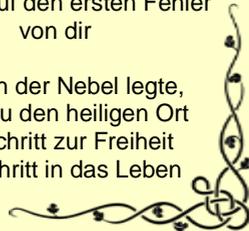
Die Zeit rinnt dir davon  
Du fühlst dich krank  
Selbst dein magisches Wissen  
kann dir nicht mehr helfen

Endos geh deinen Weg  
Rette die Welten,  
es ist dir bestimmt  
Das dämonische Werk  
zu vereiteln

Endos geh deinen Weg  
Finde die fließenden Himmel  
Unsere Feinde zu überwinden  
Brauchen wir dich

Deine Kraft schwindet  
Dein Herz erzittert  
von eisiger Kälte  
Es gibt kein Zurück  
Kreaturen der Hölle sind auf  
deiner Spur  
Durch die steinige Wüste  
Warten auf den ersten Fehler  
von dir

Als sich der Nebel legte,  
sahst du den heiligen Ort  
Ein Schritt zur Freiheit  
Ein Schritt in das Leben





Endos war bereits seit einer Woche unterwegs, ohne auch nur eine Spur des Zauberers gefunden zu haben. Seine Hoffnung, Ceritravar hielte sich in den Wäldern nördlich Vhantruas auf, hatte sich als eben so falsch erwiesen, wie die Überlegung, dass er am Sehnsuchtssee verweilen könnte. Jeden weisen Mann, jede kluge Hexe, beinahe jeden Wanderer hatte er befragt. Sicher – viele erinnerten sich an den knorrigen alten Mann mit dem langen weißen Bart, den buschigen Brauen über den tief eingegrabenen Augenhöhlen, in denen immer noch die feurige Iris der Jugend erstrahlte, seinen halbzerfetzten tiefblauen Umhang mit dem Sternenbesatz, dem Aufbau des Firmaments nachempfunden, den ledernen, spitzen Hut mit der riesigen Krempe und nicht zuletzt den großen Wanderstab, der ihm beinahe bis zur Schulter reichte. Manch einer konnte sich kaum bremsen in den Lobeshymnen über den alten weisen Mann, andere fluchten auf ihn, hatten ihn noch nie gemocht, weil er mächtig war und ihnen Angst einflösste. Was für eine Rolle Ceritravar in ihren Leben auch gespielt haben mochte, fest stand, dass er seit Jahren von niemandem mehr gesehen worden war.

Es behagte dem Krieger nicht, dennoch musste er die Suche nun in der Steinwüste fortsetzen, einem offenen Gelände, in dem sich viele finstere Gestalten herumtrieben, ganz abgesehen von den Vasallen Margons und natürlich den üblichen giftigen Spinnen, Schlangen und Skorpionen der Wüste. Eine wahrlich ungastliche Gegend.

Außerdem fror Endos inzwischen erbärmlich von innen her. Der kalte Tod schien sich allmählich auch auf Arme und Beine auszubreiten. Bis vor zwei oder drei Tagen hatte er den Schmerz noch nach alter Kunst der Elben verdrängen können, ihn durch Konzentration so weit es eben ging aus seinem

Leben ausgeklammert. Doch die Frostwellen nahmen an Intensität und Häufigkeit deutlich zu. Er konnte sich ihnen kaum mehr entziehen. Der Elb wusste, früher oder später würde ihn der kalte Tod niederwerfen. Es war ein verzweifelter Kampf gegen die Zeit.

Endos irrte durch die Wälder in die Richtung der Wüste. Je weiter er nach Westen kam desto weniger Wesen begegnete er. Die Menschen hier mieden den Wüstenstreifen, zumal in diesen unruhigen Zeiten.

Stattdessen traf er immer häufiger auf kleine Gruppen von üblen Berserkern. Margon hatte diese unglückseligen einfachen, aber äußerst kräftigen Gesellen, deren Ursprung Endos gänzlich unbekannt war, unterjocht, sie zu seinen ergebendsten Vasallen gemacht. Nun ließ er durch sie regelmäßig alle Regionen kontrollieren, die sich an der Grenze zum Nordwald befanden. Oft genug hatte Margon hier Elben bei der Jagd aufgerieben oder Zwerge, die, immer noch über das Land verstreut, Zuflucht in Thýria suchten. Zu Zeiten offener Kämpfe, hatte er die Grenze zu manchen Zeiten sogar völlig abgeriegelt. Im Moment begnügte er sich jedoch mit sporadischen Streifen. Nicht weil er sich sicher fühlte, vielmehr hatten die rauen Horden zuviel Schaden unter der Bevölkerung angerichtet. Plünderungen, Vergewaltigungen und Folter waren an der Tagesordnung gewesen. Die wenigen Menschen, die hier noch ihr armseliges Dasein fristeten, waren voller Angst und dennoch oder gerade deshalb kurz davor sich gegen Margons Vasallen zur Wehr zu setzen, was er auf jeden Fall vermeiden wollte. Außerdem gab es in einem anderen Teil des Reiches einen weiteren Feind, dessen Armeen eine bedrohliche Gefahr für den finsternen Herrscher darstellten. So hatte er die Hauptmacht seiner Streitkräfte in den Osten geschickt, den so genannten Herren der Wasser entgegentreten.

In den dichten Wäldern konnte Endos den Berserkern noch ohne Probleme ausweichen. Er hatte ihre Gewohnheiten studiert, wusste welche Wege sie bevorzugten, wo sie ihre Nachtlager aufschlugen. Vor allem aber verstand er es, sich in der Natur vor ihnen zu verbergen, mit dem Horizont zu verschmelzen. Von je her galt es als schwierig, einen Elb im Wald ausfindig zu machen. Behände glitten Elben ohne einen Laut über das Gesträuch. Ebenso schnell vermochten sie Baumkronen zu erklettern, was den Berserkern ganz sicher am allerwenigsten lag. Und im Übrigen waren die Sinne der Elben derart geschärft, dass sie das Nahen eines Feindes schon auf große Entfernungen hin erkannten. Endos selbst kam natürlich zudem das Wissen der Magie zugute und so vermochte er die dunklen Dinge des Universums leicht zu erkennen.

Erschöpft erreichte Endos gegen Mittag des achten Tages die Steinwüste. So lange wie es nur irgendwie ging hielt er sich am Rande des Waldes, bis er endlich gezwungen war in die öde Landschaft aus Geröll und Sand abzubiegen. In weiter Ferne lagen die Schattenberge. In der gleißenden Mittagshitze hätte niemand sagen können, wie groß die Entfernung bis dorthin tatsächlich war. Flimmernd erstreckten sie sich am Horizont, wo sie mit dem wolkenlosen, blassen Himmel zu verschmelzen schienen.

Von Kälteschauern geplagt, schleppte sich der Krieger durch die Wüste. Die höllengleiche trockene Hitze einerseits, die erbärmliche, eisige Kälte von Innen heraus zum andern, machten ihm übel zu schaffen. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er auf die Nacht gewartet. In der Nacht kühlte die Wüste auf durchaus frostige Temperaturen ab, was sich für den Wanderer als durchaus angenehm erweisen konnte. Doch in diesem kranken Zustand würde die Kälte der Nacht ihn vermutlich um ein vielfaches schneller ermüden. Mühsam kroch er über sandige Dünen und durch unwegsame steinige Täler. Endlos öde und ohne Hoffnung kam ihm dieser Weg vor. Die Hölle konnte nicht schlimmer sein.

Aber Endos schleppte sich weiter, strauchelte oft, fiel, raffte sich auf, erfüllt vom kalten Schmerz, und stolperte weiter.

»Ceritravar«, rief er wieder und immer wieder. Wären nicht die Leiden seines ganzen Volkes der Grund für die Suche gewesen, Endos hätte sich in den Staub gelegt den Tod zu erwarten. Doch Sehnsucht und Müdigkeit wogen noch nicht so schwer wie die Verantwortung gegenüber seinem Volk.

Die Nacht brach herein und mit ihr die Kälte der Wüste. Endos spürte, wie sie in seine Glieder kroch. Jegliche Bewegung fiel ihm schwer. Noch glühte der von der Sonne aufgeheizte Sand unter seinen Füßen. Aber bald schon würde auch diese Quelle der Wärme versiegen. Und damit nicht genug: zur Nacht hin begann die Wüste zu leben. Unzählige Arten von Tieren zogen es vor in der Kühle der Nacht aktiv zu werden. Während die meisten Schlangenarten der Hitze des Tages trotzten, jagten Skorpione, Spinnen und Wüstenfüchse in der Dunkelheit. Somit konnte auch die Nacht für einen einzelnen Wanderer schon den Tod bedeuten, zumal wenn er derart geschwächt eine leichte Beute darstellte.

Bis zum Morgengrauen kämpfte sich Endos mühsam durch die Wüste, dann brach er endgültig zusammen. Der Elb versuchte nicht mehr aufzustehen. Mit halbgeschlossenen Augen schaufelte er sich eine kleine Kuhle, gerade groß genug, darin für ein paar Stunden Ruhe zu finden. Er ließ sich hineinrollen und zog den Sand über sich zusammen. Während alldem glühte die Sonne bereits wieder gnadenlos über der Wüste. Unerträgliche Hitze ergoss sich über das Land; doch Endos spürte davon nicht mehr viel. Mit letzter Kraft deckte er ein Tuch über sein Gesicht, scharfte ein wenig Sand über sich und fiel in einen tiefen schmerzfreien Schlaf.

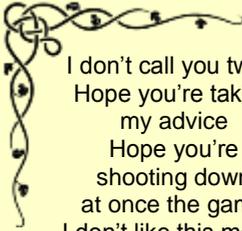
Wilde Träume stoben durch sein Unterbewusstsein. Jagdszenen aus den Tiefen einer unirdischen Welt. Mit animalischem, tosendem Geschrei fiel eine Horde wilder Berserker und Trolle in eine Tausende von Jahren alte Stadt im Gebirge ein. Es war ein Ort von unzähligen Höhlen, Räumen und erhabenen Hallen. Endos kannte diesen Ort. Er war dort auf eine eigenartige Art heimisch, obgleich er sich nicht erinnerte, dieses Labyrinth jemals in seinem Leben betreten zu haben. Bewusstsein drängte sich in den Traum und verriet ihm, dass diese Höhlen eine wirklich wichtige Rolle zu spielen hatten, in dem was noch geschehen würde. Eine wahrhaft wichtige Rolle.

Kampfhörner hallten durch die endlosen Hallen; brennende Pfeile surrten durch die von Schwefel und Teer gebeutelte Luft; ein dumpfes Grollen

erfüllte den Berg. Wohin der Elbenkrieger auch floh, er traf immer wieder und wieder auf Rotten wilder, erbarmungsloser Bestien. Dieser Ort war ihm zur Gruft geworden. Und doch – er hatte ihn aufsuchen müssen. Eine innere Stimme hatte ihn hierher geführt. Und diese Stimme war eine gute Stimme, selbst wenn sie letztendlich seinen unvermeidbaren Tod bedeutete.

Im Traum hielt Endos die Klinge Gweldalår hoch erhoben und wirbelte sie durch die Luft, die Feinde niederzustrecken. So gewaltig das Schwert gegen die Feinde anbrandete, so sehr fluteten neue feindliche Berserker die Höhle dieser Höhle. Aber da war noch mehr. Da waren Gefährten und ... Endos schreckte auf ... da war ein grausames gefährliches Monster aus einer Zeit Äonen her. Ekeleregend, brutal, gnadenlos.

Liessa



I don't call you twice  
Hope you're taking  
my advice  
Hope you're  
shooting down  
at once the game  
I don't like this match  
It's a cruel thing to scratch  
It's the vision of a dirty flame

Oh, you don't need to increase in  
those games

Learning for school  
To be duty – not a fool  
Shouldn't think about another  
science  
Shouldn't play adventure games  
Cause it is a badly face  
Its for bastards  
never for the fine

Oh, you don't need to increase in  
those games  
So come on!

Ich rufe dich kein zweites Mal  
Ich hoffe, du kommst jetzt endlich  
Ich hoffe, du schaltest endlich dieses  
Spiel aus  
Ich mag solche Spiele nicht  
Es ist ein grausames Spiel  
Eine Vision  
schmutzig züngelnder Flammen

Bitte lass die Finger davon

Lern doch lieber für die Schule  
Mache etwas Nützliches, nicht so  
einen Unsinn  
Du solltest dich mit sinnvollen Dingen  
beschäftigen  
Nicht solche Spiele spielen  
Die sind schlecht für dich  
Die sind etwas für Dummköpfe,  
nichts für sensible Gemüter

Bitte lass die Finger davon  
Und komm endlich!





»Liessa, komm endlich zum Essen«, zeterte die Mutter, »ich rufe kein zweites Mal. Wenn Du jetzt nicht kommst, ist der Teufel los, das verspreche ich dir! «

Liessa war sauer. Immer wenn sie mittendrin war in diesem Spiel, wenn sie gerade Jungfrauen vor Monstern rettete oder mit Elben durch die Länder zog, wurde sie von diesem alten Drachen gestört. Sie hatte sich ihre Mutter nicht ausgesucht – und schon gar nicht diesen ekelhaften Stiefvater, der ihr ständig mit Prügel drohte, weil er zu allem anderem keinen Grips hatte.

»Ja, ja«, raunte sie missmutig, »ich bin ja schon unterwegs. «

„Ausgerechnet jetzt“, dachte Liessa, „das Spiel ist doch sowieso gleich zu Ende. Endos stirbt in der Wüste. Den kann da keiner mehr rausholen - auch nicht der beste Adventure-Freak“.

Ein letztes Mal sah sie auf den Bildschirm, gewissermaßen zum Abschied. Den Spielstand zu sichern, lohnte sich eh nicht mehr. Sie würde ihren Helden verlieren und wieder von vorne anfangen müssen. ‚So ein Mist! ‘

Ein letztes Mal sah sie Endos an. Sie mochte ihn. Ein bisschen war er wie Robinson Crusoe, fand sie. Aber auch die Kraft und Überlegenheit von Heaman konnte sie ihm nicht ableugnen, auch wenn sie Heaman nur aus Erzählungen eines viel älteren Freundes kannte. Ein Held eben. Ein richtiger Held bis in den Tod.

Liessa sah Endos an und Endos blickte müde und verzweifelt auf sie. Wirklich - ihr war, als würde er sie mit tieftraurigem Hilfesuchendem Blick anschauen. Endos, eine Computergrafik (wenn auch nicht die schlechteste). Aber deshalb war es trotzdem völlig schwachsinnig.

Und doch: je länger sie ihn ansah, desto elbischer, menschlicher oder was auch immer, wirkte er auf sie. Er sah sie an, streckte langsam seine Hand nach ihr aus und...

»Liessa, ich habe Dich gewarnt!«, krächzte es aus der Küche.

»Wenn ich jetzt nicht rüber gehe, gibt es wieder mächtigen Ärger«, flüsterte Liessa vollkommen Gedankenversunken ihrem Helden zu. Sie hatte wirklich genug Ärger – wegen Hausaufgaben und so. Ein letzter flüchtiger Blick auf den Bildschirm. Dann schaltete sie den Rechner ab ... das heißt, sie versuchte es. Nicht dass Liessa nicht gewusst hätte, wie man das Ding ausmachte. Sie hatte den Computer ausgeschaltet und ebenfalls den Zentralschalter ihrer Steckerleiste. Eine ihrer leichtesten Übungen. Und der Rechner war definitiv aus. Die Megahertz-Anzeige war dunkel. Die LED's waren erloschen. Das Gebläse summte nicht mehr. Nur der Bildschirm war noch an und darauf wurde immer noch das Bild von Endos dargestellt. Nein – es war nicht nur ein Bild. Endos streckte seine Arme nach Liessa aus. Seine Augen flehten nach Hilfe.

Liessa sprang reflexartig zurück. Sie war sicher, dass sie alles ausgeschaltet hatte. Das, was sie da sah, konnte einfach nicht sein; das bildete sie sich nur ein. Im Bruchteil weniger Sekunden ging ihr alles durch den Kopf, was sie jemals über Computer gelernt hatte. Bits, Byte, Strom fließt oder fließt nicht ... Sie kannte sich sogar ganz gut mit der Funktion einer Grafikkarte aus. Und die saß nun einmal im Rechner, nicht im Monitor und auch wenn ... Bildschirm und Rechner waren an derselben Steckerleiste und die war definitiv abgeschaltet – Aus! – Ende! – Game over!

Einen Moment überlegte Liessa, dass vielleicht die Steckerleiste defekt sein könnte. Das war schnell geprüft. Sie zog die Stecker aus der Steckdose und ... immer noch!

»Liessa«, hörte sie eine sanfte, aber verzweifelte Stimme, »Liessa, bitte komm. Hilf mir. Hilf uns – bitte! Rette mein Volk! Rette das Land!«

Es war Endos. Und es war völliger Wahnsinn. Endos konnte es nicht gewesen sein. Er war doch nur ... Liessas Mutter hatte offensichtlich recht. Sie hing schon viel zu lange am Computer. Sie war süchtig danach und hatte Halluzinationen.

Liessa fielen diese Filme ein: War Games, Tron, Max Headroom und wie sie alle hießen. Alles geniale Streifen, die sie absolut faszinierten. Doch seit dem Bericht über Künstliche Intelligenz in der CW wusste sie, dass all das reiner Science Fiktion war, reine Illusion. Sie hatte zwar nicht alles begriffen, aber doch soviel, dass jeder herkömmliche Prozessor für derartige Spielchen ungeeignet, weil zu langsam, war. Außerdem war da die Sache mit den Assoziativ-Speichern. Es würde Ewigkeiten dauern, bis die Menschheit ihren ersten wirklich selbsttätig agierenden Roboter konstruiert hatte. Aber was das mit Assoziativ-Speichern und so weiter zu tun haben sollte, hatte Liessa selbst nicht richtig verstanden. Jedenfalls waren diese ganzen Filme nichts weiter als ein nettes Hirngespinnst.

Liessa setzte sich vor den Bildschirm. Sie versuchte eine Erklärung für das zu finden, was gerade geschah. Irgendwie hatte sie ein flaes Gefühl in der

Magengegend. Sie sah auf den Monitor, sah Endos, der seine Hände zu ihr herüberstreckte, sah seine Augen, die verzweifelt und gequält nach ihr griffen.

»Liessa«, flüsterte er wieder, »bitte komm, wir haben wirklich nicht mehr viel Zeit! Ich habe nicht mehr viel Zeit! «

Liessa strich Gedankenversunken über den Bildschirm. So wie man etwa über das weiche Fell einer Katze streichen würde oder einer Puppe. Sie spürte die Hand des Elben und zuckte zurück. Fassungslos schüttelte sie den Kopf. Es war so unmöglich, wie ... wenn die Zeit stillstehen würde. Doch es reizte sie. Es reizte sie ungemein. Langsam und vorsichtig streckte sie dem Monitor nochmals die Hand entgegen. Wieder spürte sie die Hand des Elben. Und mehr noch: sie fühlte die Hitze, die ungemeine trockene Hitze der Steinwüste und gleichwohl die knorrige Kälte jener Hand, die sich um die ihre schloss.

»Was machst Du da? «

Sie erappte sich dabei, wie sie selbst begann mit Endos zu reden, schreckte zurück, versuchte ihre Hand wegzuziehen. Doch Endos hielt sie fest. Nicht dass er ihr wehgetan hätte, aber er zog sie in den Bildschirm hinein. Langsam! Unaufhörlich! Im Grunde hatte sie schon längst vergessen, dass es nur ein lächerlicher Computer-Monitor war.

Liessa sah Endos tief in die Augen. Bald sah sie nichts anderes mehr als nur diese Augen, voller Liebe, voller Verzweiflung und voll vom erhabenen Wissen der Elben. Sie sah genau und ausschließlich in die Iris, sah sich darin spiegeln, sah Staub, Kampf, Angst und ungeheuer viel Liebe – soviel Liebe, dass es ihr fast den Atem nahm. Dann sah sie einen See und einen wundervollen alten Baum. Ihr war, als hätte sie diesen Baum schon immer gekannt. Nein, nicht seit ihrer Kindheit. Seit Äonen von Tausenden von Jahren. Er war ihr vertraut. Sie liebte diesen Baum und er sprach mit ihr. Er hatte immer mit ihr gesprochen. Ein weiser alter Freund.

Die Bilder verschwammen. Eine tiefe Dunkelheit fiel über Liessa, eine Dunkelheit jedoch erfüllt von Ruhe und Stärke. Noch nie im Leben hatte sie sich so wohl gefühlt. Es war als ... man sollte nicht versuchen es zu beschreiben, es träfe doch nicht im Entferntesten das, was Liessa in diesem Augenblick empfand. Sie schwamm durch das Nichts, durch die Leere, durch jenen Kanal, der sie eins das Licht der Welt hatte erblicken lassen. Alles um sie herum war warm und weich und sanft und voller Liebe.

Liessa vermochte nicht zu sagen, wie lange sie in diesem Zustand verweilt war. Sie öffnete die Augen und fand sich neben dem Elben wieder. Ihr war heiß. Ein Flimmern lag in der Luft. Liessa hatte das Gefühl als seien sie und Endos eingehüllt in ein unendliches Feld aufflackernder Blitze – keine Blitze wie sie aus den Wolken zucken. Vielmehr solche wie die noch lange auf der Netzhaut wandernden Punkte eines Foto-Blitzes.

Endos lächelte. Dieses Szenario schien ihn nicht sonderlich zu beunruhigen. Er zog Liessa an sich heran, umarmte und begrüßte sie. Dann raffte er sich auf, schlug den Sand aus den Kleidern und wankte los. Ohne weiter darüber nachzudenken, eilte Liessa hinterher. Sie musste ihm helfen, ihn stützen. Liessa legte sich seinen Arm über die Schulter.

»Wir müssen da hinüber«, flüsterte Endos, dem offensichtlich jeder Schritt unglaublich schwer fiel. Er zeigte auf das Gebirge, das sich im Norden erstreckte.

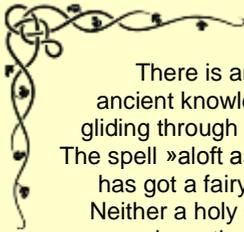
Liessa schüttelte mit dem Kopf.

»Das ist nicht die richtige Richtung!«, widersprach sie dem Elb, »die Hütte des Zauberers liegt im Osten.«

Sie war selbst verblüfft über diese kühne Aussage, doch Liessa war sich absolut sicher. Woher diese Sicherheit kam, konnte sie nicht sagen. Sie wusste es einfach. Dennoch erwartete sie, dass Endos, der Held, der Krieger ihr vehement protestieren würde. Wie konnte es ihr nur einfallen ihm...

»Du wirst es wissen!«, antwortete Endos stattdessen gelassen. Er lächelte Liessa vertrauensvoll an. »Lass uns also nach Osten gehen. Du hast sicher Recht!«

Ceritravar



There is an  
ancient knowledge  
gliding through the air  
The spell »aloft as below“  
has got a fairy flair  
Neither a holy cross  
nor a despotic crown  
can't kill the mystic truth,  
can push the knowledge down

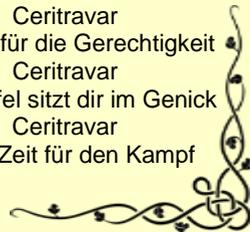
There is an ancient knowledge  
gliding through the thought  
The spirit behind the magic mirror  
can't be sought  
Politicians deride the power in their  
innocent delight  
Once the magic's turning back,  
its turning darkness into white

Ceritravar  
don't leave your life  
Ceritravar  
put up your hands  
for to fight  
Ceritravar  
standing on the stairway to hell  
Ceritravar  
put him to law  
or to hell  
Ceritravar  
crying loud as the storm  
Ceritravar  
fighting for order and law  
Ceritravar  
the devil will hit you tonight  
Ceritravar  
it is your time for to fight

Uralt weises Wissen  
schwebt im Raum  
»Wie oben so unten«  
so einfach, ich glaubte es kaum  
Sie suchten zu leugnen, zu löschen  
das ewige Wissen zu zerstör'n  
doch das Wissen wächst täglich  
neu - soll jedem gehö'r'n

uralt weises Wissen  
belebt jeden Sinn  
jenseits der Spiegel des Geistes  
treibt es dich hin  
Töricht der Zorn  
die Sucht,  
der Gedanke an Macht  
Der Tag kehrt den Sinn,  
kehrt die Furcht, kehrt die Nacht

Ceritravar  
pass auf dich auf  
Ceritravar  
bekämpfe den  
finsternen Herrscher  
Ceritravar  
Du stehst auf den Stufen zur Hölle  
Ceritravar  
unterwirf die Gesetzlosen  
Oder schicke sie zur Hölle  
Ceritravar  
schreie so laut wie der Sturm  
Ceritravar  
kämpfe für die Gerechtigkeit  
Ceritravar  
der Teufel sitzt dir im Genick  
Ceritravar  
es ist Zeit für den Kampf





The world is in dust  
The rules are kicked  
by the cruel  
The stars are changing  
Cause the house  
is changing

It will change the rules

A new cruel age is born  
The era of thunder and storm

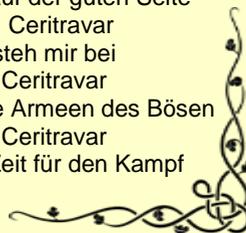
Ceritravar  
don't leave white side  
Ceritravar  
help me to fight side by side  
Ceritravar  
stop margons armies tonight  
Ceritravar  
it is the time for to fight

Die Welt liegt im Staub  
Die Regeln der Grausamkeit  
preisgegeben  
Die Sterne wechseln  
Das Haus

Die Regeln werden sich ändern

Ein neues,  
grausames Zeitalter beginnt  
Die Ära von Donner und Blitz

Ceritravar  
bleibe auf der guten Seite  
Ceritravar  
steh mir bei  
Ceritravar  
stoppe die Armeen des Bösen  
Ceritravar  
es ist Zeit für den Kampf



»Das dürfen wir nicht! «

Der Zauberer war erbost. Mit glühenden Augen musterte er die Wicca. Sie hatte ihn gereizt, wie es lange niemand mehr gewagt hatte. Und sie hatte, und das war das Furchtbare daran, 'Verdammt die Hölle', Recht!

Er war ein Narr gewesen, die Zeichen zu übersehen. Dennoch stand es ihm nicht zu, den Lauf der Dinge in Frage zu stellen. Ihm eben so wenig wie ihr. Wer waren sie, dass sie das neue Zeitalter aufhalten sollten? Wer gab ihnen das Recht? Gewiss hätte es genug Möglichkeiten gegeben. Die Macht des Zauberers war groß und gemeinsam mit der Wicca und einigen anderen Wesen hätte man die Ereignisse in irgendeiner Weise beeinflussen können. Doch wie lange? War die Entscheidung nicht schon vor Äonen von Zeiten gefallen? Hatten sie nicht schon vor Tausenden von Jahren gewusst, wie sich die Dinge entwickeln würden?

»Nein«, donnerte der Zauberer sie an, »die Mächte verbieten es uns einzugreifen! «

Gelassen saß Aljana ihm gegenüber. Sie musterte den alten Mann mit seinen mächtigen weißen Brauen, wie er drohend mit den knorrigen Händen gestikuliert. Seine Augen waren nicht auf sie gerichtet. Er wich ihrem Blick aus. Sie lächelte in sich hinein. Waren es nur die Zweifel? Oder verbarg er etwas anderes vor ihr? Eine Erkenntnis etwa, die für alle Wesen von elementarer Bedeutung war?

Die Wicca atmete tief, um ihre Fassung zu bewahren. Sie begann tatsächlich die Gelassenheit und Souveränität gegenüber dem alten Mann zu verlieren. Benutzte er einen Zauber, dies zu erreichen oder hatte er mit all seinem Nichtstun am Ende Recht? Im Grunde war ihr Besuch so dumm und töricht gewesen. Hatte sie wirklich erwartet, dass er sich aufraffen würde.

»Das neue Zeitalter«, sinnierte sie, »auch uns hat es schon gepackt. Es wirft die guten Geister nieder. Merkst du das nicht, alter Freund? Was hast du alles angestellt, um die einen zu schützen, die anderen zu warnen, die nächsten zu ihrem Glück zu verführen. Zeiten, so lange, dass ich sie mir nicht erträumen kann, hast du das Geschick der Welten gelenkt, hast im Sinne der Mutter gehandelt, bist dem All-Einen ein Weg des Ausdrucks gewesen. Und das soll alles keine Rolle mehr spielen? Was ist, wenn du dich irrst? Was, wenn das neue Zeitalter von allen falsch verstanden wurde? Wenn die Dinge sich anders entwickeln, weil ... weil ... vielleicht weil die Nornen sich einfach nur geirrt haben. Glaubst du denn sie kämen mit dem neuen Zeitalter zurecht, wenn selbst ein Zauberer deiner Größe daran scheitert? Reiß dich zusammen und unternimm endlich etwas – **alter Mann!** «

Aljana hatte entgültig die Fassung verloren. Ein Volk nach dem anderen versank in Elend und Unglück. Wenn das auch nur die Vorboten der neuen Zeit sein sollten, dann – vielen Dank!

Ceritravar nickte müde. Es stimmte alles. Niemals wären sie früher derart aneinander geraten. Niemals hätten sie ihr Handeln in Zweifel gezogen. Die finsternen Mächte hatten Hass, Furcht und Gewalt in den Herzen aller Wesenheiten gesät. Sie hatten die Flammen der Selbstsucht und Gier entfacht

und waren sorgsam bemüht, die Häuser zu spalten. Das war der Kampf, der oberflächlich tobte. Er war grausam, weil er tiefer geistiger Natur war. Dennoch – dieser Kampf war so harmlos im Vergleich zu jener anderen Entwicklung, die in Gang gesetzt war:

Die Zerstörungen durch die dämonischen Mächte hatten eine neue Dimension erreicht. Sie hatten begonnen, die Welten der Mutter einander derart zu entfremden, dass selbst die Verwandtesten unter den Völkern sich fremd zu werden drohten. Nur noch wenigen war es überhaupt möglich, zwischen den Welten zu wechseln. Die Tore schlossen sich. Die geheimen Wege kannte kaum noch jemand. Zudem wurden sie von den Schergen der Finsternis streng bewacht. Was früher eins war, teilte sich nun in die Welten der Menschen, der Elben, der Feen, der Zwerge, der Dämonen, des Geistes, des Wissens. Für die jeweils anderen waren die übrigen Welten nicht mehr als Fabeln, nein Märchen, aus einer Zeit fantasiereicher Dummheit. Die dunklen Kräfte jedoch hatten sich selbst alle Wege offen gehalten. Sie wüteten in allen Welten gleichermaßen und suchten deren Herrschaften zu übernehmen.

Doch da war noch etwas anderes, viel Schlimmeres: Sie hatten etwas vorangetrieben, das selbst unter den Zauberern nicht begriffen werden konnte. So wahr wie jedes gedachte Wort eine Tat nach sich zieht verdunkelten sie das Universum. Ceritravar hatte mit niemandem darüber gesprochen, doch er hatte es bereits vor Jahren entdeckt und machte sich große Sorgen. Ceritravar hatte sein Leben lange Zeit als einsamer Wanderer gefristet. Er hatte jedoch weiterhin das Geschehen genau beobachtet. Länger als andere war er noch unterwegs gewesen zwischen den Welten. Seine Pfade waren den Wesen der Finsternis unbekannt, so dass ihn niemand entdeckte oder gar hätte aufhalten können. Im Laufe der Zeit war ihm was er sah jedoch zu bitter geworden und er hatte sich in seine kleine Hütte am Rande der Steinwüste zurückgezogen. Selten hatte er seitdem mit anderen Wesen gesprochen, sich nicht weiter um Erzählungen geschert. Er kannte die Entwicklung und wusste, dass die über alle Maßen grausamen Erkenntnisse nicht zu ändern waren. Nicht durch einen Zauberer.

Aljana war vor allem der Gedanke an den Untergang der Welt der Menschen unerträglich. Gerade sie, die ohne den Schutz der Wesenheiten den dämonischen Mächten hilflos ausgeliefert waren, fühlten sich plötzlich nicht mehr klein und naiv, sondern vielmehr sicher und stark. Mit Stolz sahen sie zu, wie die Reiche im Nebel entschwanden und glaubten sich ihrer großen Stunde nah – Blasphemie. Sie hatten sich einen eigenen Gott geschaffen, zu dessen Gunsten sie alles Wissen um die Kräfte aus ihrem Gesichtskreis verbannten. Regelrechte Wut stieg in der Wicca auf, wenn sie sich daran erinnerte. Diese Wut gipfelte bisweilen tatsächlich in der Vorstellung, dass sie mit jener Welt nichts mehr zu tun haben wollte, obgleich sie um die Zusammenhänge wusste und auch darum, wie die Geschehnisse aller Welten trotz der bedrohlichen Trennung aneinandergekettet waren.

Aljana kniff die Augen zusammen. Wie in Trance sah sie die Dinge vor sich. Eine Vision, die ihr nicht gefiel. Und doch wusste sie genau, dass weder sie noch der Zauberer sich den Ereignissen entziehen konnte.

»Du wirst gehen«, wisperte sie wie eine Viper, »Du weißt, dass ich es weißDer Zeitpunkt ist nah, da wir Seite an Seite kämpfen – denke daran, wenn es soweit ist. Und ... sei nicht töricht, alter Mann. Du kannst deinem Schicksal nicht entfliehen. Das konntest du noch nie. «

Die Trance löste sich von Aljana. Ohne weitere Worte stand die Wicca auf und verließ den Druiden. Eigentlich hatte sie gehofft, dass er sie zurückhalten und mit ihr die Ankunft von Endos, dem Elbenkrieger erwarten würde, dessen leidvolles Schicksal sie sehr genau beobachtete, seit sich ihre Wege am Tor Dwarl getrennt hatten. Doch dem war nicht so. Sie hatte den alten Zauberer nicht erweichen können. Nun hoffte sie, dass wenigsten der Elb Erfolg hatte. Vielleicht erweckte diese elende Krankheit, der kalte Tod, ja das Mitleid Ceritravars.

Sie jedenfalls musste jetzt einen anderen sehr eigenen Weg gehen. Wäre sie doch mit Sirandha und Meridor in das Reich der Feen gezogen. Plötzlich erschien ihr die Idee Ceritravar um Hilfe zu bitten, so dumm, dass sie sich beinahe dafür schämte. Was sollte sie nun tun? Die Dinge hatten sich ihr so klar dargestellt und jetzt mit einem Mal verschwamm alles im Nebel. Wenigstens hatte sie Lurth begleitet. Er stellte keine Fragen, akzeptierte die Welt wie sie war und war einfach nur da. Das half ihr den Schmerz für den Moment zu vergessen. Aljana ließ die Wüste hinter sich. Weit oben in den Bergen gab es diesen alten, geheimnisumwitterten Ort. Steinkreise aus einer längst vergessenen Zeit berührten dort den Himmel. In ihrer Mitte entsprang eine Quelle, deren Wasser die Kraft allen Lebens nachgesagt wurde. Ein wahrhaft mächtiger Kult hatte hier vor ewigen Zeiten seine Heimstatt gehabt. Selbst in dieser Ära waren die Energien noch zu spüren, die dort berufen worden waren. Und es waren positive Energien. Die Wicca war sicher, dass dies der richtige Platz war, ihren Teil zu den Ereignissen beizutragen. Zwar war sie noch nie in ihrem Leben dort gewesen; dennoch – sie hatte die Quelle in unzähligen Träumen vor sich gesehen. Nun wusste sie endlich, warum!

Vor ihr lagen die Berge, eingebettet in das tiefe Grün einer kaum passierbaren Welt. Aljana fand einen steilen Pfad durch den dichten Urwald, der direkt hinauf zu den Sternen zu führen schien. Dicht über dem Dschungel lag eine Wolkenschicht. Wäre sie auf einen der hohen Bäume geklettert, hätte sie über der Welt gestanden. Doch stattdessen kämpften sie und der Luchs sich weiter durch das Unterholz. Zwei Tage dauerte es, bis sie den Fuß des Berges erreicht hatte. Irgendwo da oben hoffte sie zu finden, wovon sie beinahe ein Leben lang geträumt hatte. Irgendwo in der Nähe des Gipfels, weit über den Wolken.

Sehr deutlich erinnerte sie sich nun an jene Träume. Anfangs waren es nur Bilder gewesen, wie sie beim Erwachen im Gedächtnis kleben und ungerne Platz machen für die Belange des Tages. Immer wieder hatte sie der Berg gerufen. Immer wieder hatte sie den Aufstieg gewagt, war oben im Schein eines gleißenden Abendrots bereits erwartet worden. Immer wieder war sie empfangen worden von einer Schar kleiner Menschen, die sie verehrten und liebten, als sei sie eine von ihnen. Für diese Wesen war sie mehr als die Wicca, die Priesterin.

Bisweilen war Aljana selbst verblüfft von ihrem Wissen über dieses kleine Volk, über dessen Riten und Gebräuche. Sie hielt Zeremonien, sprach mächtige Worte in einer uralten Sprache, beschwor Mond und Sterne, brachte sogar einmal den Berg zum Beben. All das in ihren Träumen.

Sie erinnerte sich nur allzu gerne an jene Erlebnisse aus ihrer Kindheit mit dem Zwergenkönig Nanwick und den unzähligen anderen lieben Wesen aus dem kleinen Volk. Bei ihnen vermutete sie den Ursprung für diese Träume.

Immer wieder hatte sie versucht etwas über das Zwergenvolk zu erfahren, doch seit sie den heiligen Berg im Wald damals verlassen hatten, waren die Nachrichten über sie spärlich geworden. Außer ein paar wundervollen Erinnerungen und diesen eigenartigen Träumen war ihr nichts geblieben.

Da stand sie nun am Fuße jenes Berges, den sie aus ihren Träumen so genau kannte und erschauerte. Das Land versank im wahrsten Sinne des Wortes in Dunkelheit. Nicht jene Dunkelheit, die auf einen von der Sonne durchfluteten Tag folgt. Eher eine Art Finsternis, die alles in sich hineinsaugt und nichts davon wieder loslässt. Dieser Anblick rief Aljanas Ahnungen wieder wach. Die Welt verlor an Farbe. Aber warum? Eine Welt grau in grau oder gar versunken in tiefster Dunkelheit würde keinem Wesen mehr eine Heimat bieten, nicht einmal einem Herrn der Finsternis. Es machte einfach keinen Sinn. Und auch wenn sie diese Frage niemals würde lösen können, so blieb noch die andere nach dem Verursacher. Welcher Zauber ließ die Farben verblasen. Nichts von dem, was Aljana je gelernt hatte würde eine derartige Veränderung bewirken. Und in diesem Moment ärgerte sie sich wieder über die unglaubliche Ignoranz Ceritravars.

Aljana war erschöpft. Die Enttäuschung über den alten Zauberer war groß, obgleich sie ihn trotz seiner Marotten eben so mochte, wie sie die Mumme mochte, bei der sie damals herangewachsen war. Die beiden gemeinsam hätten sicherlich ein unglaubliches Gespann abgegeben. Das Universum in diesen vier Händen, da wäre kein Platz mehr gewesen für irgendwelche finsternen Ungerechtigkeiten. Aber dem war leider nicht so. Die Wicca hatte einfach keine Lust mehr. In diesem Zustand wäre sie am liebsten eingeschlafen und erst wieder erwacht, wenn das All-Eine die Welten am Ende in seinen Schoß zurückgeführt hatte.

Aljana erklomm langsam und einigermaßen zögerlich den Berg. Aus einiger Entfernung konnte sie bereits den Steinkreis erkennen. Doch es war noch zu früh für einen Besuch der Kultstätte. Daher suchte sie sich einen Rastplatz unterhalb des Kreises, an sie ein wenig vor der Kälte geschützt etwas ausruhen konnte Während Aljana erschöpft nur die Sehnsucht eines kurzen Schlafes verspürte, machte sich Lurth zu einem kurzen Abstecher in den Wald auf. Auch er spürte jene Dunkelheit, die diesen Ort umgab und war auf der Hut, doch er konnte nichts entdecken, was der Wicca gefährlich zu werden drohte. Schließlich gesellte sich der Luchs zu ihr, die Sinne gespannt und misstrauisch auf die Umgebung gerichtet.

Als Aljana erwachte, funkelte ein Meer von Sternen über ihr. Aus der starken Silhouette des Berges konnte sie entnehmen, dass der Vollmond kurz

bevor stand. Aljana fand es beruhigend, diesen Ort bei Vollmond zu erreichen. Sie atmete tief. Die klare, kühle Nachtluft tat ihr gut. Eine innere Stimme hatte ihr geraten, den Aufstieg im Schutze der Dunkelheit zu beginnen. Nur zu gut wusste die Wicca, dass sie auf diese Stimme hören sollte; auch wenn sie den Grund für diese Art von Vorsicht nicht immer verstand. Margons Schergen fürchteten diesen Berg. Sie würden einen Teufel tun, sich hier herumzutreiben. Und vor reißenden Tieren fürchtete sich die Wicca nicht. Schon früh hatte sie gelernt, dass selbst die wildesten Tiere sich von jenen fernhielten, die mit sicherem Schritt durch die Wälder streiften. Abgesehen davon hatte sie einen kräftigen und wachen Begleiter an ihrer Seite.

Was also sollte sie beunruhigen? Lag der Grund in der Begebenheit der heiligen Stätte selbst? An der Ausstrahlung des Berges? An dem Steinkreis? Oder war es die Besorgnis, sich vergeblich auf etwas Hoffnung zu machen, was nicht geschehen konnte? Sie wusste es nicht. Aljana versuchte dieses Gefühl zu ignorieren. Sie zögerte nicht, packte ihre Sachen und begann sich auf die Suche nach dem Pfad aus ihren Träumen zu machen. Der Weg verlief steil bergan. Doch sie merkte wenig von der Strapaze. Auch hatte sie sich derart an das Dunkel gewöhnt, dass sie selbst als der Mond längst vom Firmament verschwunden war, dem Pfad gut folgen konnte.

Das Morgengrauen brach gerade an, als sie sich zu einer letzten Rast entschloss. Ein kleines Felsplateau bot Schutz vor dem aufkommenden Wind. Sie setzte sich, befriedigte ihre bescheidenen Bedürfnisse und träumte sich in den Sonnenaufgang hinein.

Wie unter Hypnose verbrachte sie den Vormittag an diesem märchenhaften Ort. Sie sah das Land in seinem frühen Glanz erstrahlen, so wie er vor vielen Jahrtausenden einmal ausgesehen haben musste, zu einer Zeit, als die kargen Hänge noch nicht umgeben waren von der Steinwüste, sondern ein saftiger, kräftiger Wald mit unzähligen Pflanzen und Tierarten das Gebirge umgab. Vögel zwitscherten. Ein Elefant blies sein Töröh in die Ferne, eine Horde Antilopen sprang über die Savanne. Aljana atmete tief durch. Diese Welt hätte ihr schon gut gefallen. Doch das Jetzt sah anders aus.

Erst die glühende Mittagssonne schmolz den Fels in trockene Krumen. Lurth hatte sich längst eine geeignete Stelle im Schatten gesucht. Aljanas Hände brannten als sie sich beim Aufstehen auf den kochenden Stein stützte. ‚Verflixt! Es war längst Zeit den Aufstieg fortzusetzen.

Die Luft wurde dünner. Die Hitze unerträglich. Bald hatte Aljana das Hochplateau erreicht. Hinter einer letzten Biegung sah sie bereits die ersten Monolithen aufragen. Der mystische Platz, von dem sie ihr Leben lang geträumt hatte war Wirklichkeit geworden.

Sie zauderte einen Moment. War es richtig diese Vision heraufzubeschwören? Am Ende war es doch nur ein Traum gewesen und sie würde ihn durch den spröden Scharm einer faden Realität zerstören. Sie würde sich auf ewig Vorwürfe machen; denn hier lag vielleicht ihre letzte Verbindung zur Zwergenwelt. Außerdem ging ihr noch ein anderer Gedanke durch den Kopf: Bei diesem Ort handelte es sich um eine uralte Kultstätte. Sie wusste, dass Eingeborene mit Eindringlingen nicht zimperlich umgingen. Kein

Ungeweihter durfte solche Stätten betreten. Und wenn jemand die Riten nicht beachtete, würde er kaum lebend davonkommen.

Im selben Moment jedoch spürte sie, dass sie von alledem gar nichts spürte. Hier oben hielt niemand mehr Zeremonien ab. Das kleine Volk hatte diesen Ort längst verlassen – vermutlich schon vor Jahrtausenden. Ihre Träume waren wohl doch nicht mehr als eine zu wache Erinnerung an eines ihrer früheren Leben gewesen. Weit, weit zurück.

Und dennoch – als Aljana den steinernen Ring betrat, war sie wieder die geliebte Schwester, die Vertraute, erinnerte sich an so viele Dinge, als seien sie erst gestern geschehen. Ihre Entscheidung, von diesem Ort aus Einfluss auf die Ereignisse zu nehmen, schien ihr die einzig richtige gewesen zu sein. Sie fühlte es. Und sie bereitete sich auf die Dinge vor, die geschehen würden.



**Das Land  
von Leben weit entfernt  
vertrocknet  
ohne Kraft**

**Leidend  
müde  
ziehen blasse Helden  
einsam durch die Nacht**

**Sehen  
spendet  
schlimme  
Ahnung**

**Worte gleiten  
Tränenmeer**

**Furcht  
entflammt**

**der Welle Wahnsinn  
flieht vor einem  
Schergenheer**

Die Nachmittagssonne im Rücken, bahnten sich Liessa und Endos den Weg durch die Steinwüste, jenes endlos scheinende Meer aus scharfkantigen, glitzernden Steinen, das sich in der Unendlichkeit des Horizontes zu verlieren schien. Erdrückende Stille umgarnte die beiden Wanderer zwischen den Welten. In Liessa fuhren die Gefühle Karussell. Tausend Fragen wanden sich in ihrem Kopf; tausend absurde überflüssige Fragen, die sie allesamt herunterschluckte. Tausend Gedanken rüttelten und zerrten an ihrer Seele. Sie hätte den Elb damit überschütten wollen. Doch er war zu schwach.

Liessa wusste, er hätte all ihre Fragen gerne beantwortet. Und noch so vieles mehr hätte er ihr über seine Welt erzählt, über seine eigenen Empfindungen, über die Angelegenheiten von denen sich die Menschheit vor

so langer Zeit verabschiedet hatte. Aber jedes Wort hätte ihm in diesem Zustand unvorstellbare Schmerzen bereitet. So beschränkte sie sich zunächst darauf, ihn liebevoll zu stützen, seinen warmen, leichten Arm auf der Schulter zu spüren und ihm gelegentlich einen zaghaften, verschüchterten Blick zuzuwerfen.

Sie verglich ihn mit den Helden aus ihrer Klasse. ‚Was für Helden?‘, grinste sie. Endos, ja, der war ein Held. Der begann nicht gleich zu jammern, wenn es ein bisschen unbequem wurde. Er war stark, trug eine Last, die für jeden Jungen aus ihrer Umgebung unerträglich gewesen wäre, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren – und vor allem: er redete nicht, er handelte!

Die ewigen Diskussionen über Gott und die Welt, statt einfach aufzustehen und etwas zu tun. Das war es was sie an den anderen und auch an sich selbst am meisten hasste. Was gestern noch den einzig wahren Sinn ihres Lebens ausgemacht hatte, war morgen schon vergessen oder völlig dumm. Und die Erwachsenen waren da auch kein Stück besser. Sie lebten vor sich hin, hatten keine Ziele, außer immer mehr Geld verdienen zu wollen. Liessa kannte jedoch leider kaum jemanden, von dem sie hätte behaupten können, dass er glücklich und zufrieden gewesen wäre. Im Gegenteil: je mehr die Leute verdienten oder erreicht hatten desto unzufriedener schienen sie zu sein. Manchmal kam es ihr vor, als würden sie alle vor der Wahrheit wegrennen. Nur um was für eine Wahrheit es sich handelte, welche von den unzähligen Wahrheiten die richtige war, das konnte ihr niemand erklären!

Einen Augenblick fragte sie sich, ob Endos reich sei. Sie beschloss, dass er es wohl sein musste. Vielleicht nicht im Sinne von Geld, Haus und Macht. Nein – es war ein anderer, ein innerer Reichtum. Er opferte sich für eine Sache, an die er glaubte, für Wesen, die er liebte. Sie fühlte wieder seinen warmen Arm auf ihrer Schulter, zog ihn näher an sich heran und spürte das eigenartige Gefühl tiefer innerer Vertrautheit. Sie atmete seine Nähe und genoss es.

Liessa war derart in Gedanken versunken gewesen, dass sie die kleine Gruppe saftig-grüner Bäume inmitten der Steinwüste erst bemerkte, als deren frischer Duft zu ihnen herüber drang. Eine Oase! Wer noch niemals in der Wüste gewandert ist, wird das Gefühl wohl kaum erahnen können, das ein Verdurstender, vollkommen ausgetrockneter Mensch bei dem Anblick einer solchen Wüsteninsel empfindet. Sie hielten direkt darauf zu. Bisher hatte Liessa den Durst kaum gespürt. Sie und Endos waren nun schon wenigstens einen halben Tag unterwegs gewesen, ohne einen Tropfen Wasser, ohne ein Stück Brot. Liessas Kehle war ausgetrocknet vom Staub. Am liebsten wäre sie losgerannt und hätte sich in die erhofften Fluten des tiefgrünen Oasensees gestürzt. Sie tat es nicht. Äußerlich ruhig wandte sie sich an Endos, der ihr lächelnd zunickte.

Nach einer endlosen Weile hatten sie die Baumgruppe erreicht. Und tatsächlich: in deren Mitte entsprang eine frische Quelle. Rings herum wuchs hohes Sumpfgras. Nur an einer Stelle auf der Nordseite führte ein befestigter Weg hinab.

»Bevor du trinkst«, keuchte Endos mit ernster Miene, »sieh ... «

»Ja, ja ich weiß«, erwiderte Liessa, »ich darf nicht zuviel auf einmal trinken. Ich habe schon oft genug davon gehört, dass man das nicht verträgt«.

Sie hatte im Stillen gehofft, dass der Elb auf derartige Ermahnungen verzichten würde. Es enttäuschte sie schon ein wenig, dass er sie augenscheinlich eben so wenig ernst nahm wie ihre Eltern und Lehrer. Nein, es enttäuschte sie nicht, es kränkte sie.

Endos las ihre Gedanken und lachte: »Ich glaube nicht, dass du solche Bevormundungen und Weisheiten nötig hast«. Er hockte neben Liessa, zog sie an sich, sah sie mit seinen tiefblauen Augen an.

»Bevor du trinkst, schau bitte einmal entspannt ins Wasser. Es kann sein, dass du über das Gesicht, über die Gabe des Sehens verfügst - ich weiß es nicht. Versuche es einfach. Sieh auf das Wasser und konzentriere Dich. «

„Okay?“

Liessa wagte nicht zu fragen, wagte kaum zu atmen. ‚Das Gesicht‘. Ihr saß ein Kloß im Hals. Hier schien doch einiges anders zu laufen als zu Hause. Er traute ihr da eine Menge zu. Endos Augen hielten sie gebannt fest. Ihr war schwindelig. Sie fühlte ihr Herz schlagen. Nein – sie fühlte es nicht, sie hörte es und hatte augenblicklich den Gedanken, dass sie knallrot anlaufen müsste. Mühsam rückte sie ihr Herz wieder an seinen angestammten Platz zurück und löste sich von dem Elben. Als sie auf die Wasseroberfläche startete, klangen seine Worte wie eine zarte Melodie in ihren Ohren.

Zunächst sah sie nichts als die zitternde Spannung des Wassers. Es war, als bilde sich eine feste, undurchdringliche Haut. Liessa sah die Bäume, die sich darin spiegelten. Sie sah sich selbst. ‚Hoppla!‘ Sie sah sich nicht als Mädchen. Sie sah eine verliebte, junge Frau mit wissendem Blick. Für den Flügelschlag eines Schmetterlings erschrak sie fürchterlich. Doch sie fasste sich schnell und beschloss der Situation durchaus gewachsen zu sein. Was sie da sah erfüllte sie mit einem gewissen Stolz und sie hoffte vor allem, dass auch Endos sie mit diesen Augen sehen würde.

Zu weiteren Überlegungen kam sie nicht; denn plötzlich teilte sich das Wasser. Aus der Tiefe einer fernen unerklärlichen Dunkelheit tauchte die Silhouette einer fremden Landschaft auf. Eine weite Ebene lag vor Liessa. Kahl, ungemütlich und unglaublich düster. Liessa erblickte wilde Gestalten, die ihr Angst einflößten. Eine Gänsehaut ergoss sich über ihren Rücken. Das Bild wurde deutlicher. Aus den Schemen erwuchs eine Felsenkette im Hintergrund. Ohne Zweifel war es der Schattenriss eines mächtigen Hochplateaus, das sich weit über den Horizont erstreckte. Ihr fiel das schwarze Loch auf. Ein von Steinen ummauertes, schwarzes Loch, das sie magisch anzuziehen schien. Sie versuchte ihren Blick abzuwenden. Ohne Erfolg. Eine eigentümliche Ruhe und Stärke wuchs in Liessa. Selten hatte sie sich so wohl gefühlt. Ihr war als schwebte sie durch die Unendlichkeit des Nichts ... Doch da war noch etwas anderes! Angst! Drohende Gefahr! Das schwarze Loch schien wie der Schoß des Mutterleibes Schutz vor irgendeiner gemeinen Kraft zu bieten. Aber die Umgebung war erfüllt von drohendem Hass. Liessa versuchte sich davon zu lösen. Etwas Finsteres hielt sie fest. Eisige Hände griffen nach ihr, packten sie. Liessa schrie. Versuchte sich zu lösen. Unbarmherzig zog die stählerne Kälte

sie von dem rettenden Schoß weg. ‚Endos‘, gellte Liessas Stimme, ‚was geschieht hier? Hilfe! Hilf mir. Bitte, rette mich!‘

Sie wollte fliehen, aber ihre Beine waren weich, versagten ihr den Dienst. Sie sah das Grauen. Es schüttelte sie. Es zerrte an ihr. Liessa bebte. Während sie sich noch bemühte, dieser dämonischen Kraft zu entrinnen, hörte sie eine Stimme. Ihr war, als schreie jemand gegen einen tosenden Orkan an. Sie hörte ihren Namen. Die eisige Kraft riss Liessa zu Boden.

Dann war es still. Der Spuk verschwand so plötzlich wie er erschienen war. Liessa öffnete unsicher die Augen. Kaum zu glauben, wie erleichtert sie war, als sie in das vertraute Gesicht des Elben blickte.

»Was ist geschehen?«, flüsterte sie mit angsterfüllter Stimme.

Endos sah sie Stirn runzelnd an. »Ich weiß nicht genau, trink erst einmal etwas. Danach musst du mir erzählen, was du gesehen hast. Es ist sehr, sehr wichtig, dass du dich genau an alles erinnerst, was du gesehen hast.«

Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Du hast doch etwas gesehen, oder ...? Ich konnte nicht wissen, dass du so sensibel reagierst. Offensichtlich sind deine Fähigkeiten viel stärker ausgeprägt als wir beide im Moment auch nur im Entferntesten ahnen. Es ist gut. Aber du musst damit sehr vorsichtig sein, dich langsam an deine Fähigkeiten herantasten, sonst endest du möglicherweise im Wahnsinn. Aber jetzt trink erst einmal einen Schluck Wasser. Es wird dir gut tun. Es ist gutes Wasser.«

Liessa saß der Schreck in den Gliedern. Ihr graute vor dem Gedanken von diesem Wasser zu trinken. Sie schloss die Augen, beugte sich hinab. Dieses Wasser hatte ihr eine grausame Vision gezeigt. Selbst in ihren schlimmsten Träumen hatte sie so etwas noch nicht erlebt. Und wenn das auch noch das Gesicht, eine Voraussicht der Dinge sein sollte, die geschehen würden ... Liessa überkam panische Angst. Plötzlich war alles so ernst. Nicht die Liebe zu einem heroischen Kinohelden auf der Leinwand. Es war Krieg. Kein virtuelles Abenteuer-Spiel. Krieg! - und sie war mittendrin. All das konnte doch nur ein böser Traum sein. ‚Liessa wach auf! Wach endlich auf! Du liegst zu Hause im Bett. Du wälzt dich herum. Die Decke ist nass geschwitz. Du musst aufwachen! Mama, bitte weck mich auf, nur dieses eine Mal!‘ Doch es war kein Traum. Liessa blickte auf die Wasseroberfläche, die friedvoll vor ihr lag, als könne sie kein Lüftchen trüben. Sie spürte den warmen Wind und roch den Sand. Und sie wusste: alles geschah tatsächlich. Aus einem Spiel wurde Ernst geworden – blutiger Ernst, wenn eintreten würde, was ihr das Auge des Sehens offenbart hatte.

»Du musst etwas trinken«, wiederholte Endos nun etwas energischer. »Nimm drei Mal einen Schluck und bedanke dich bei dem See. Dieses Sehen ist so eine Sache, weißt du. Es ist für das Wasser eben so anstrengend und heftig wie für dich. Denke nicht, dass sich dieser kleine Wüstenteich die Dinge ausgedacht hätte, die er dir zeigte. Er ist wie ein Kind, das einsam mitten in einer garstigen, unwirtlichen Umgebung lebt und diesen Ort nicht so einfach verlassen kann wie wir. Ich habe einen Teich erlebt, dessen Wasser zu salzigen Tränen erstarrte nach einer Vision. Bitte danke dem Teich, egal was er dir gezeigt hat.«

Plötzlich sah Liessa das kleine Gewässer in einem vollkommen anderen Licht. Sie empfand es beinahe wie einen kleinen Bruder. Strich zart über die Oberfläche, streichelte ihm die Wange und nahm dreimal einen zaghaften Schluck. Das Wasser war kalt und erfrischend. Es rann durch ihre Kehle und erfüllte sie unmittelbar mit einer erlösenden Kraft. Es brauchte nicht viel, den Durst zu löschen. Und dennoch – es war so ungeheuer wohltuend, dass Liessa nicht aufgehört hätte von diesem Wasser zu trinken, wenn Endos sie nicht behutsam weggezogen hätte.

Auch er hatte inzwischen einen Schluck von diesem göttlichen Trank der Wüste zu sich genommen und bot Liessa nun etwas zu essen aus einem Beutel an, den er am Gürtel trug. Liessa sah sich die eigenartigen Plätzchen eine Weile lang an. Diese Art von Gebäck hatte sie noch nie gesehen. Es schmeckte fantastisch und sah über dies auch noch unglaublich lecker aus. Diese Kekse mussten einen sehr hohen Nährwert haben: drei Stück dann war sie bereits rundum satt und sehnte sich nach nichts mehr, als sich in der Sonne zu aalen. Sie schmiegte sich an Endos, schloss die Augen und träumte in den Tag hinein.

Geduldig ließ der Elb sie ruhen. Erst als die Sonne der Wüste ihre Wärme zu entziehen begann, weckte er Liessa sanft auf.

»Wir sollten weitergehen bevor die Dunkelheit hereinbricht. Außerdem wolltest du mir noch erzählen, was du gesehen hast. Du erinnerst dich? «.

Liessa raffte sich auf. Sie hätte noch stundenlang hier liegen bleiben können. Aber es stimmte, sie mussten weiter. Mit einem traurigen Blick, quasi einer Geste der Entschuldigung, dass sie ihn nicht mitnehmen konnten, jetzt aber verlassen mussten, verabschiedete sie sich von ihrem neu gewonnenen kleinen Bruder, dem Wüstenteich. Sie mochte nicht ausschließen, dass auch seine Tränen salzig schmeckten. Dann machten sie sich auf den Weg.

Sie waren schon eine ganze Zeit unterwegs, bis Liessa sich endlich überwand, Endos von ihrer Vision zu berichten. Der Elb hörte geduldig zu. Etwas an dem, was Liessa sagte, erinnerte ihn an einen Ort, den er vor einer Ewigkeit von Jahren einmal in seinen Träumen besucht zu haben glaubte. Oder war er selbst dort gewesen? Er zweifelte. Es waren nicht die Beschreibungen der Ebene oder des Felsplateaus. Es war ... ja, es war diese Anziehungskraft. Endos Erinnerungen kamen zurück. Er fühlte die Gefühle, die er einst beim Anblick dieses Ortes gehabt hatte. Er atmete den Duft, der seinerzeit über dem Land gelegen hatte. Er sah eine Höhle vor sich. Eine endlose Höhlenwelt im Gebirge. Endos suchte nach dem Namen. Moment mal! Die Erinnerung kam zurück. Es war ganz sicher kein Traum gewesen. Sie hatten diesen Ort gemeinsam besucht, damals. Ceritravar, sein Mentor, und er selbst. Und sie hatten dort vieles erfahren, vieles gelernt. Endos zermarterte sich das Hirn ... es fiel ihm einfach nicht ein. Auch fragte er sich, was an diesem Ort für Liessa so bedeutend sein mochte. Warum hatte sie nicht die Hütte des Zauberers gesehen oder die Schergen Margons? Wieso ausgerechnet diese Höhle? Es musste einen Grund geben. Nur zum Spaß hätte die Quelle ihr dieses Bild ganz sicher nicht gezeigt.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen und die Dunkelheit hereingebrochen. Mit der Dunkelheit kam die Kälte. Sie schlich sich in den Körper des Elben, biss und zerrte an ihm, dass es kaum zu ertragen war. Seine Gliedmaßen schmerzten. Die Muskeln zum Bersten gespannt schleppte er sich nur mühsam weiter.

Endos biss die Zähne zusammen. Er wollte Liessa nicht beunruhigen, obgleich er sich mehr und mehr auf sie stützen musste. Liessa spürte es, doch sie schwieg. Auch sie selbst fror erbärmlich. Ihre Kleidung war gänzlich ungeeignet für derartige Ausflüge durch eine tagheiße und nachtkalte Wüste.

Liessa bemühte sich, ihre Gedanken abzulenken. Sie sah zu den Sternen hinauf und konnte keinen Unterschied zu den Sternen erkennen, die zu Hause das Firmament schmückten. Allerdings war sie keine Meisterin der Astronomie, so dass ihr die unterschiedlichen Sternformationen sicher nicht aufgefallen wären. Vor ihnen tauchte langsam, blass und schwer der Mond auf. Noch ein oder zwei Nächte, schätzte sie, dann war Vollmond. Sie erschauerte.

Der Mond nahm seine Bahn. Er war schon fast am Horizont verschwunden, als Endos unter Stöhnen zusammenbrach. Die Schmerzen waren zu groß. Die Kälte hielt seinen Körper in festem Bann. Wäre Liessa nicht bei ihm gewesen, er hätte lauthals losgeschrien. Diese Schmerzen waren selbst für einen Elben mehr als er ertragen konnte.

Liessa fing ihn auf und lehnte ihn behutsam an einen Felsen. Sie strich ihm durch die Haare, küsste seine Wangen, hielt tapfer die Tränen zurück, die in ihr aufwallten.

»Endos, wir müssen weiter!«, flüsterte sie.

Der Elb zuckte nur die Schultern. Seine Kraft hatte ihn verlassen. Er war so unendlich müde. Niemals mehr wollte er auch nur einen Fuß vor den andern setzen. Er schloss die Augen. Schlafen, er wollte einfach nur ewig schlafen. Doch dann fühlte er wieder diese Verantwortung für sein gesamtes Volk. Er musste ihnen Heilung bringen. Wenn seine Mission scheiterte, waren sie alle verloren. Mühsam schlug er die Augen auf.

»Du musst weiter«, stammelte er mühsam. »Liessa, du musst jetzt ungeheuer stark sein.«

Liessa lief ein Schauer über den Rücken. Das konnte er nicht verlangen. Es war nicht einmal die Angst, alleine in dieser fremden, bizarren Welt umher zu irren. Sicher würde sie die Angst irgendwann übermannen. Doch darum würde sie sich kümmern, wenn es so weit war. Liessa machte sich große Sorgen um Endos. Sie konnte ihn doch nicht einfach hier zurücklassen. Hier in der Steinwüste, zwischen Kälte, Schlangen und Skorpionen. Er würde sterben. Das konnte sie nicht zulassen.

»Nein«, schluchzte sie, »Wir gehen gemeinsam! Bitte, du darfst jetzt nicht aufgeben. Bitte komm jetzt mit. Bitte!«

Sie zog und zerrte an seinen Gliedern. Gleichsam fragte sie sich, was sie da eigentlich tat. Endos konnte nicht mehr weiter. Er brauchte unbedingt Ruhe. Das spürte sie. Vielleicht würde er sich besser etwas fühlen, wenn sie bis zum Morgen warteten. Bestimmt würde er nach einer Pause wieder auf die Beine kommen. Sie konnte ihn im Sand eingraben, so wie er es selbst schon

einmal getan hatte, kurz bevor er sie zu sich geholt hatte. Das würde helfen. Es würde bestimmt helfen. Sie nahm ihn in die Arme und streichelte ihm über den Kopf. Tränen rannen über ihre Wangen.

»Hör mir jetzt gut zu«, stammelte Endos. Jedes seiner Worte, ja jeder seiner Gedanken fügte ihm ungeheuren Schmerz zu. »Du musst zu Ceritravar gehen. Die Hütte kann nicht mehr sehr weit entfernt sein. Mit ein wenig Glück seid ihr im Morgengrauen zurück. Sicher kann er mir helfen, wieder auf die Beine zu kommen. Bitte geh jetzt. Ich komme klar. Der Mond ist ein guter Freund. Er wird mich gewiss beschützen. Und er wird auch dich beschützen. Das ist so sicher wie ... Mach dir einfach keine Sorgen. «

Endos gab Liessa noch ein paar Plätzchen mit auf den Weg und drückte ihr Gweldalår, das Schwert des Gehörnten in die Hand. Anfangs wehrte sie sich strikt dagegen. Wenn jemand ein Schwert brauchte, dann war es nicht sie. Sie konnte weglaufen, sich verstecken, was auch immer. Endos jedoch lag hilflos in der Wüste. Wie sollte er sich verteidigen, wenn er nicht einmal mehr eine Klinge besaß. Doch der Elb gab nicht nach. Endos erklärte Liessa, dass bereits die Tatsache, dass sie im Besitz dieses Schwertes war, den Zauberer überzeugen konnte, mit ihr zu gehen. Der Gehörnte hatte sich über viele Generationen nicht in den Kampf eingemischt ebenso wie Ceritravar. Doch die Dinge hatten sich geändert. Der Gehörnte war bereit zum Kampf. Er hatte Gweldalår entsandt, das Gewicht zwischen den Dingen wieder neu zu verteilen. Das musste den alten Magier einfach überzeugen.

Liessa drückte und küsste den Elben ein letztes Mal. Ihr Herz schlug heftig und schwer zugleich in ihrer jungen Brust. Sie hatte sich nach einem Helden gesehnt. Aber so viel Held brauchte kein Mensch.

»Du musst durchhalten. Ich fliege. Ich bin bald wieder hier. Noch bevor die Sonne den Horizont streichelt bin ich zurück. Und ich werde deinen Zauberer mitbringen und wenn ich ihn an den Haaren hinter mir her schleifen muss. «

Dann sprang sie auf und rannte los als würde sie vom Teufel gejagt. Liessa stolperte vorwärts. Tränenschleier standen ihr in den Augen, nahmen ihr die Sicht. Je weiter sie sich von Endos entfernte desto größer wurde jetzt auch die Furcht vor dem Mond, vor der Nacht, vor der Fremde. Sie dachte an den Traum von den beiden Männern in der Sumpfhütte und umklammerte unbewusst das Schwert Gweldalår an ihrer Hüfte.

Noch vor dem Morgengrauen erreichte sie die ersten Ausläufer der Bergkette. Hier irgendwo musste sich die Hütte des Zauberers befinden. Sie war sicher, dass sie immer geradeaus gegangen war. Ceritravar lebt am Rande des Gebirges. Seine Behausung war zwar bescheiden doch in dieser flachen Landschaft sollte sie leicht auszumachen sein. Hatte sich Liessa am Ende verlaufen? Aber sie war sich ihres Weges doch so sicher gewesen. Wenn sie jetzt umkehren würde ... nein – die Zeit hatte sie nicht. Liessa setzte sich auf einen Felsen und dachte nach. Vor ihr lagen die Berge. Die Steinwüste hatte sie hinter sich gelassen. Vielleicht sollte sie versuchen, einen der kleineren Vorberge zu erklimmen. Von dort aus würde sie das Land überblicken können. Die Hütte musste doch zu finden sein. Endos hatte doch gesagt: im

Morgengrauen könnten sie zurück sein. Liessa sprang auf. Sie kletterte wie eine Besessene auf einen der kleineren Hügel. Sie musste diese verdammte Baracke einfach entdecken.

Gerade hatte sie den ersten schmalen Felsabsatz erreicht, als sie ein Geräusch hörte. Irgendetwas raschelte in einem Busch, der nicht weit von ihr entfernt wuchs. Sie registrierte es zwar, maß dem jedoch keine große Bedeutung bei. Schließlich hatte sie Wichtigeres zu tun, als sich um einen albernen Busch zu kümmern.

Es raschelte erneut. Etwas fauchte sie an. Kein Zweifel, das war das mächtige Fauchen eines Berglöwen. Mit einem Satz sprang Liessa zurück, drückte sich an die Felswand und zog das Schwert, als hätte sie ihren Lebtag nichts anderes in der Hand gehabt. Liessa verharrte und wartete. Sie beobachtete das Gebüsch. Nichts rührte sich. Sie dachte daran, sich zurückzuziehen, als ihr Blick auf die Spitze des Schwertes fiel. Sie glühte rot, als sei sie frisch geschmiedet und gerade aus der Esse gezogen. Ein untrügliches Zeichen, dass die Gefahr nicht geringer geworden war (wenigstens nahm sie dies an, sie hatte von solchen Erscheinungen häufig in Büchern gelesen). Das Schwert lenkte ihre Aufmerksamkeit in die Richtung des Gebüschs. Liessa schien, als führe es selbst ihre Hand.

Mit einem mächtigen Satz sprang eine riesige Katze auf sie zu. Das Schwert blitzte auf. Mit einem kräftigen Schlag hieb es auf das Tier ein, dass Liessa beinahe das Gleichgewicht verlor. Der Löwe bäumte sich mit einer drohenden Gebärde vor ihr auf, riss die Klauen nach vorne. Doch dann brach er tot zusammen.

Liessa war erleichtert, erstaunt und entsetzt zugleich. Sie betrachtete die teuflische Waffe in ihrer Hand und überlegte, ob sie stolz darauf sein oder sie hassen sollte. Warum gleich töten? Hätte es keine andere Möglichkeit gegeben? Schockiert steckte sie die Klinge zurück in die Scheide, strich dem toten Tier über das Fell und überlegte, ob sie irgendetwas für dessen Seele tun konnte oder wenigstens den Kadaver verscharren. Doch sie hatte dafür wirklich keine Zeit. Also machte sie sich schweren Herzens wieder auf den Weg und ließ das tote Tier zurück.

Bald hatte sie den Grat erreicht. Von hier aus konnte sie weit über das Land sehen. Die Luft war klar. Die Sicht gut. Die Sonne stieg gerade hinter den Bergen empor, was Liessa ungemein ärgerte, irgendwie aber gleichermaßen erleichterte. Sie hatte also tatsächlich die Richtung beibehalten und im Osten das Ende der Steinwüste erreicht. Irgendwo unter ihr musste sich die Behausung des Zauberers befinden. Sie konnte jedoch nichts entdecken, was einer Hütte auch nur im Entferntesten ähnelte. Von dem Grat aus entdeckte sie ein kleines Tal. Es war regelrecht in den Berg geschnitten. Nach einer kurzen Suche entdeckte Liessa einen schmalen Pfad, der direkt hinunter führte.

Und tatsächlich – im Tal stand eine Hütte. Eigentlich war es eher eine alte Bretterbude. Liessa bezweifelte, dass darin ein Zauberer wohnen würde, zumal ein so mächtiger. Vielmehr wohnten in solchen Hütten für gewöhnlich Rauf- und Trunkenbolde. So kam es, dass sie wiederum das Schwert zog und sich vorsichtig heranpirschte. Auf der Vorderseite neben der Tür entdeckte sie

ein kleines Fenster, durch das sie hineinspähte. Niemand war zu sehen. Sie wartete einen Moment, klopfte dann an die Scheibe. Keine Reaktion. ‚Verdammt‘, dachte sie, ‚was mache ich, wenn er nicht zu Hause ist. Dann war alles umsonst!‘

Und was, wenn es gar nicht die Behausung des Zauberers war? Es gab nur einen Weg das herauszufinden. Sie musste in die Hütte eindringen und nach Hinweisen suchen.

Die Tür war nicht verschlossen. Vorsichtshalber hielt Liessa das Schwert mit der Rechten fest umschlungen. Die Klinge in der Hand betrat sie die Baracke. Zu ihrer Verwunderung entsprach das Innere keineswegs dem Äußeren. Im Kamin glühten die Reste eines Feuers. Der Tisch war mit Brot und Früchten reichlich gedeckt. Auf dem Kaminsims stand ein prunkvoller Samowar. Etwas vergleichbar Schönes hatte Liessa noch nie gesehen. Im hinteren Bereich standen Regale mit allerlei Reagenzien und Fläschchen. Es sah eben so aus, wie sich Liessa eine alchemistische Hexenküche vorstellte. Sie war jetzt jedenfalls sicher, dass diese Hütte eines Zauberers würdig war.

Gerade hatte sich Liessa entschlossen, draußen nach Ceritravar zu suchen, als die Tür aufsprang. Ein alter, hagerer, weißhaariger Mann stand im Rahmen und musterte sie so ernst, dass sie sich am liebsten in die letzte Ecke verkrochen hätte. Doch alle Ecken waren schon mit allerlei Krimskrams belegt. Also zog Liessa es vor, erneut ihrer magischen Klinge Beachtung zu schenken. Diese schien jedoch keine Anstalten zu machen, den vermeintlichen Hausherrn als eine Bedrohung zu betrachten. Aufatmend steckte sie die Klinge zurück in die Scheide und streckte dem alten Mann zögernd die Hand entgegen.

»Mein Name ist Liessa«, sagte sie mit zitternder Stimme, »und ich ... «

»Schweig! «, donnerte der Alte zurück. »Was hast du hier zu suchen? «

Nach einer bedeutungsvollen Pause fuhr er drohend fort: »Ich hoffe, du hast eine wirklich gute Erklärung für dein Eindringen! «

Liessa erschauerte. So hatte sie sich den Zauberer bestimmt nicht vorgestellt. Er flößte ihr eine gewaltige Angst ein. Dabei war sie doch gekommen, um seine Hilfe zu erbitten. Sie holte tief Luft, fasste all ihren Mut und begann, ihm alles möglichst kurz und präzise zu erklären, wobei sie die Geschichte mit dem Computer wegließ, weil sie die selbst nicht so recht verstand. Im Übrigen konnte sie sich nur schwer vorstellen, dass jemand der ohne Strom in einer solchen Einöde lebte überhaupt etwas mit dem Begriff Computer anfangen konnte.

Nachdem sie geendet hatte, befahl ihr Ceritravar, sich zu setzen. Er bot ihr etwas zu essen an. Während Liessa sich nach seiner Aufforderung stärkte, packte der Zauberer ein paar Sachen in einen Beutel, mixte einen Trank und nickte endlich: »Bereit zum Aufbruch? «

Wie? Keine Diskussionen? Er hatte ihr nicht widersprochen? Sie hatte geglaubt, er sei ein starrsinniger alter Mann, der von den Dingen die geschahen nicht sonderlich beeindruckt sein würde. Stattdessen hatte er einfach seine Sachen gepackt und war bereit gemeinsam mit ihr zu einem Abenteuer aufzubrechen. Zauberer waren eben doch ganz spezielle

eigenwillige Wesen. Nie taten sie das, was man erwartete, dass sie es tun würden. Ceritravar wies Liessa an, nun endlich mit ihm zu kommen.

»Kannst du reiten?«, fragte er, als sie vor der Tür standen. Liessa zuckte mit den Schultern. Sie hatte zwar schon einmal auf einem Pony gesessen, aber ob man das als Reiten bezeichnen konnte...?

Ceritravar runzelte die Stirn. »Na, es wird schon irgendwie gehen!«

Mit diesen Worten ließ er einen schrillen Pfiff erklingen, worauf zwei gesattelte Pferde wie aus dem Nichts erschienen. Er half Liessa auf das eine, schwang sich dann auf das zweite, mit einer Kraft, die sie dem alten Mann wirklich nicht zugetraut hätte, und los ging's.

Anfangs fühlte sich Liessa recht unbeholfen. Sie zernte an den Zügeln, rutschte ständig aus den Steigbügeln und wurde mächtig durchgeschüttelt. Ceritravar lachte freundlich und zeigte ihr ein paar Kniffe, wie sie sich besser auf dem Pferd halten konnte. Ansonsten war der Zauberer allerdings nicht sehr gesprächig; aber Liessa hatte ohnehin genug mit dem Pferd zu tun.

Endos hatte sich mit letzten Kräften eine Sandkuhle gegraben. Weniger wegen der Kälte der Nacht als vielmehr wegen der sengenden Hitze des anbrechenden Tages. Er rechnete nicht damit, dass Liessa Ceritravar innerhalb eines Tages finden würde. Eher war es wahrscheinlich, dass sie in der Dunkelheit vom Weg abkommen und Richtung Süden gehen würde.

Er hatte mehr Angst um sie als um sich selbst. Und schlimmer noch: er sehnte sich nach ihr, nach ihrer süßen Stimme, nach der warmen Hand, die ihm über den Kopf strich. Endos kam sich dabei wie ein törichtes Kind vor. Hatte er nichts anderes im Kopf als eine junge Frau, die nicht einmal in diese Welt gehörte. Er hatte wahrhaft genug Probleme. Kein Wasser. Die letzten Plätzchen hatte er ihr gegeben. Ebenso sein Schwert, die einzige Waffe, die er zur Verteidigung mitgenommen hatte. In der nächtlichen Wüste gab es Skorpione und anderes giftiges Getier. Und, mal ganz abgesehen davon, nagte der kalte Tod an ihm. Er konnte diesem dämonischen Fluch nicht mehr entinnen. Falls Ceritravar es doch noch schaffen sollte, ihn rechtzeitig zu finden, dann würde die Hilfe, die er ihm geben konnte, auch nicht von Dauer sein. Aber die Zeit würde vielleicht reichen, einige aus seinem Volk zu retten.

Den Rest der Nacht verbrachte Endos in dem Bemühen sich wach zu halten. Er grübelte über die Ereignisse der letzten Wochen nach, über Liessa, über ihre Vision – über Bragaan. Ja, jetzt schoss es ihm durch den Kopf. Liessa hatte die Höhlen von Bragaan gesehen. Das er nicht gleich darauf gekommen war. Er selbst hatte Jahre seiner Ausbildung bei den Zwergen in der Höhlenstadt zugebracht, die von den Elben Bragaan, von den Zwergen der Vehrenfels genannt wurde. Nanwick, der ehrwürdige, weise Zwergenkönig selbst hatte ihn vieles gelehrt über die Beschaffenheit der Metalle und über die Schmiedekunst. Aber auch über das Feuer und die Herstellung magischer Gegenstände.

Liessas Vision sollte sich erfüllen. In Bragaan könnten sie tatsächlich etwas finden, durch das dem Elbenvolk geholfen werden konnte. Endos hatte keine Vorstellung davon, um was es sich handeln würde. Er wusste nur, dass

nach der Vision sicher irgendetwas eben an jenem Ort, in den geheimen Schatz- und Zauberkammern von Bragaan zu finden sei. Erleichtert über diesen Gedanken schlief er im Morgengrauen gerade ein, als die ersten Sonnenstrahlen über den Boden strichen.

Endos erwachte durch das Schlagen von Pferdehufen. Vorsichtig lugte er aus seinem sandigen Versteck hervor. Sein erster spontaner Gedanke galt den Berserkern. Eine Patrouille! Doch die Berserker bewegten sich viel tollpatschiger. Er hätte sie schon Meilen entfernt gehört.

Endos lauschte. Es waren zwei Reiter auf unbeschlagenen Pferden. Hatte Liessa es doch geschafft? Er versuchte genaueres zu erkennen. Das eine Pferd hatte einen anmutigen, hochherrschaftlichen Gang, das andere dölmerte mehr oder minder ungeschickt hindendrein. Es konnte sich nur Liessa und Ceritravar handeln. Hatte sie den alten Zauberer also doch gefunden. Erleichtert atmete Endos auf, grub sich aus dem Sand und klopfte, so gut es eben ging, die Sachen aus.

Als Liessa ihn erspähte, raste ihr Herz vor Freude. Ungestüm sprang sie von dem Pferd, vor dem sie eben noch soviel Respekt gehabt hatte, und rannte auf Endos los. Sie stürmte auf ihn ein, umarmte und küsste ihn. Ihre Brust schmerzte vor Freude den Elb lebend wiederzusehen. Sie drückte Endos fest an sich und wollte ihn nie wieder loslassen, so glücklich war sie in diesem Augenblick.

Endos war ebenfalls sehr froh, sie wiederzusehen. Noch niemals hatte er so tiefe Gefühle für jemanden entwickelt. Sein ganzes Leben hatte er sich für einen Krieger gehalten, dem es nicht bestimmt sei, sich in Gefühlen zu verlieren. Als Krieger führte er gewissermaßen ein Eremitendasein. Jemand, der jederzeit bereit ist, sein Leben für sein Volk zu lassen, durfte sich nicht verlieben. Er hatte nicht das Recht, jemanden gefühlsmäßig an sich zu binden. Jedenfalls hatte Endos sich das immer wieder eingeredet. Jetzt erst verstand er, dass es einfach niemals für ihn eine wirkliche Liebe gegeben hatte. Viele Elbenfrauen hatten zwar versucht, ihn für sich zu gewinnen, sahen zu ihm auf, bewunderten seine Stärke, sein Geschick, seine Anmut. Doch mit Liebe hatte das alles herzlich wenig zu tun gehabt. Bei Liessa war das anders. Er liebte sie. Sein Herz drohte zu bersten, wenn er ihr nur in die Augen sah, wenn er nur an sie dachte. Ein Anflug von Verzweiflung machte sich in ihm breit. Wäre sie in Zeiten des Friedens gekommen. Er hätte sie geliebt. Er hätte ihr all die wunderbaren Schätze seiner Welt zu Füßen gelegt. Er hätte...

Aber sie waren sich nicht in solch einer Zeit begegnet. Es war Krieg. Erbarmungsloser, grausamer Krieg. Und er? Endos war verdammt zu sterben. Vielleicht würde er noch die Rettung einiger Elben aus seinem Volke miterleben. Für ihn selbst jedoch kam jede Hilfe zu spät, das spürte er tief in seinem Herzen. Das hatte ihm auch die alte Weide prophezeit. Sanft erwiderte er Liessas Umarmung. Endos spürte ihre Wärme, ihre Zuneigung und fühlte den Schleier der Hoffnungslosigkeit in seinen feuchten Augen aufquellen.

Sie mussten eine ganze Weile so in sich versunken gewesen sein, als Ceritravar endlich seine Anwesenheit deutlich machte. Er räusperte sich. Schließlich lachte er:

»Das ist also der todkranke Held, der in der Wüste verendet wäre, wenn ich mich nicht sofort auf den Weg gemacht hätte! «

Endos löste sich aus der Umarmung und sah den Zauberer verstört an. Sein alter Meister blinzelte ihm verständnisvoll zu, um ihn dann mit einer nicht weniger innigen Begrüßung in die Arme zu schließen.

Im Augenblick verzichtete er darauf, sich den Grund für Endos Besuch erklären zu lassen. Er kramte in seinem Beutel und reichte dem Elben einen Trank, der ihm erst mal wieder Kraft geben würde. Dann stiegen sie auf die Pferde, wobei der Zauberer Liessa auf sein eigenes Pferd nahm, und ritten zurück zu der Hütte im Tal.

Ceritravar hatte zwar sofort zugestimmt, Endos zu retten, nicht aber sich in die Belange des Universums einzumischen. Liessa und Endos hatten große Mühe den Zauberer von der Notwendigkeit ihrer Mission zu überzeugen. Schließlich hatte er vor dem großen Rat einen Schwur geleistet und glaubte sich dem kompromisslos unterwerfen zu müssen.

Erst die Geschichte von Gweldalår, dem Schwert des Gehörnten, bewog den Zauberer einzulenken. Niemand kannte Wesen und Absichten des Vertrauten der Göttin besser als der alte Mann. Die Zeit der großen Göttin war abgelaufen. Sie selbst hatte sehr lange keine Anstalten unternommen, sich dem Lauf der Gestirne entgegenzustellen. Doch nun schien sie sich das Blatt zu wenden. Der Grund für die Einmischung des Gehörnten lag somit sicher nicht in dem Willen, irgendwelches albernes Machtgehabe unter Beweis zu stellen, wie es ihm die Diener des jungen Gottes gerne und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vorwarfen. Auch waren Fehden und Grausamkeiten unter einzelnen Völkern weder für den Gehörnten noch für die Mutter je ein Motiv zur Einmischung gewesen.

Und selbst die Ablösung von den alten Werten, die Knechtung und Vernichtung vieler Völker, Unterjochung der Tierwelt und die Zerstörung der großen, heiligen Haine waren für die Welt der Götter unerheblich. Etwas anderes steckte dahinter, das selbst der große weise Ceritravar nur zu ahnen vermochte.

Drei Tage und Nächte versenkte er sich in eine trance-artige Meditation. Am Morgen des vierten Tages stand er endlich schweigend auf, packte viele geheimnisvolle Utensilien zusammen, stieg damit auf den Grat des Berges, um die Göttin zu beschwören.

Endos hatte diese Zeit genutzt, Liessa einiges von seinem Wissen zu lehren, ihr den Umgang mit Pfeil und Bogen zu zeigen und ihr so gut es in der kurzen Zeit eben ging das Reiten beizubringen. Abends war Liessa todmüde ins Bett gefallen. Sie schätzte, dass sie in ihrem ganzen Leben nicht soviel gelernt hatte wie in diesen paar Tagen. Ihre Gedanken überschlugen sich.

Kreidebleich war Ceritravar endlich zurückgekehrt. Endos hatte den Meister niemals in einer derart schlechten Verfassung gesehen. Irgendetwas hatte ihm sehr zugesetzt; doch er schwieg sich darüber zunächst aus.

Am Abend entzündete der Zauberer ein fahlblaues Feuer im Kamin, beschwor das Wohlwollen der geistigen Kräfte und begann schließlich mit trockenen, ernsten Worten zu sprechen:

»Es ist wahr. Der Kampf ist in allen Welten entbrannt. Selbst die Kräfte des Universums sind aus dem Gleichgewicht geraten und befehlen sich auf grausame Weise. Ihr glaubt, Margon selbst sei der Dämon, der sich dieser Welt bemächtigen und diese mit seiner blutigen Herrschaft überziehen wolle. Das ist falsch. Er sieht sich vielleicht in dieser Position; dennoch er ist nichts als ein Handlanger, ein Vasall jener Kräfte, die das Universum unter sich aufzuteilen suchen. Ihr Werk ist es, dass die Wege zwischen den Welten schwieriger geworden sind. Ihr Werk ist es, dass Hass und Furcht sich in die Herzen aller Wesen eingebrannt haben. Sie haben begonnen, die grundlegenden feinen Strukturen allen Seins substantiell zu verändern und damit eine furchtbare Katastrophe heraufbeschworen.«

Liessa stand ein großes Fragezeichen ins Gesicht geschrieben. Sie verstand von alldem, was der Zauberer da von sich gab, herzlich wenig. In den letzten Tagen hatte sie gelernt vieles von ihrem ursprünglichen Weltbild als töricht und kleingeistig zu betrachten, hatte vieles aufgenommen, was Endos sie gelehrt hatte, manches allerdings auch zu Recht in Frage gestellt. Die Zusammenhänge, von denen Ceritravar sprach waren jedoch gleich mehrere Nummern zu hoch für sie. Was für Kräfte? Was für Welten? Was für feine Strukturen allen Seins? Das ging weit über ihren Horizont hinaus. Aber am Ende war schließlich er der große Magier und musste wissen, worum es ging, nicht sie.

»Allerdings«, fügte Ceritravar nach einer längeren Pause tiefen Schweigens lächelnd hinzu, »diese Gedanken sind weder neu, noch meine eigenen. Aljana war vor kurzem bei mir. Die Wicca hat von einem Quantensprung der dämonischen Mächte gesprochen. Erst empfand ich ihre Erörterung als reichlich übertrieben und voreilig. Daher ließ ich Aljana ziehen, ohne ihren Worten ernsthaft Gehör geschenkt zu haben. Doch die Situation hat sich geändert. Ich fürchte, ich habe sie unterschätzt. Habt ihr einen Vorschlag, was zu unternehmen ist?«

Er wandte sich bei diesen Worten vor allem an Liessa, die erstaunt und gleichsam verwirrt die Augenbrauen verzog. Sie war doch nur in die ganze Geschichte hineingerutscht, konnte nicht einmal erklären, wie es dazu gekommen war – und jetzt sollte ausgerechnet sie wissen, was zu tun sei? Der Begriff, der ihr in diesem Zusammenhang durch den Kopf ging hieß 'Blasphemie'. Sie wusste zwar nicht ganz genau, was er bedeutete, aber irgendwie passte er verdammt gut. Irgendwie war es extrem blasphem ausgerechnet sie zu fragen. Wobei ... Endos hatte sie damals vehement widersprochen, als es um den Weg zur Hütte ging. Er hatte sie den Weg bestimmen lassen und sie hatte am Ende Recht behalten.

»Nein«. Sie schüttelte mit dem Kopf. Diesmal hatte sie keine Ahnung, was geschehen würde, musste, sollte oder könnte.

»Doch«, meldete sich Endos zu Wort. »Liessa, erinnere Dich an die Quelle. Du hast längst vorhergesagt, was wir zu tun haben!«

Einmal mehr hatte Liessa ein großes Fragezeichen im Gesicht: »Ich? «

Der Elb nickte. Dann erzählte er von den Ereignissen an der Quelle – von Liessas Vision. Er hatte keinerlei Zweifel, dass es sich bei dem Ort, den sie gesehen hatte, um die Höhlen von Bragaan handelte, die alten Zauber- und Schatzkammern Nanwicks. Dort musste etwas verborgen sein, durch das sein Volk gerettet werden konnte und möglicherweise verbarg dieser Ort noch bedeutenderes geheimes Wissen.

Ceritravar überlegte. Es leuchtete ihm ein. Und ebenso wie damals Endos, war er jetzt von Liessas Erkenntnis überzeugt. »Morgen früh brechen wir auf! «, beschloss er mit einem solchen Funkeln in den Augen, das dem alten Mann enorme Vitalität verlieh.

Der Morgen roch nach frischen Gräsern. Der flache Nebel schlich sich zwischen den Steinen am Weg davon. Der Himmel war noch müde von der Nacht. Aber die Sonne kündigte ihr Erscheinen durch einen zarten Streif am Horizont bereits an und prophezeite jenes samtige Blau eines guten Tages. Beinahe lautlos glitten drei Pferde über den Pfad. Auf den ersten Blick beritten von drei unscheinbaren Reitern, die im Grau des Morgens unter ihren matten Überwürfen kaum auszumachen waren. Es war eine eigentümliche Jagdgesellschaft, die sich da auf den Weg gemacht hatte, zumal wenn man um das Ziel dieser Reise wusste.

Liessa brauchte einige Zeit, sich an die Kleidung zu gewöhnen, die ihr Ceritravar gegeben hatte. Lieber hätte sie ihre alte Jeans behalten, statt dieser hässlichen ledernen Hose. Aber zum Reiten war die eindeutig besser geeignet. Und mit diesem Panzerhemd, das er passgenau für sie entworfen zu haben schien, konnte sie sich gar nicht anfreunden. Es drückte, scheuerte und kniff. Auch konnte sie im Tragen eines Kettenhemdes keinen großen Sinn erkennen, weigerte sich ihr Kopf doch vehement, sich mit dem Gedanken an einen blutigen Kampf anzufreunden. Auf das Schwert hingegen war sie mit Recht stolz. Endos hatte es ihr mit den Worten überreicht, dass keiner der Gemeinschaft würdiger sei, es zu tragen als sie.

Der Elb selbst hatte von dem Zauberer eine andere Klinge bekommen, die sicher nicht weniger von Bedeutung war. Allein die Gravierungen, der kostbar besetzte Knauf und die fein gewebte Scheide ließen auf eine edle Herkunft schließen. Neben dem Schwert trugen Liessa und Endos jeweils einen Bogen samt Köcher und Pfeilen.

Ceritravar begnügte sich mit einem alten, abgegriffenen Stab, von dem sich Liessa kaum vorstellen konnte, dass er als Waffe gegen irgendwen oder -etwas wirksam sein könne. Zudem besaß der Zauberer einen kleinen Beutel mit allerlei Utensilien und einen zierlichen Dolch, der wohl besser als Brieföffner auf einem Schreibtisch hätte liegen sollen. So dachte Liessa jedenfalls. Hinter ihren Sätteln hatte jeder von ihnen zwei Taschen mit Proviant sowie zwei Wasserflaschen und eine Decke verstaut.

Insgesamt empfand Liessa diese Ausrüstung als eher ungenügend. Man hätte wenigstens noch ein paar Seile mitnehmen müssen, etwas zum Feuermachen, Regenzeug, Lampen oder Fackeln und – und – und...

Letztlich hatte Ceritravar ihre Bedenken lächelnd abgewiesen und versichert, dass sie vermutlich nicht einmal die Decken benötigen würden. Und viel wichtiger als all der Firlefanz seien Mut und Entschlossenheit. Davon könne man gar nicht genug mitnehmen.

Die Sonne stand schon beinahe im Zenit, als sie den Rand der Steinwüste erreichten. Von hier an würde der Weg zwar nicht mehr so staubig, jedoch wesentlich gefährlicher werden. Herumstreuende Patrouillen von Berserkern hatten in den Wäldern deutliche Spuren der Verwüstung hinterlassen. Ihnen in die Arme zu laufen, wäre keine gute Idee gewesen.

Der lockere Ritt war nun vorbei. Endos in Sichtweite vorne weg, brachten sie die Pferde jetzt in einen ruhigen und vor allem leisen Schritt. Auch schwiegen sie und bemühten sich, jedes Knacken von Ästen zu umgehen.

Es war eine recht ermüdende Angelegenheit für Liessa. So langweilig, dass sie ihre Gedanken mit Erinnerungen fütterte. Sie versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, wie sie überhaupt hierher gekommen war. Ein Schleier hatte begonnen, das Vergangene in Vergessenheit zu tauchen. Das machte ihr Angst. Nur noch schemenhaft sah sie ihre Mutter vor sich, gerade dass sie sich noch an den Namen und ein Gesicht erinnern konnte. Das ständige Gezeter hatte sie längst vergessen. Sie sah ihr Zimmer, den Computer. Alles war bereits sehr weit entrückt. Und es erfüllte sie mit Furcht. Nicht dass sie sich über das Fehlen zu Hause oder in der Schule auch nur für einen Moment Gedanken gemacht hätte. Es war ... vielleicht wie dieses unbestimmte Gefühl bei Vollmond. Nein, es war anders. Sie spürte die Gefahr des Vergessens. Je länger sie darüber sinnierte, desto stärker wurde die Furcht, ihr bisheriges Dasein aus dem Gedächtnis zu verlieren. Schließlich fragte sie Ceritravar, im Flüsterton versteht sich, was diese Angst zu bedeuten habe. Sie erwartete, dass er sie mit einem strengen Blick zum Schweigen ermahnte. Stattdessen ließ er sich mit einer sorgenvollen Miene auf die Frage ein.

»Solange du deine Erinnerung hast, kannst du zurückkehren«, antwortete er nachdenklich. »Denke an deine Heimat, so oft es dir möglich ist; denn nur in dieser Erinnerung liegt das Wissen um den Weg zwischen unseren Welten, liegt der Schlüssel für deine Rückkehr. Achte sorgsam darauf, dass du ihn nicht verlierst.«

Liessa lief ein Schauer über den Rücken. Lieber hätte sie sich einen Schlüssel aus Metall an einem Band um den Hals gehängt, als eine Erinnerung zu bewahren. Bevor sie weiterdenken konnte, sah sie nach vorne. Endos war abgestiegen und betrachtete mit bedenklicher Miene eine kahl geschlagene Stelle im Wald. Hier hatte jemand erst vor kurzem sein Lager aufgeschlagen. Die Feuerstelle war noch warm, wenn auch längst erloschen. Der freie Platz hatte sicher mehr als einhundert Leuten ein Nachtquartier geboten. Soviel stand fest. Und – sie waren weder beritten, noch waren es Berserker.

Mittlerweile hatten auch Ceritravar und Liessa die Stelle erreicht. Der Zauberer stieg ab. Er runzelte die Stirn, ging um die Feuerstelle herum, eilte dann zurück, saß auf und gab Zeichen, diesen Ort unverzüglich zu verlassen. Er galoppierte voran. Nichts mehr mit Schritt und nicht entdeckt werden wollen. Erst als sie den Ort schon lange hinter sich gelassen hatten, wechselte er die

Gangart. Zu Liessas Erleichterung. Sie hatte nach drei Tagen Training für den Moment des Flügelschlages eines Schmetterlings geglaubt, sie sei eine perfekte Reiterin. Irrtum. Gerade eben hatte sie äußerste Mühe gehabt, sich überhaupt im Sattel zu halten.

»Was war das?«, fragte sie, als sie wieder auf Höhe des Zauberers ritt.

Ceritravar zuckte mit den Schultern: »Nur so ein Gefühl!«

Sie fand, dass diese Antwort etwa soviel besagte wie ‚ich dachte, wir müssten langsam weiter‘.

Endos war da schon etwas gesprächiger. Er hatte in dem Lager einen kleinen Lederbeutel gefunden und mitgenommen.

»Du weißt nicht zufällig, was das ist?«, fragte er lächelnd. »Es ist ...« Er stockte. Sah zu Ceritravar, der wohlwollend nickte, fuhr dann fort: »Es ist ein Teil der Utensilien, die ein Druiden zur Beschwörung von gewissen Kräften benötigt.«

»Na wenn schon«, erwiderte Liessa, »warum vor einem einzelnen Druiden in solcher Eile fliehen?«

Ceritravar lächelte: »Du hast den Platz gesehen? Dann weißt du auch, dass dort nicht nur ein Druiden seinen Riten nachgegangen ist. Als wir dort gewesen sind, waren wir nicht allein. Ich meine nicht diese Berserker oder andere Vasallen Margons. Ich rede von Geistern. Geister, die immerhin in der Lage sind, sichtbare Spuren in den Boden zu treten. Wer weiß, was dem Druiden widerfahren ist? Jedenfalls erschien es mir klüger, diesen Ort schnell zu verlassen. Doch nun genug davon. Es ist nicht gut, in der anbrechenden Dunkelheit über derartige Dinge offen zu reden. Lasst uns lieber einen geeigneten Platz für die Nacht suchen. Wenn ich nicht irre, sind wir bald am Rande des Waldes angelangt. Wir sollten nicht auf freiem Feld kampieren.«

Endos war wieder vorausgeritten und hatte eine Stelle entdeckt, die zur Übernachtung geeignet schien. Ein Ort, der inmitten von mächtigen, halbverwitterten Sandsteinfelsen lag. Es gab nur einen engen Zugang, durch den sie ihre Pferde gerade hindurchzwängen konnten. Dahinter verbarg sich eine Wiese, auf der im Kreis alte, knorrige Eichen standen. Selbst Ceritravar schien beeindruckt von diesem Ort. Er stieg vom Pferd, sattelte ab und wies Liessa an, es ihm gleich zu tun.

Der Zauberer schritt den Platz ab und beschloss schließlich, das Nachtlager im westlichen Teil des Tales aufzuschlagen. Diese Ecke war windgeschützt und sie würden spätestens durch die aufgehende Sonne wach gekitzelt. Dann sammelte er etwas Holz und entzündete auf eine Weise, wie Liessa es noch nicht gesehen hatte, ein kleines Feuer.

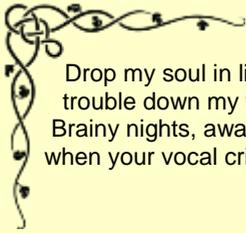
Nach dem Essen kuschelte sich Liessa an Endos, der damit beschäftigt war, sich eine kleine Pfeife zu stopfen. Schon ohne Brand mochte Liessa den Geruch.

Liessa sah Endos zu, wie er an seiner Pfeife sog. Sie sah ihn an und fühlte tiefe Wärme und Geborgenheit. Und sie fühlte sich unsagbar glücklich. Vergessen war der Kampf, vergessen waren Berserker und Geister, vergessen war auch ihre eigene Vergangenheit und selbst der Zauberer, der nur wenige Schritte von ihnen entfernt saß. Nur sie und Endos saßen gemeinsam am

Lagerfeuer. In einer zärtlichen Sommernacht, umrahmt von den liebevoll tanzenden Schatten der Bäume und einem unglaublich romantischen, glänzenden Sternenhimmel.

Als Liessa erwachte, war das Feuer längst erloschen. Ein Meer von Sternen säumte den Himmel. Die Luft war warm und duftete nach Frühling. Liessa atmete tief ein und kuschelte sich wieder an Endos, der, seinen Arm um sie gelegt, fest schlief. Zaghafte strich sie ihm durch die Haare, küsste ihn sanft auf die Wange. Liessa erschauerte. Ein Gefühl zitternden Prickelns erfüllte ihren Körper. Sie drängte sich näher an den schlafenden Elb und spürte eine euphorische Übelkeit im Bauch. Kaum traute sie sich zu atmen, weil ihr Atem so laut war, so intensiv, dass sie damit die ganze Welt aufgeweckt hätte. Es war ihr peinlich; dennoch konnte sie nicht aufhören, ihn zu küssen. Sie konnte einfach keinen Abstand gewinnen. Sein ruhender Körper zog sie magisch an. Und sie wehrte sich nicht, rückte so dicht an ihn heran, wie es irgendwie ging.

Auch Endos war wach. Er vermochte nicht zu beurteilen, ob er auch nur einen Augenblick in dieser Nacht geschlafen hatte. Nachdem Liessa eingeschlafen war, hatte er aufstehen wollen. Er konnte ihre Nähe nicht ertragen, ihr gleichsam widerstehen. Aber sie war so süß an seiner Schulter eingeschlafen, dass er sie keinesfalls hatte wecken wollen. So hatte er sich neben sie gelegt, ihr die Wärme zu geben, die sie nach den Strapazen des Tages dringend benötigte. Endos hatte sich Schlafen gestellt, als sie begann ihn zu streicheln und zu küssen. Ingeheim hatte der Elb mit sich gekämpft und endlich nur noch diese wundervolle Nacht, dieses sanfteste aller Geschöpfe und sich selbst weit entfernt von Zeit und Raum gefunden. Langsam öffnete er die Augen, sah Liessa an, strich nun ihr durch die Haare. Bei der gewussten Berührung ihrer Lippen fuhren sie auf wie Blitze durch das Universum. Keines Gedankens, keines Wortes bedurfte es mehr, waren sie mehr fähig. Hätte der goldene Morgen den Nachthimmel nicht aufgetaut, sie wären auf ewig in einander verschlungen geblieben.



Drop my soul in lightning  
trouble down my fantasy.  
Brainy nights, awake afear,  
when your vocal cries to me.

Sit in a sky,  
dreaming my magic eye.  
Rainbows are dreaming of a kind.  
Smiling my heart,  
fever of lovy part.  
Feeling the ocean in my mind.

Set my words into fire,  
move my fonts, cracked by a shade.  
Call me fool of illusions,  
mirrors smashed, when colours fade.  
Know not the time  
lasting scientific crime  
all is a vision in my venes.  
Laughing like trees,  
loving my enemies  
thunder is rolling in my head

Carry my sun,  
boosting my fun,  
struggle control overcomeing my  
thought.  
Tears in my face,  
riding the haze

Still got my life in your hand.  
Where will you move  
Thats in your groove.  
Living and loving since to you  
Never can't stay,  
when you're away.  
No way of kind will replacing the line.

Its you

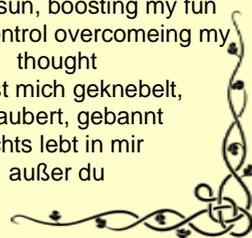
drop my soul in lightnin'  
trouble down my fantasy  
nachts wühle ich mich durch mein  
Kissen  
und höre deine stimme  
- immer und unsagbar soft

ich sitze in meinem heaven  
sehe dich durch das magische Auge  
Regenbogen träumen Zärtlichkeit  
ich fühle die Brandung  
des Ozeans in mir zerschellen

set my words into fire  
move my fonds, cracked by a shade  
nennt mich fool meiner Illusionen  
- meinetwegen  
die Spiegel zerspringen  
Farben zerplatzen zu Seifenblasen  
in meinem Bauch

da sind nicht mehr zeit und Raum  
mein Kopf hat sich verabschiedet  
und erzeugt nur noch Visionen von dir  
die er durch meine Adern pumpt  
völlig abgedreht  
höre ich die Bäume lachen  
lieben sogar meine schlimmsten  
Feinde  
thunder is rolling in my head

carry my sun, boosting my fun  
struggle control overcomeing my  
thought  
du hast mich geknebelt,  
verzaubert, gebannt  
nichts lebt in mir  
außer du





Der Zauberer hatte das Feuer neu entfacht. Der angenehme Duft aufgebrühten Tees kitzelte Liessa in der Nase. Sie schlug die Augen auf. Ihre Gedanken kreisten um diese Nacht. War es nur ein Traum gewesen? Ihr Blick fiel auf Endos, der an sie geschmiegt im Gras lag. Mit einem sanften Lächeln auf den Wangen löste sie sich aus seiner Umarmung, stand vorsichtig auf, ordnete ihre Sachen und ging zum Feuer hinüber.

»Kannst du mir bitte die Tasche mit dem Proviant herüberreichen?«, begrüßte sie Ceritravar, um dann hinzuzufügen: »Ich habe dir noch nicht einmal einen guten, starken Tag gewünscht. Hast du gut geschlafen?«

Er sagte dies so beiläufig, dass es Liessa erspart blieb, darauf genauer einzugehen. Sie reichte ihm die Lebensmittel. Dann ging sie ans Feuer, sich die Finger zu wärmen. Vollkommen entrückt stand sie vor den Flammen. Ihr war nicht einmal bewusst, dass sie überhaupt nicht fror.

»Guten Morgen, Liessa.«

Sie schrak aus ihrer Träumerei auf, als sie die Stimme des Elben hörte. Ihre Wangen waren in surreales Rot gefärbt. Kaum wagte sie aufzublicken, sah dann aber doch zu Endos hinüber. Er zwinkerte ihr freundlich zu. Das war alles.

»Das ist alles?«

Liessa war enttäuscht. Hatte sie doch nur geträumt? Oder war es für ihn etwa nur ein nettes Spiel gewesen? Am Ende war sie nicht hübsch genug für ihn? Der Zauberer reichte ihr einen Becher Tee.

»Trink!«, forderte er sie auf. Sie setzten sich ans Feuer, tranken Tee und nahmen jeder ein Stück von einem Fladenbrotartigen Gebäck des Zauberers.

Endos war sauer. Sauer auf sich selbst. Wie hatte er sich nur so gehen lassen können. Er fühlte wieder den 'Kalten Tod' in sich und wusste, dass er den Gang der Geschichte nicht mehr lange würde lenken können. Zwei, vielleicht drei Tage, dann würde es vorbei sein. Selbst Ceritravar hatte zwar die Schmerzen lindern, das Sterben jedoch nicht aufhalten können.

Wie konnte er Liessa nur derart ins Unglück stürzen. Endos fühlte sich schlecht – mies, wie ein schmutziger, kleiner Verführer. Es hätte nicht dazu kommen dürfen, zermartete er sich das Hirn. Und er dachte daran, Liessa durch die geballte Wut banaler Worte zu bewegen, ihn zu hassen.

»Ihr solltet die Pferde satteln!«, beendete der Zauberer die erdrückenden Gedanken-Monologe der beiden.

Schweigend standen sie auf und rückten das Sattelzeug zurecht. Mit den Pferden hatten sie keine Probleme. Bereitwillig kamen sie angetrabt und ließen sich geduldig Trensen an- und Sättel auflegen.

Ceritravar hatte in der Zwischenzeit das Feuer gelöscht, alles zusammengepackt und den Ort hergerichtet, als habe ihn nie ein zweibeiniges Wesen betreten.

Mit den nachdenklichen Worten: »Ich habe so ein Gefühl, dass es heute ernst werden könnte!«, saß er auf und übernahm die Führung der kleinen Gemeinschaft. Hinter ihm ritt Liessa und am Schluss des kleinen Zuges der Elb.

Bald hatten sie den Rand des Waldes erreicht. Vor ihnen lag eine weite offene Steppe. Eine endlos scheinende Landschaft aus niederem Gras, aufgelockert nur durch wenige kleinere Gruppen von Hecken und Büschen. Das Land schien von Kampf und Zerstörung unberührt zu sein. Allerdings hätte es hier wohl auch nicht sehr viel zu zerstören gegeben.

Nachdem sie sich vergewissert hatten, dass in der Umgebung keine feindlichen Truppen herumlungerten, ritten sie geradewegs auf die Ebene. Den gesamten Vormittag waren sie unterwegs, ohne dass die Landschaft Anstalten machte ihr Gesicht auch nur um den Ansatz eines Grashalmes zu ändern. Der Wald war längst im zarten Schleier des Horizonts versunken. Der Gang der Sonne diente ihnen als Führer, die einzige Orientierung, wenigstens für eine aus der Gemeinschaft der drei.

Irgendwann machten sie eine kurze Rast, aßen eine Kleinigkeit, tranken etwas und nutzten vor allem die Gelegenheit sich einmal richtig zu strecken. Doch sehr bald brachen sie wieder auf. Sie beeilten sich, die Ebene hinter sich zu bringen. Es wäre nicht gut gewesen in dieser freien, allzu offenen Gegend am Ende vielleicht noch übernachten zu müssen.

Am späten Nachmittag erspähte Endos vor ihnen die Silhouette eines Dorfes. Sie beratschlagten, ob es sinnvoll sei den Ort zu umgehen. Andererseits konnten sie möglicherweise Informationen über die Kriegsschar Margons erhalten. Waren die wilden Horden hier durchgekommen? Hatte überhaupt jemand einen Berserker oder gar eine ganze Gruppe von diesen Bestien gesehen? Oder hatten sie am Ende das gesamte Dorf längst ausgelöscht und es gab nur noch ein paar jammernde Kinder, die einsam und verwirrt durch die Gegend irrten?

In einem kleinen Hain, nicht weit von den ersten Höfen entfernt, machten sie Halt. Ceritravar plante in der Verkleidung eines alten Bettlers den Ort auszukundschaften. Zum einen konnte er dadurch verhindern, dass sie in einen Hinterhalt gerieten, zum andern war Liessa für die Anwohner von derart fremdländischem Aussehen, dass deren Reaktionen auf ihr Erscheinen von Erstaunen und Bewunderung bis hin zu bitterer Feindseligkeit reichen konnten. Selbst mit Elben hatten sie Äonen von Zeit keinen Kontakt mehr gehabt. Waren die Elben auch früher einmal in diesen Landen ein- und ausgegangen, heute war ihre Anwesenheit bereits Grund genug für die Furcht vor den Vasallen Margons; denn schließlich wusste jeder um die Jagd, die sie gerade auf Elben und Zwerge machten. Und was den Zauberer anging: er war für die Bevölkerung schon seit langem nur noch eine Legende. Sie kannten ein paar Geschichten von einem alten eigenwilligen Mann, der sich müde in die Einsamkeit der Wüste zurückgezogen hatte. Und die wenigen, die überhaupt noch um das Schicksal von Zauberern wussten, empfanden sie als Verräter, die das einfache Volk in seinem Elend allein gelassen hatten.

Bevor Ceritravar in das Dorf aufbrach, vollführte er einige Rituale, bei denen ihm Liessa zusah. Er benetzte Gesicht und Hände mit einer seltsam schimmernden Flüssigkeit, kramte aus seiner Satteltasche einen alten, Flickengesäumten Überwurf, ließ sich von Endos einen Wanderstab schnitzen, den er mit Schlamm und Beeren solange bearbeitete, bis er den Anschein jahrelanger Abnutzung machte.

Für Liessa war Ceritravar allerdings immer noch der stattliche, große Zauberer mit diesen unglaublich tief leuchtenden Augen.

»Für Dich«, warf Endos ein, »und für mich. Wir sehen ihn, wie wir ihn kennen. Aber glaube mir, die Dorfbewohner werden einen gebrechlichen, alten Bettler vor sich haben. Und im gleichen Moment würden ihn die feigen Berserker als teuflisches Monster wahrnehmen, wenn dies seinen Wünschen entsprach. Durch diese Flüssigkeit kann er fast jedes beliebige Bild seiner Gedanken für seine Gegenüber in Gestalt bringen – und zwar gleichzeitig.«

Liessa überlegte. Etwas Ähnliches hatte sie in Zusammenhang mit Computern schon einmal gehört. Eine Art Projektion von Gedanken auf andere. Unwahrscheinlich zwar, aber warum nicht?

Die Sonne tauchte das Land in feuriges Rot als Ceritravar aufbrach. Liessa und Endos befanden sich nun allein in dem kleinen Wäldchen. Sie lagen nicht etwa im Gras, wie Liessa es sich ersehnte. Vielmehr waren sie wieder aufgesessen. Für den Fall, dass das Dorf bereits von Margons Soldaten besetzt worden war und sie fliehen mussten, hatte Endos gewisse Vorkehrungen getroffen. Er hatte das Pferd des Zauberers an den Zügel genommen und beobachtete vom Schutz der Bäume aus das Dorf. Alles schien ruhig. Zu ruhig vielleicht. Eine bedrückende Stille schwang in der Luft. Nicht einmal das Getobe spielender Kinder war zu vernehmen. Nicht das Wiehern von Pferden. Nicht das Grunzen der Schweine. Nur Stille. Erdrückende beängstigende Stille.

Liessa war die Angelegenheit ziemlich unheimlich. Sie hatte bisher noch nicht ernsthaften an einen Kampf gedacht. Berserker hin oder her. Es waren für

sie immer noch kleine, fette Monster, die man mit dem Joystick in die Knie zwang. Der Kampf mit dem Berglöwen war eine schwache Andeutung von dem gewesen, was auf sie zukommen könnte, das ahnte sie wohl. Dennoch war alles so fremd und unwirklich.

Instinktiv griff sie zum Schwert, zog es aus der Scheide und richtete es zum Dorf hin aus. Gebannt hielt sie die Spitze der Klinge im Blick und war heilfroh, dass diese keine Anstalten unternahm in Esseheiβes Glühen zu verfallen.

Es war bereits dunkel als Ceritravar endlich zurückkehrte.

»Ihr seid ja feine Krieger«, lachte er, als er plötzlich und unvermittelt hinter ihnen stand. »Seid nicht einmal in der Lage, einen alten, schwachen Mann auf offener Strasse zu erkennen.«

Weitere Kommentare ersparte er den beiden, weil er Liessa nicht mehr Angst einflößen wollte, als zu ihrem eigenen Schutz nötig war. Außerdem waren sein Aussehen und seine Farbe eins mit der Strasse gewesen. Selbst bei Tage hätte man ihn schwerlich ausgemacht, wäre er vermutlich sogar den Adlergleichen Augen eines Elben entgangen.

Nach einer kurzen Pause berichtete er von den Ereignissen im Dorf. Vor weniger als einer Woche waren tatsächlich Soldaten aufgetaucht Sie hatten die Menschen ausgefragt, Häuser durchsucht, Proviant und Pferde eingezogen. Im Gegensatz zu früheren Überfällen, waren keine Berserker unter ihnen gewesen. Es handelte sich um eine den Einwohnern fremde Rasse von Wesen, groß, kräftig und wendig. Nur wenige von ihnen beherrschten die Sprache des Landes. Niemand aus dem Dorf kannte sie oder konnte sagen, woher sie wohl stammten. Auch waren nur die Anführer und ein paar Berittene direkt in den Ort gekommen. Der größte Teil der Truppe hatte außerhalb Quartier bezogen. Es hatte keine brutalen Plünderungen, Vergewaltigungen oder ähnliches gegeben. Allerdings hatten sie damit gedroht, falls sie über das Auftauchen von Fremden nicht unverzüglich informiert würden.

Ceritravar sah Liessa ernst an: »Sie wissen, dass wir unterwegs sind. Und da ist noch etwas Eigenartiges. Ich habe keine Erklärung dafür, doch sie scheinen dich zu kennen!«

Liessa schrak zusammen. »Sie kennen mich? Woher? Wieso? Wie können die wissen, dass ich hier bin?«

Der Zauberer unterbrach Liessa. Er versuchte sie zu beruhigen. Margons Augen waren überall. Ceritravar fragte sich, wie er selbst hatte so töricht sein können zu glauben, ihr Vorhaben sei dem finsternen Herrscher verborgen geblieben.

»Was werden wir jetzt unternehmen?« fragte Endos nachdenklich.

»Wir reiten ins Dorf«, erwiderte der Zauberer bestimmt. »Ich habe einen alten Bauern gefunden, der uns Unterschlupf gewährt. Er wird uns sicher nicht verraten. Nachdem ich lange mit ihm geredet habe, gab ich mich zu erkennen. Und er war glücklich, mich unter den Lebenden zu wissen. Ich hätte viel früher eingreifen sollen, ich Narr!« Mit diesen Wort schwang er sich aufs Pferd.

Das Dorf schien wie ausgestorben. Türen und Fenster waren so dicht verrammelt, dass kein einziger Lichtschein nach außen drang. Kein Mensch,

nicht einmal die wenigen im Dorf verbliebenen Tiere waren zu sehen oder zu hören. Eine gespenstische Atmosphäre überschattete die Nacht. Bald hatten sie den Ort durchquert. Vor ihnen lag ein Hof mit einem kleinen Haus, vier oder fünf Nebengebäuden, Ställen und einem kleinen Teich. Der Bauer mit dem Ceritravar gesprochen hatte erwartete sie bereits. Er ließ die Pferde durch einen Knecht in den Stall bringen und bat den Zauberer, Liessa und Endos ins Haus.

Für Liessa hatte er ein Bad herrichten lassen, das letzte für lange Zeit, aber davon ahnte sie zu diesem Zeitpunkt gewiss nichts. Sie war froh, den Straßenstaub aus den knirschenden Zähnen waschen zu können und empfand das heiße Brennen des Wassers an ihren wund gerittenen Schenkeln als das schönste Gefühl auf der Welt.

Danach wurde gegessen. Der Gastgeber hatte auf Ceritravars Geheiß hin noch einige weitere Gäste aus dem Ort eingeladen. Unter ihnen der Bürgermeister, der Waffenschmied und einige mehr, die bereit waren, für die Geschicke ihres Dorfes zu kämpfen.

Bis spät in die Nacht wurde geredet, überlegt, wurden Pläne geschmiedet. Liessa verstand von alledem nicht viel. Sie zog es vor, ins Bett zu gehen und sich noch einmal richtig auszuschlafen. Denn immerhin hatte sie doch soviel begriffen, dass sie die nächsten Nächte wohl kaum in einem weichen, warmen Bett verbringen würde.

Nachdem Liessa verschwunden war, hatte es noch eine sehr ernste Unterhaltung zwischen Endos und Ceritravar gegeben. Der Zauberer hatte vorgeschlagen, Endos solle in dem Dorf bleiben. Sein Zustand war zu schlecht, als dass er noch lange hätte durchhalten können. Es hatten sich auch schnell Leute gefunden, die ihn bereitwillig bei sich versteckt hätten. Sie achteten ihn sehr; nicht zuletzt, da er für ihre Freiheit mehr Mut und Stärke einsetzte als sie selbst es bereit waren zu tun. Endos hatte all ihre Angebote dankend abgelehnt. Er wusste, Bragaan würde für ihn zum Grab werden. Dennoch bestand er darauf, bis zum letzten Moment zu kämpfen und vor allem Liessa solange er konnte beizustehen. Schließlich war es seine Schuld, dass sie überhaupt hierher gekommen war. Außerdem (das verriet er natürlich niemandem) wollte er in ihrer Nähe sein, weil er sie mehr liebte als sein eigenes Leben. Aber er hatte sich geschworen, es sie nicht noch einmal spüren zu lassen.

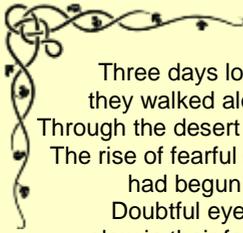
Am nächsten Morgen wurde Liessa sehr früh geweckt. Es war noch dunkel und sie war im ersten Moment einigermaßen orientierungslos. Den Sprung von ihrer eigenen Welt in diese konnte sie immer noch nicht begreifen. Vermutlich war sie auch nicht zu begreifen. Liessa überlegte, ob sie vielleicht alles nur träumte. Ein Unfall möglicherweise und sie lag im Krankenhaus? Wenn dem so wäre, dann war es ein unglaublich intensiver Traum mit ebenso tiefen Empfindungen. So etwas hatte sie noch nie erlebt. ‚Du darfst deine Welt nicht vergessen‘, hatte der Zauberer gesagt, ‚sonst kannst du nicht mehr zurück!‘

In diesem Moment erinnerte sie sich sehr gut an ihr wirkliches Leben. Doch was, wenn die Ereignisse sich überschlugen und sie einfach keine Zeit

mehr hatte für eigentliches, altes – was auch immer – zu Hause. Wie dem auch sei, es war Zeit aufzustehen und einem vermutlich sehr aufregenden Tag entgegenzusehen.

Nach einem kurzen Frühstück geleitete der Hausherr die Gefährten zum Tor. Die Pferde standen bereit. Alle wünschten ihnen viel Erfolg bei ihrer Mission. So verließen sie das Dorf noch vor Sonnenaufgang.

## Bragaan



Three days long  
they walked alone  
Through the desert of stone  
The rise of fearful danger  
had begun  
Doubtful eyes  
glow in their faces  
Got no friends and got no space  
Yet forgotten-  
out of world  
and sun

The wizard knew of margons men  
They were waiting there – and then  
There would be an unrest in the air  
When arrived – they saw them wait  
Men in arms had blocked the gate  
Margons glance  
was full of mortal glare

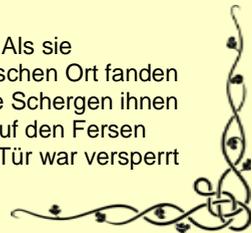
I am the killers killer  
Stagg ´ring hate  
and raving in your soul  
Burn your burning hot with fire  
Kill your vision  
to madness  
And chain your freedom to my soul  
Then they tried to cut his wall  
Flee successful through the gate  
Endos used his sword  
to save their lives  
Often killed a lot of trolls  
Wizard spelled and thunder rolled

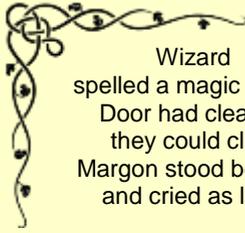
Set the cavern shaking into light  
When they found the magic place  
Certainly they stopped their race  
Fools were on their heels  
The door was locked

Drei Tage und drei Nächte  
Irrten sie durch die Steinwüste  
Auf ihrer gefährlichen Reise  
Auf sich allein gestellt  
Ohne Freunde, ohne Hilfe  
Gerieten in Vergessenheit  
Fernab der Welt,  
fernab des Sonnenkreises  
Der Zauberer sah  
in das Auge des Feindes  
Der sie bereits erwartete  
Die Luft war wirr vom Staub

In Bragaan trafen sie auf die Heere  
Der Feind bewachte das Tor  
Margons Augen spieen Hass  
Ich bin des Herrscher, ich allein  
Verbreite Hass, zerstöre deine Seele  
Verbrenne dich  
in der Hitze des Feuers  
Zerstöre deine Hoffnungen  
Treibe dich in den Wahnsinn  
Versklave deine Seele  
Sie versuchten  
die Mauern zu sprengen  
Flohen erfolgreich durch das Tor  
Endos Schwert schützte sie  
Trolle ertranken im Blut  
Der Zauberer beschwor den Donner  
Verwandelte die Höhle  
in ein Lichtermeer

Als sie  
den magischen Ort fanden  
Waren die Schergen ihnen  
dicht auf den Fersen  
Doch die Tür war versperrt



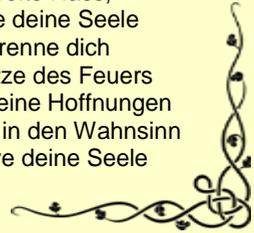


Wizard  
spelled a magic rhyme  
Door had cleaved  
they could climb  
Margon stood beyond  
and cried as loud

I am the killers killer  
Stagg ´ring hate  
and raving in your soul  
Burn your burning hot with fire  
Kill your vision  
to madness  
And chain your freedom to my soul

Der Zauberer gebrauchte Magie  
Öffnete die Tür - Sie traten ein  
Margon hatte sie noch nicht erreicht

Ich bin des Herrscher,  
ich allein  
Verbreite Hass,  
zerstöre deine Seele  
Verbrenne dich  
in der Hitze des Feuers  
Zerstöre deine Hoffnungen  
Treibe dich in den Wahnsinn  
Versklave deine Seele





Noch im Laufe des Vormittags erreichten sie das Gebirge in dem sich die Höhle befand. Bis Bragaan war es nun nicht mehr weit. Um so mehr waren sie erstaunt, noch keinen von Margons Söldnern ausgemacht zu haben. Die Höhlen waren schon vor langer Zeit von Margon erobert worden und seither streng bewacht, da dort immer noch Zwergenschätze vermutet wurden, die jedoch bislang niemand gefunden hatte.

Irgendetwas stimmte hier nicht. Ceritravar zerbrach sich den Kopf darüber. Man wusste von ihnen; und man wusste mit Sicherheit auch, wohin sie unterwegs waren. Warum also gab es keine bewachten Strassen? Wieso hatten sie kein Lager gesehen, waren von niemandem verfolgt worden? Das ergab alles keinen Sinn; es sei denn Margon hoffte, durch sie in die geheimen Zauberkammern Nanwicks zu gelangen!

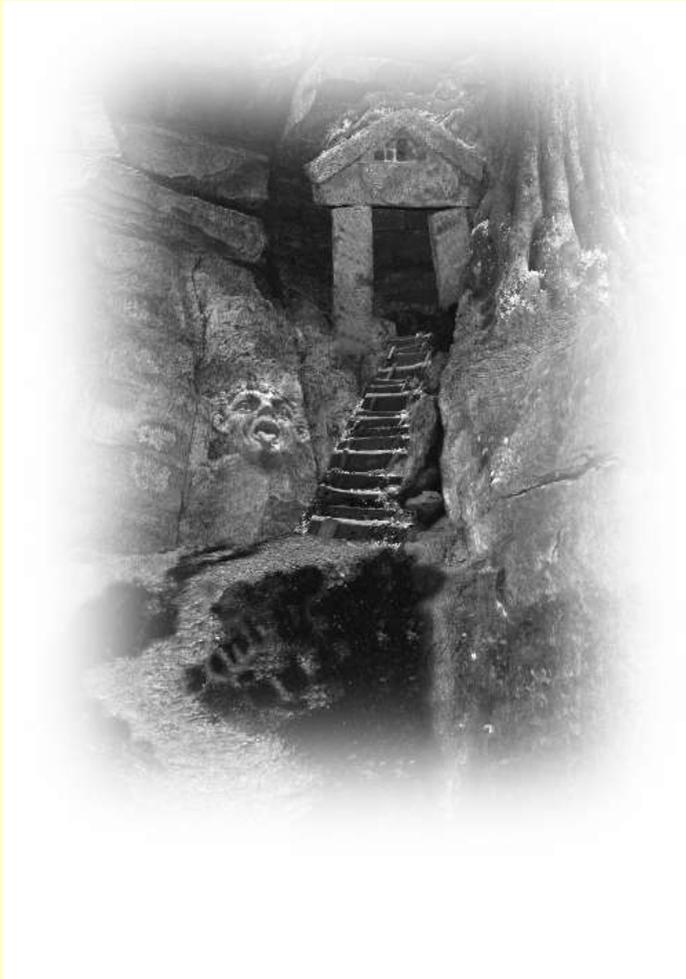
Und so war es tatsächlich. Margon hatte eine schlagkräftige Armee aufgeboden, die Gemeinschaft der drei in Bragaan zu überrumpeln. Allerdings lautete sein Befehl, abzuwarten bis sie die heiligen Kammern der Zwerge geöffnet hatten. Margon höchstselbst war längst zu der Höhlenstadt unterwegs.

Ceritravar zweifelte, ob es richtig sei, Liessa in die Höhle des Löwen zu führen. Margon kannte keine Skrupel. Er würde sie ebenso foltern und umbringen lassen, wie die vielen schuldlosen Zwerge, Elben und Menschen, die in seinen Kerkern ein grausames Ende gefunden hatten.

»Ich hätte Euch beide zurücklassen sollen!«, murmelte er in Selbstvorwürfe verstrickt. Doch für Selbstvorwürfe war es längst zu spät. Vor ihnen lag das Portal der Höhlen von Bragaan. Still und friedlich, als habe hier niemals ein Kampf stattgefunden. Keinerlei Spuren waren in dem weichen Boden zu finden. Keine Wachen zu entdecken. Nichts.

»Seht Euch nicht um!«, flüsterte der Zauberer. »Sie sind da. Sie beobachten uns. Aber sie glauben, dass wir sie nicht bemerkt haben. Diese einfältigen Vasallen eines mittelmäßigen Zauberlehrlings. Natürlich kannte

Ceritravar die gewaltigen Fähigkeiten Margons wie seine eigenen, aber gerade deshalb konnte er dessen Verhalten nicht verstehen. Wir werden ihrer früh genug gewahr werden. Sobald wir die Zauberkammer Nanwicks geöffnet haben, werden sie über uns herfallen, falls wir ihnen die Möglichkeit dazu bieten. In den endlosen Gängen wird es nur so von ihnen wimmeln. «



Ceritravar hatte einen Plan. Er kannte die geheimen Wege im Inneren des Berges nur zu gut. In der Ahnung eines Angriffs, hatte Nanwick seinerzeit Wehrgänge, Fallen und Irrwege anlegen lassen. Wer sich in diesem Labyrinth verlief, dem konnte die Höhlenstadt zum lebendigen Grab werden. In den letzten Monaten vor der Okkupation hatte Bragaan einem Ameisenhaufen geglichen. Die Stadt war zu einer Festung ausgebaut worden. In den Tiefen des Berges hatte man eine Trutzburg errichtet. Drei Ringe von Mauern waren um den Kern der Burg gezogen worden. Jede von ihnen über 100 Fuß hoch. Bewährt mit stählernen Zinnen. Zwischen den Mauern waren teergefüllte Gräben angelegt worden. Im Inneren der Burg hatten die Zwerge ein stattliches Waffenarsenal angelegt. Verteilt über dreizehn Hallen lagerten sie dort neben den Waffen auch Teer und Steine. Die Trutzburg von Bragaan galt mithin als eine der sichersten Anlagen des Erdkreises. Da die Zwerge wussten bereits während des Baues, dass sie Bragaan verlassen mussten, so hatten sie eine bedeutende Anzahl tückischer Fallen eingebaut, die den Feind vom Herzen ihre Reches fernhalten würden.

Keiner von Margons Soldaten war jemals bis zur Burg vorgedrungen. Wenn es ihnen also gelingen würde, die Truppen in das Labyrinth zu locken, bevor sie die Zauberkammer aufsuchten, könnten sie fliehen, ohne dass ihnen ein Haar gekrümmt würde.

Sie stiegen von den Pferden, nahmen ihnen Sattel- und Zaumzeug ab und trieben sie davon.

»Die brauchen wir jetzt nicht«, hatte Ceritravar gesagt, »und wenn doch, dann werden sie es wissen und zu uns kommen.«

Liessa verstand zwar nicht, wie er da so sicher sein konnte, aber sie zweifelte keinen Augenblick an seinen Worten.

Nachdem der Zauberer die nötigen Utensilien aus den Satteltaschen geräumt und verteilt hatte, öffnete er mit einem Spruch das geheimnisvolle Tor. Die Jagd konnte beginnen.



**Elbenwälder  
Feenhaine  
Tore schließen  
kalte Welt**

**niemand weiß  
was ist  
was wahr**

**Elbenklingen  
glühen heiß**

**allen ist  
gemeinsam eines  
nährt sie - liebt sie  
immerdar**

**im Vertrauen  
liegt der Friede  
im Vertrauen  
liegt die Macht  
im Vertrauen  
werden Kriege  
im Vertrauen  
ausgelacht**

**Elben grün  
von edlem Wirken  
Feenwelt  
webt Feensang  
strahlt die Hoffnung  
Morgenröte  
reicht den Welten  
Morgenklang**



Lange hatten Novagorn, Meridor und Sirandha zusammen gesessen und darüber nachgedacht, wie oder unter welchen Voraussetzungen eine Versöhnung mit Mirhanëa wohl zustande kommen konnte. Die alte Fehde war längst vergessen. Darüber machte sich niemand mehr Gedanken. Vielmehr ging es jetzt erst einmal darum, einen Weg nach Irandhar zu finden, eines der Tore wieder zu öffnen oder jemanden zu finden, der den Kontakt zur Feenwelt noch nicht verloren hatte. Nach Dannbarar hatte Mirhanëa ihre Welt beinahe vollständig verschlossen.

»Kann uns Aljana nicht doch helfen?«, hatte Sirandha zu Bedenken gegeben. Die Wicca hatte BiFröst geöffnet und das dreizehnte Tor. Sie wanderte zwischen den Welten, als sei es das Normalste im Universum. Genau genommen war es das für sie wohl auch.

Meridor und der König hielten es für kaum möglich Aljana zu finden. Sie hatte sich wegen dringender Angelegenheiten verabschiedet. Man musste eine andere Lösung, einen anderen Weg suchen. Über das dreizehnte Tor würden sie nach Asengard gelangen. Heimdallr hatte Meridor bereits einmal in seiner Welt willkommen geheißen. Es würde nicht schaden, ihn zu besuchen.

»Freya?«, glänzten Novagorns Augen. »Ihr müsst Freya suchen. Sie und ich – wir waren einmal fast vereint. Die Nornen hatten leider einen anderen Plan für sie. Sie ließen die Asenfrau tief ins Unglück stürzen, in dem sie die Wege Freyas und Odrs kreuzten. Die unbeschreiblich Schöne wusste nichts vom Schicksal ihres Angebeteten. An Beltane schworen sie sich die Ehe. Doch im Herbst verschwand Odr. Den bitterkalten Winter lang suchte Freya nach ihm und vergoss unzählige goldene Tränen wegen des Verlustes. Erst im Frühjahr kehrte er dann zurück; denn Odr war der Gott des Sommers, aber das durfte er der Göttin nicht verraten, sonst wäre ihre Liebe für immer erloschen. So

erlebten sie diese Pein Jahr um Jahr. Sie hätte sicher besser daran getan, sich einen beständigen Elben zum Manne zu nehmen. «

»Vater! «, empörte sich Sirandha. »Hör endlich auf mit dieser alten Geschichte. Du glaubst doch nicht wirklich, dass sie dich auch nur eines Blickes gewürdigt hätte. Sie war eine Göttin! «

»Hört bitte auf euch zu streiten! «, mischte sich Meridor sanft ein, »das führt zu nichts. Uns sollten die Belange der Asen weniger interessieren. Sie sind verloschen, untergegangen mit ihrer gesamten Welt. Wenn sie nun wieder auferstehen, dann hoffe ich, sie als Verbündete betrachten zu dürfen. Sie wären sicher gute und mächtige Verbündete. Doch bedenkt, Asengard beginnt, wodurch auch immer, gerade erst zu erwachen. Thor, Loki, Freyr, die Walküren und die Helden von Walhalla sind immer noch nur Geschichte. Sie müssen sich erst einmal selber finden, bevor sie sich auf die Mächte des Universums einlassen können. Heimdalr kennt gerade seine Burg und die Brücke. Freya weiß vermutlich noch nicht einmal, dass sie überhaupt eine Göttin war oder ist oder was auch immer. Sie mag eine wundervolle Frau gewesen sein und eine wundervolle Frau werden. Im Moment jedoch steht zu befürchten, dass sie sich erst einmal selbst erkennen muss. Sie sitzt sicherlich in Volkwang und bestaunt all die Dinge, die um sie herum neu entstehen. Nein, Freya wird kaum einen Weg in das Feenreich für uns öffnen. Sie nicht und kein anderer Ase. Wir müssen eine andere Möglichkeit finden. «

Novagorn sah in den Himmel. Seit Tagen kreiste dort ein Eichelhäher. Diese Vögel galten als verschlagen, mit einem starken eigenen Willen. Es hieß sie seien unzähmbar, abgesehen von der Tatsache, dass ein Elb ohnehin niemals versucht hätte irgendein Tier zu domestizieren. Solch absurde Angelegenheiten überließen sie lieber den Menschen. Aber selbst die vermochten es bisweilen den Falken oder sogar den Adler bezwingen, nicht aber den Häher. Der Elbenkönig erinnerte sich an alte Legenden, in denen ein Eichelhäher zwischen den Welten pendelte. Konnte dieser Vogel der Feenkönigin eine Nachricht überbringen? Es war einen Versuch wert.

Kurz entschlossen ließ Novagorn im Wipfel der höchsten Esche eine Sammlung erlesenster Körnerspeisen für den Vogel anrichten. Und tatsächlich, es funktionierte. Der Eichelhäher nahm die Speise an und dankte sie dem König, in dem er ihm nach dem köstlichen Mahl in der grünen Halle der Königsburg direkt vor die Füße flog.

»Korn? « stammelte Sirandha unsicher und kam sich ziemlich albern dabei vor, mit einem Vogel zu sprechen. Niemand staunte mehr als die Königstochter als der Vogel plötzlich auf ihren Schoß hüpfte und den Kopf schräg legte. Ihr war die Sache beinahe unheimlich.

»Korn? «, wiederholte sie, »du bist Korn, habe ich Recht? «

Der Vogel krächzte dreimal als wolle er ihre Vermutung bestätigen. Nun sahen Novagorn und Meridor ziemlich dumm aus der Wäsche.

»Woher kennst du seinen Namen? «, wollte Sirandhas Bruder wissen.

»Eine Eingebung? Inspiration? Eine Vision? «, grübelte sie, »ich kann seinen Namen gar nicht wissen, das weiß ich ganz sicher. Und trotzdem ist es Korn. Das seht ihr doch! «

Die Angelegenheit war äußerst mysteriös. Niemand hatte je den Namen des Vogels erwähnt. Überhaupt hatte niemand je etwas über einen Eichelhäher erzählt. Der Vogel sah Sirandha an. In seinen schwarzen Augen spiegelte sich ihr Bild. ‚Moment‘, dachte sie. Es war nicht ihr Bild. Sie sah Aljana. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Die Wicca saß irgendwo auf einem Berg und sah in die Wolken. Sie sprach Worte in einer fremden Sprache und schickte sie mit dem Wind herüber.

»Sie hat dir das Leben gerettet! «

Daran musste sie ihr Vater nicht erinnern. Das würde sie niemals vergessen.

»Stell dir vor, wenn ihr durch diese Heilung oder Hilfe mit einander verbunden seid, etwa wie Zwillinge. Eine fühlt die Freude und Schmerzen der anderen. Wäre das denkbar? «

»Dann hat sie dir den Häher geschickt! « spann Meridor die Gedanken seines Vaters fort, damit er uns hilft einen Weg nach Irandhar zu finden. Worauf warten wir, Schwesterchen, lass uns ein paar Sachen packen. Es wartet ein Abenteuer auf uns. Und Abenteuer warten in der Regel nicht ewig.

Wie zur Bestätigung der Worte des Elbenfürsten, krächte der Häher dreimal. Dann schwang er sich in die Lüfte und kreiste wiederum über der Königsburg. Es gab keine Zeit zu verlieren. Meridor ließ nach seinen Freunden Bamoas und Garoas schicken, sie über die Ereignisse zu informieren. In der Zwischenzeit suchten die Königskinder das Nötigste zusammen.

»Was ist geschehen? «

Bamoas stürzte in die Halle. Er war vollkommen außer Atem. Garoas folgte ihm.

»Wir müssen sofort abreisen! «, erklärte Meridor, »ich werde mit meiner Schwester nach Irandhar gehen. Wir haben einen Weg gefunden. Na ja, wir hoffen es wenigstens. Ich denke, jemand, der den Weg im Schlaf findet, wird uns helfen. «

»Wir sind bereit! «, nickte Bamoas.

Meridor schüttelte den Kopf.

»Es scheint mir nicht gut, wenn wir gleich mit einer großen Gesandtschaft das Reich der Feen heimsuchen. Wir müssen alleine gehen. Nur so haben wir eine Aussicht von Mirhanëa empfangen zu werden. Sie hält nicht viel von Elben, wie ihr wisst. «

»Das können wir aber nicht zulassen. Du bist unser Fürst. Dein Leben bestimmt unser Leben. Wir gehen mit dir! «

Garoas hatte sich mit einer Inbrunst in die Unterhaltung eingemischt, die ein Einlenken erforderte.

»Gut! «, beschloss Meridor, »dann werdet ihr uns bis zum Regenbogentor begleiten. Dort trennen sich unsere Wege. Während wir versuchen einen Übergang in die Feenwelt zu finden, müsst ihr nach Hause gehen und alles berichten. Stellt eine Streitmacht zusammen und führt sie her. Es ist zu erwarten, dass Margon versucht in Wälderland einzufallen, sobald er von dem Geschehen der letzten Tage erfährt. Die Heere meines Vaters würden keinem Angriff standhalten. Zu viele Elben sind bereits angesteckt und werden,

wenn nicht ein Wunder geschieht, dem kalten Tod erliegen. Diese Mission ist wichtig, versteht ihr? Eben so wichtig wie die unsere. Ich habe die Dinge nicht so genau beobachtet, wie Aljana, die Wicca. Trotzdem kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass Margon Thýria und Wälderland angreifen wird, sobald er von der Vereinigung erfährt. Noch glaubt er das Elbenreich sei auf ewig getrennt und gebannt. Bamoas, ich erwarte, dass ihr meine Armee anführt. Und ich erwarte, dass wir uns alle lebend wieder sehen. Was meint ihr? «

Für eine große Abschiedszeremonie war kaum der richtige Zeitpunkt. Novagorn hatte einen Sohn zurück gewonnen und verlor jetzt Sohn und Tochter. Er mochte solche Abschiedsszenen überhaupt nicht. Kurz umarmte er seine Kinder, wünschte ihnen alles Glück von Thýria, um dann sehr zügig die grüne Halle zu verlassen. Keiner ahnte, dass er sich in den höchsten Baum begab, um ihnen solange als möglich hinterherschauen zu können; ein sentimentales Privileg des Alters.

Am Hinduån entlang, glitten sie beinahe im Laufschrift über die Landstraße. Korn der Häher kreiste während der ganzen Zeit hoch über ihnen. Selbst in der Nacht hielten sie nicht inne. Im Sternengesäumten Firmament erkannten sie die Silhouette des Vogels. Abzweigungen pflegte Korn durch dreimaliges Krähen zu beschreiben. Im Morgengrauen erreichten sie das Tor, das sie ohne Schwierigkeiten sogleich durchschritten. Von hier aus wanderten sie schnurstracks zur Himinbiörg. Dort hofften sie von Heimdallr Unterstützung oder wenigstens einige Informationen über das Feentor zu erhalten. Der Ase freute sich sehr über ihren leider viel zu kurzen Besuch. So gerne hätte er ihnen all seine Gemächer vom Thronsaal über die Küche bis hin zum Himinturm gezeigt. Er war mächtig stolz auf die wiedergeborene Burg. Er war schon damals mächtig stolz darauf gewesen. Und es war früher wie heute eines der wunderbarsten Anwesen von ganz Asengard, Volksgrund vielleicht angenommen.

Leider konnte Heimdallr zum Thema Feenwelt nicht sonderlich viel beitragen. Er wusste, dass irgendwo in der Nähe des Urdbrunnens früher ein Tor nach Irandhar existiert hatte. Doch das war Äonen von Zeitaltern her. Mit wem hatte er doch gleich davor gestanden? Thor? Loki? Die hatten ganz sicher keinen Zugang zum Reich Mirhanëas. Es war Bragi. Mehr als die Vorstellung Loki auferstehen zu sehen, freute sich der Ase über Bragi. »Der beste Skalde unter allen Himmeln«, schwärmte er.

»Ihr müsst ihn anhören. Seine Worte verändern den Weg der Sonne, lassen Blumen selbst im Winter erblühen. Er ist der einzige Ase, der jemals Zutritt zum Feenreich erhielt. Sein Gesang und seine Dichtung waren wahrhaft in allen Weltkreisen höchstgelobt. Und ich glaube, wenn wir ihm jetzt begegnen, dann wird er noch fantastischer dichten. Er hatte schließlich lange genug Zeit, neue Verse zu reimen. «

Heimdallrs Augen glänzten. Er träumte von den großen Festen, zweifelte jedoch ein wenig, ob diese sich wiederholen ließen. Selbst wenn Asengard vollständig hergestellt werden sollte, so tobte immer noch jener Krieg, dem das Asengeschlecht damals zum Opfer gefallen war.

»Glaubt ihr, dieser finstere Magier wird Asengard angreifen?«, wechselte Heimdallr besorgt das Thema.

Meridor stellte sich den Verlust vor, wenn BiFröst ein zweites Mal zerstört würde.

»Es darf nicht dazu kommen! Kannst du eine Armee aufstellen? Wenn sich alle Völker vereinigen, dann haben wir eine Aussicht, den Kampf endgültig zu beenden.«

»Eine Armee aus Asen?«, lachte Heimdallr, »wie stellst du dir das vor? Nur einmal angenommen, ich würde alle Asen von der Richtigkeit einer Einmischung überzeugen, dann wären das etwa zehn bis zwanzig schlagkräftige Kempfen. Sicher haben diese eine gewisse Macht. Aber von einer Armee kann da wirklich nicht die Rede sein. Niemals hat es in Asengard eine Armee gegeben, abgesehen von den Einheriern und den Walküren. Doch die Einherier, die alten Helden der Vorzeit haben ihren letzten Schlaf angetreten. Niemand kann sie mehr erwecken. Und die Walküren – ich denke, die solltet ihr besser nicht um Hilfe bitten. Sie würden euch keine guten Dienste leisten. Die haben etwas andere Vorstellungen von Krieg als Elben oder Zauberer. Darauf würde ich nicht setzen.«

Korn kreiste immer noch über der Himinbiörg. Doch er zog seine Kreise nun enger und krächzte sich die Stimme aus dem Hals. Kein Zweifel, der Vogel wollte diesen Ort endlich verlassen. Er war ihm nicht geheuer. Mag sein, dass er sich vor den Raben des obersten Asen fürchtete. Sie waren weise, machten sich aber wohl mit dem einen oder anderen Greifvogel gerne einmal einen Spaß, den ihr Gegenüber dann selten überlebte.

Heimdallr hatte den Häher längst entdeckt und verstand dessen Angst recht gut. Auf dem Weg zur Regenbogenbrücke fiel ihm dann doch noch ein vielleicht wichtiger Hinweis ein:

»Das Tor, das ihr sucht«, begann er, »ist kein Tor, wie ihr es euch vorstellen würdet. Es besteht nicht aus Holz oder Stein. Es ist eher so etwas wie ein Flimmern in der Landschaft. Ihr könnt es nicht sehen. Aber ihr werdet es spüren, wenn ihr es durchquert habt. In der Feenwelt, sagt man, ist alles nur ein wenig anders. Ein wenig leuchtender, heller, freundlicher. Und da gibt es noch diesen Schlüssel.«

Heimdallr musste sich wirklich mächtig anstrengen. Wäre doch nur Bragi bei ihnen gewesen. Er hätte ihnen den Weg im Schlaf gezeigt. Er kannte den Reim, der nötig war, das Tor zu öffnen. Es war irgendetwas mit Feen und Elben. Nein, Zwerge. Es waren Feen und Zwerge.

»Feen und Zwerge?«, fragte Sirandha neugierig. Ein Reim, etwa wie dieser? Sie schloss die Augen und rezitierte Worte, die sie noch nie in ihrem Leben gehört hatte:

**Ich grüße die Feen und Zwerge,  
die Hüter der Täler und Berge,  
ich grüße die Zwerge und Feen,  
die Hüter von Flüssen und Seen.**

Heimdallr war mehr als verblüfft. Das war es. Genau diesen Reim hatte Bragi immer benutzt. Dann hatte er Heimdallr auf die Schulter geklopft und war mitten auf dem Weg einfach verschwunden. Irgendwann, manchmal Jahre später kam er zurück und hatte diesen Glanz in den Augen, den die Feen zaubern. Alle beneideten ihn darum. Mancher mehr als um die Dichtkunst.

Es war höchste Zeit. BiFröst erschien. Sie verabschiedeten sich von dem Asen und schritten über die Regenbogenbrücke hinab. Unten angekommen trennten sich die Wege. Während die Geschwister dem Häher folgen wollten, nachdem sie der Quelle am Eschenring einen Besuch abgestattet hatten, schlugen Bamoas und Garoas ohne weitere Verzögerung den Weg nach Hause ein. Sie waren nicht etwa enttäuscht von Meridors Entscheidung. Vielmehr nahmen sie seine Überlegungen sehr ernst. Er war der beste Heerführer, den sie kannten. Sein Gespür für Gefahren hatte ihn niemals getrogen, so stand auch jetzt zu vermuten, dass er Recht behalten sollte und Margon längst einen Angriff auf Thýria und Wälderland plante. Vermutlich hätte er längst zugeschlagen wenn sich die Dinge nicht in einer so unglaublichen Geschwindigkeit verändert hätten. Vieles war in Bewegung geraten: Elben trafen auf Elben, Asengard wuchs wie Phönix aus der Asche und es bestand die Hoffnung, dass selbst die Zauberer und sogar der Gehörnte sich nun in den Kampf einmischen würden. Alles in allem für Bamoas und Garoas Grund genug schleunigst eine Streitmacht zum Schutze Wälderlands zu mobilisieren.

Nachdem die Freunde sie verlassen hatten, setzten sich Meridor und Sirandha an die Quelle und dachten, jeder auf seine Weise an Aljana. Im Geiste war sie bei ihnen. Inzwischen spürte Sirandha wieder ihre Kräfte schwinden. Sie hoffte mehr für ihr Volk als für sich selbst, dass sie diese eine Aufgabe noch bewältigen würde. Sicher war sie dessen jedoch nicht.

Erst als Korn sich auf Sirandhas Schulter setzte und sie anstupste, erwachten die Geschwister aus ihren Tagträumen und machten sich auf den Weg in die Richtung, in der sie den Urdbrunnen vermuteten. Wobei, wenn man es ganz genau nimmt, nicht sie den Weg bestimmten, sondern Korn, der immer einige hundert Fuß vor ihnen hoch in der Luft kreiste. Soweit Meridor es beurteilen konnte gingen sie nach Norden. Der Weg verlief fast ausschließlich im Wald, so dass sie vor möglichen Patrouillen des Feindes gut geschützt waren. Berserkern beispielsweise war es gänzlich unmöglich einen Elben im Wald zu entdecken. Zu sehr waren Elb und Wald miteinander verwoben. Aber die Berserker bedeuteten für einen Elben ohnehin keine so große Gefahr. Diese grobschlächtigen Abkömmlinge des Riesengeschlechts musste man nur zu nehmen wissen. Im Grunde reichte es ihren Namen, eben Berserker, zu rufen, dann verflog ihre zumeist unbändige Wut und sie wurden Lammzähm. Wer sie jedoch nicht zu bremsen wusste, der hatte sein Leben verwirkt, den walzten sie gnadenlos nieder.

Mittlerweile hatten sie eine große, mit Steinen gepflasterte Straße überquert und befanden sich auf einer wenig geschützten Ebene von Feldern, die kurz vor der Ernte standen. Bald kamen sie über einen Bergkamm und nun wieder zurück in den Wald. Alles in allem ein netter, wenig spannender Spaziergang, worüber vor allem Sirandha sehr froh war.

Während Meridor den Eichelhäher beobachtete um die Richtung nicht zu verlieren, sinnierte Sirandha, ob es nicht langsam Zeit wäre, den Schlüsselspruch zu rezitieren. Sie konzentrierte sich, holte Luft und begann erst einmal recht zaghaft, einen schüchternen Rhythmus in die Worte zu legen.

**Ich grüße die Feen und Zwerge,  
die Hüter der Täler und Berge,  
ich grüße die Zwerge und Feen,  
die Hüter von Flüssen und Seen.**

Bald viel auch Meridor in den Singsang ein und sie trällerten den Vers gemeinsam. Wer sie hörte mochte denken, es seien ein paar ausgelassene Kinder unterwegs. Sie sangen lauter und lauter, wippten hin und her. Sirandha hakte sich bei Meridor ein und genoss das Gefühl endlich wieder einen Bruder zu haben. Diese guten Gedanken schienen sogar den kalten Tod zu besiegen oder wenigstens für den Moment im Griff zu halten. Immer und immer wieder sangen sie den Vers.

**Ich grüße die Feen und Zwerge,  
die Hüter der Täler und Berge,  
ich grüße die Zwerge und Feen,  
die Hüter von Flüssen und Seen.**

Mittlerweile hatten sie die Richtung gewechselt und waren gen Westen unterwegs. Sie traten in ein Tal ein, das sich unterhalb jener Hochebene befand, von der aus man zum Urdbrunnen gelangte. Sirandha hatte das Gefühl schon einmal hier gewesen zu sein. Dabei waren es nicht ihre Erinnerungen, die sie heimsuchten, sondern diejenigen Aljanas. Die zwei erlebten sich tatsächlich wie Zwillinge. Und so erfuhr auch Aljana diesen Tag als entspannt und ausgelassen. Sie meditierte immer noch zwischen den Menhiren, reiste im Geist mit Sirandha, aber auch mit jener jungen Frau, deren Anwesenheit sie seit kurzer Zeit spürte.

Am Ende des Tales befand sich eine kleine, eingefasste Quelle. Sirandha sprang gleich darauf zu. Sie konnte einfach keiner Quelle widerstehen. Ausgelassen und voller Ehrfurcht gleichermaßen nahm sie dreimal einen Schluck Wasser, bedankte sich dann bei den Quellnymphen, die diesen Ort behüteten und atmete tief durch.

»Weißt du«, überlegte sie, »es wäre doch wundervoll, wenn wir endlich einen gesunden Frieden schließen könnten.«

»Was meinst du mit einem gesunden Frieden?«

Meridor runzelte die Stirn.

»Einen gesunden Frieden eben. So wie dieses Wasser. Sieh es dir einmal genau an. Es fließt, spielt mit seiner Umgebung, mit den Steinen im Quelltopf, mit dem Licht der Sonne. Es lebt in Frieden. Stell dir einfach vor, die Gefühle aller Wesen wären rund, sanft und anmutig. So wie ein Tropfen im See, der eine erste winzige Welle entstehen lässt. Die Welle dehnt sich aus.

Sie gleitet dahin. Auf uns wirkt das wie weitere Wellen. Was wir wirklich sehen ist jedoch nur die Zeit. Während die Zeit im Ursprung steht, schreitet sie in den äußeren Bereichen immer schneller voran. So erweckt es den Eindruck, als seien viele Wellen unterwegs. «

»Du hast wundervolle Gedanken«, antwortete Meridor, der nun spürte, was er all die Äonen von Jahren vermisst hatte. Zärtlich nahm er die kleine Schwester in die Arme und bewunderte sie.

»Was würde geschehen«, überlegte er, »wenn die Farben von der Welt verschwinden? Wenn sie unmerklich verblassen? Was denkst du? «

»Die Farben der Welt – verblassen? «

Sirandha brauchte eine Weile, sich das vorzustellen. Es wäre schlimm. Ein Wald, der nicht mehr grün war. Die Erde der Mutter zerfiel in grauen Staub. Der Himmel wäre nicht mehr trennbar vom Sand der Wüste.

»Trübsinn!«, antwortete sie spontan, »Trauer und Trübsinn würden über die Welt hereinbrechen. Alles Leben wäre in Frage gestellt, würde keinen Sinn mehr ergeben. Und Trübsinn schafft Unzufriedenheit. Die einen wären traurig, andere zornig. Gier würde sich ausbreiten. Kampf. Krieg. Verderben. «

»Eben! All das würde geschehen, wenn die Farben verblassten. Und wir würden es nicht einmal merken. Stell dir vor, jemand löscht ganz langsam das Licht am Firmament. Die Sonne strahlt nur noch so hell wie der Mond. Der Glanz der Sterne würde versiegen. Ganz langsam. Bei jedem Umlauf nur ein winziges Bisschen. Wir würden es gar nicht bemerken. Niemand würde es bemerken. Niemand! «

Sirandha war entsetzt: »Du meinst doch etwas Bestimmtes, oder? So wie du redest, hast du doch einen Verdacht? «

Meridor schüttelte den Kopf.

»Noch nicht. Es ist nur so eine Idee. Was glaubst du ist der Sinn unseres Lebens? «

»Oh, jetzt wird es richtig schwierig. Der Sinn des Lebens. Wie viele Philosophen, Denker und Dichter haben nach dem Sinn des Lebens gesucht? Und mein Bruder hat eine Idee. Aber im Ernst – ich weiß es nicht. Ein Sinn der Natur ist sicher die Fortpflanzung. Der Sinn der Fortpflanzung ist es den zahllosen Seelen, die aus dem All-Einen strömen ein Heim zu schaffen. «

»Du bist gut! Und was ist der Sinn des All-Einen? Warum verströmt es eine endlose Zahl von Seelen, die erst neugierig auf die Reise gehen um dann nach Äonen von Ewigkeiten glücklich in den friedlichen Schoß zurückzukehren? Warum tut es das? Es hätte sich doch einfach mit dem begnügen können was es war: das Sein! «

»Aber vielleicht braucht das Sein eine zweite Seite. «

Was für eine Seite sollte das sein. Wenn das Sein als solches dem Sein nicht mehr genug war, dann begann sich Unzufriedenheit auszubreiten. Andererseits war Unzufrieden vielleicht der Antrieb für alle Dinge.

»Meinst du man könnte das Werden als die Schwester des Seins betrachten?«, grinste Meridor schließlich, »so wie du, meine Schwester, sicher mehr an der Änderung der Dinge mitwirkst als ich, der ich lieber das Alte bewahre. «

»Ja, mein Bruder, so wird es sein.«

So saßen sie an der Quelle und hatten lange Zeit gar nicht bemerkt, dass der Eichelhäher verschwunden war.

»Wo ist Korn?«

Meridor suchte den Himmel ab. Der Häher war wie vom Erdboden verschwunden. Im ersten Augenblick vermutete der Elbenfürst, dass Korn sich vor einem größeren Greifvogel verstecken würde. Aber es war kein anderer Vogel am Himmel. Dann fiel ihm der Wald oberhalb der Quelle auf. Er war etwas heller, etwas leuchtender, etwas prächtiger. Es war nur ein Gefühl.

»Sieh«, flüsterte Meridor, »siehst du es auch?«

Sirandha sah es und ihr Herz hüpfte wie das eines Kindes. Nur ein paar Bäume vor ihnen leuchtete das Tor und es schien bereit sie einzulassen nach Irandhar, in das Land der Feen.

**Ich grüße die Feen und Zwerge,  
die Hüter der Täler und Berge,  
ich grüße die Zwerge und Feen,  
die Hüter von Flüssen und Seen.**

Sie hatten es gefunden und es hatte sich geöffnet. Nach ewiger Zeit war es wieder bereit für eine Freundschaft zwischen Elben und Feen. Sirandha standen die Tränen in den Augen.

»Komm«, rief sie und lief los, »komm, wir müssen uns beeilen. Oder glaubst du eine Feenkönigin hat ewig Zeit?« Und sie lachte dabei – froh und ausgelassen wie lange nicht mehr.

Meridor folgte ihr.

Die Umgebung war tatsächlich genau wie Heimdalr sie beschrieben hatte. Ein Flimmern.

»Das Tor, das ihr sucht ist kein Tor, wie ihr es euch vorstellen würdet. Es besteht nicht aus Holz oder Stein. Es ist eher so etwas wie ein Flimmern in der Landschaft. Ihr könnt es nicht sehen. Aber ihr werdet es spüren, wenn ihr es durchquert habt. In der Feenwelt, sagt man, ist alles ein wenig anders. Ein wenig leuchtender, heller, freundlicher.«

Besser hätte es wohl niemand erklären können. Es war das Tor in eine andere, bezaubernde, verzauberte Welt.

Sirandha und Meridor nahmen einander an der Hand und schritten voller Ehrfurcht durch das Tor hindurch nach Irandhar. Was sie sahen war zunächst nicht wirklich unterschiedlich zu dem Wald, in dem sie sich gerade noch befunden hatten. Die Bäume waren die gleichen. Eschen, Buchen, hier und da eine Eiche, ein Kirschbaum oder eine Birke, eine Lärche, gelegentlich eine Kiefer, deren Duft alle Sinne für sich beanspruchte. An einigen Stellen wuchsen Inseln aus dichten Büschen und niedrig gewachsenen Bäumen. Der Boden war braun bedeckt mit Blättern der Vorjahre und federnd leicht vom darunter verborgenen Humus. Auch eine geringe Zahl unterschiedlicher Pilze fristete in diesem Wald ein geruhsames Dasein. Man mochte denken, dass sich

bei diesem so gewöhnlichen Anblick Enttäuschung breit macht. Dem war nicht so. Zum einen blühte eben alles etwas prächtiger, kräftiger, bunter. Die Düfte des Waldes betörten die Sinne der Wanderer. Zum andern war es die Luft oder die Atmosphäre selbst, die Freundschaft, Willkommen und Glück ausstrahlte. Etwas wie Enttäuschung war beim Worte genommen nicht denkbar.

Anfangs hatte Meridor noch nach Korn Ausschau gehalten. Der Häher war spurlos verschwunden. Vermutlich hatte er seine Aufgabe als erfüllt angesehen und sich nun wieder in die Lüfte geschwungen, eine andere wunderbare Welt neu zu entdecken.

Vor einer Lichtdurchfluteten Wiese links des Weges blieb Sirandha fasziniert stehen. Ihr Blick wurde förmlich aufgesogen. Etwas zog sie regelrecht herüber.

»Lass uns dort entlang gehen!«, beschloss sie und ohne etwa eine Antwort Meridors abzuwarten betrat sie diese frisch duftende Sommerwaldwiese. Sie rannte auf eine besonders Vertrauen erweckende Buche zu, legte sich ins Gras und atmete die Schönheit dieser Welt.

»Komm, Bruderherz, lass uns ein wenig ausruhen. Im Feenland vergeht die Zeit anders als in den übrigen Welten. Wir haben viel Zeit. Eine kleine Pause wird nicht schaden.«

Meridor war zwar nicht ganz ihrer Ansicht, aber auch er sah keinen Grund zur Eile. Und im Übrigen war es sowieso sinnlos nach einer Fee zu suchen. Feen kommen und gehen wie sie möchten. Sie finden dich. Häufig sind sie sogar bei dir und du weißt es nicht einmal. Es geht ein leichter Wind. Eine Gänsehaut. Das Gefühl, jemand beobachtet dich. All das ist weniger absurd und subjektiv als du denkst. Und so herrschte auch auf dieser wundervollen Sommerwaldwiese längst ein leichter Feenwind.

»Hallo Sirandha«, flüsterte eine Stimme, »wach auf! Meine Herrin erwartet dich!«

Etwas kitzelte die Elbin am Ohr und kicherte. Sie blinzelte, schlug die Augen auf und sah zur Seite.

»Wer bist du denn?«

Neben ihr flatterte eine winzig kleine Person über das Gras. Sie war vielleicht zweimal so groß wie eine Libelle, besaß je einen nach oben und zwei nach unten gerichtete Flügel auf dem Rücken von ihren Schulterblättern ausgehend. Gesicht und Figur glichen ansonsten der eines jungen Menschenmädchens. Die Elbin war einigermaßen verblüfft.

»Du bist aber keine Fee – oder?«

Das kleine Wesen kicherte: »Ich, eine Fee? Ohne nein, ich bin nur eine klitzekleine Elfe. Verzeih, ich habe mich noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Gaia Enea.«

»Und wie kommst du hier her, ins Feenland?«

Gaia Enea war ein wenig verdutzt. Es konnte ja sein, dass man in Wälderland keine Elfen brauchte um Bäume und Büsche zu pflegen und zu hegen. Sie hatte davon gehört, dass diese Aufgabe von den hohen Elben selbst mit aller Liebe übernommen wurde und sie wahrlich die gesündesten und größten Wälder aller Erdkreise besaßen. Dass sie jedoch noch nie etwas

von den Elfen gehört hatten, die doch im Grunde die Paten der Flora waren, das stimmte sie ein wenig missmutig. Aber egal.

»Soll ich dir erklären, was eine Elfe ist?«, fragte sie schnippisch.

»Nein, Gaia Enea, ich weiß sehr gut, wer Elfen sind und was sie tun. Und ich fühle mich geehrt, von einer angesprochen zu werden. Wirklich! Dennoch hätte ich jetzt einfach nicht erwartet von einer Elfe geweckt zu werden. Von einer Fee vielleicht oder vom Wind, aber nicht von einer Elfe.«

»Das mag wohl daran liegen«, zirpte Gaia Enea, »dass ich eine ganz spezielle Rolle in deiner Geschichte spiele. Jemand hat mich erdacht um dich im Feenreich zu begleiten.«

»Erdacht? Was meinst du denn nun wieder damit?«

»Das weiß ich auch nicht so genau. Nun bin ich hier und ich sage dir, die Herrin ist schon ganz neugierig auf dich und deinen Freund da!«

»Bruder!«, korrigierte Sirandha.

»Freund, Bruder, wie auch immer. Wollen wir die Herrin noch ein wenig warten lassen? Was meinst du?«

Auf gar keinen Fall wollte Sirandha die Feenkönigin warten lassen. Sie weckte Meridor, der gerade selig vor sich hin träumte. Dann stellte sie ihm Gaia Enea vor und erklärte Meridor, dass Mirhanëa sie bereits erwartete. Den Flügelschlag eines Schmetterlings später waren sie bereits auf dem Weg zur Königin. Gaia Enea führte sie über Wiesen, durch einen Buchenhain, über weitere Wiesen und wieder durch einen Buchenhain, der dem ersten sehr ähnlich war und wieder über Wiesen und durch einen Buchenhain.

»Willst du uns veralbern?«, stutzte Meridor, der einerseits zwar nicht unhöflich sein wollte, andererseits jedoch das Gefühl nicht loswurde, sich im Kreis zu bewegen.

»Ich habe schon gedacht, ihr würdet es nie merken!«, stöhnte die kleine Elfe.

»Was nie merken?«, prustete Meridor gereizt.

»Na das mit dem Weg. Eigentlich gibt es hier gar keine Wege. Jeder im Feenland ist immer gewissermaßen überall und auch nicht. Je nachdem wo er sich wünscht.«

»Was er sich wünscht!«, korrigierte Sirandha vorsichtig.

»Nein, wo er sich wünscht. Bei euch ist das nicht so?«

Gaia Enea zog den Kopf ein und grinste gleichzeitig verschmitzt. »Die Herrin hat so etwas Seltsames bereits erwähnt. Wenn ihr bereit seid, ich sagte es wohl schon, die Herrin würde sich wirklich freuen, euch zu begrüßen.«

»Und wie gelangen wir nun zu ihr?«

Meridor war ein wenig ungehalten. Das war alles nicht so ganz nach seiner Manie. Es verwirrte und verunsicherte ihn gleichermaßen. Vielleicht war es doch nicht so nützlich, den alten Kontakt zum Feenland wieder neu zu entfachen.

»Es ist ganz einfach. Bewegung ist eine Sache der Gedanken. Hier jedenfalls. Ich denke, also bewege ich mich. Ist doch ganz klar – das dachte ich jedenfalls!«

»Aber wir wissen doch gar nicht, wo wir die Herrin finden? Wohin sollen wir denn da denken?«, überlegte Sirandha verunsichert.

»Nicht wo, sondern was! Oder besser: Wen! Ihr müsst natürlich an die Herrin denken, wenn ihr zu ihr möchtet. Und wenn ihr euch dann wieder nach meiner klitzekleinen Wenigkeit seht, dann denkt ihr Gaia Enea. Ist doch ganz einfach.«

Einfach für eine Elfe. Einfach für eine Fee. Aber das waren dann auch schon alle Wesen, die Meridor dazu einfelen. Jedenfalls empfand er diese Art der Fortbewegung ganz und gar nicht als einfach. Sie war höchst kompliziert.

Der Elb konzentrierte sich auf Mirhanëa und ... es passierte gar nichts. Er hatte keinerlei Vorstellung von der Feenkönigin. Er versuchte sich zu erinnern. Irgendein Bild von ihr aus seinem Gedächtnis hervorzuholen. Da gab es kein Bild.

»Kommt her!«, zirpte Gaia Enea schließlich, »ihr fasst mich jetzt beide an der Hand, auf jeder Seite einer und dann bringe ich euch zu ihr. Was haltet ihr davon?«

Das schien ein akzeptabler Vorschlag. Auch wenn es ein wenig putzig aussah, die zwei Elben rechts und links und in der Mitte eine winzig kleine Elfe, die versuchte, von jedem einen Finger zu umfassen. Dann zwinkerte sie aufwendig, wobei Zwinkern nun wirklich nicht zur Fortbewegung nötig ist, es sieht einfach nur besser aus, und schwupp standen sie vor ...

Was um alles in der Welt sollte das sein? Ein riesiger entlaubter Weißdornbusch? Hatte sie die Elfe erneut an der Nase herumgeführt?

»Ein Witz?«, rutschte es Meridor heraus, worauf er sich von Sirandha einen Knuff in die Rippen gefallen lassen musste.

»Leider kein Witz!«, entgegnete ihm jene kleine, unscheinbare alte Frau, die aus dem Busch hervortrat.

Sirandha fiel sofort vor ihr auf die Knie. Sie nahm die faltige, zitternde Hand der Alten und küsste sie. Dann griff sie die Hand und hielt sie sich vor die Stirn. Tränen rannen ihr aus den Augen.

»Mirhanëa, was ist nur geschehen? Es tut mir so leid. Es tut mir alles so leid.«

Meridor sah seine Schwester fassungslos an. Er konnte diesen Ausbruch der Gefühle nicht nachvollziehen. Und darüber hinaus konnte er sich kaum vorstellen, dass es sich um die Königin des Feenreiches handelte. Doch er hatte sich schon einmal bei der Elfe ins Fettnäpfchen gesetzt. Etwas mehr Zurückhaltung würde ihm sicher recht gut tun.

Die Feenkönigin zog sanft ihre Hand zurück, um nun auch den Elbenfürsten zu begrüßen.

»Meridor!«

Sie streckte ihm die Hand entgegen und sah ihm derweil in die Augen.

»Ich habe diese Augen immer bewundert. Die schönsten, die tiefsten Augen des Weltenkreises. Doch sie sind müde geworden, Meridor. Es scheint, das Leid ist an keinem von uns vorübergegangen.«

Jetzt begriff auch der Elbenfürst wem er gegenüberstand. Ehrfurchtsvoll – und dennoch mit einem Stich im Herzen – kniete er vor der Königin. Der

Krieg hatte ihm viele grausame Gesichter gezeigt, doch jenes Gesicht des unendlichen Leids hatte er so nie kennen gelernt. Es war – weiß der Himmel – an ihm und nicht an seiner Schwester, sich bei ihr für all die Gräueltaten entschuldigen. Niemals hätte etwas Derartiges geschehen dürfen. In diesem Moment, der nur dem Flügelschlag eines Schmetterlings entsprach aber für die Ewigkeit halten sollte, schwor Meridor bei allen Heiligtümern seiner Welt, dass niemals wieder ein Krieg zwischen Elben und Feen stattfinden würde. Kein Elb sollte je wieder das Schwert gegen eine Fee erheben. Und auch Mirhanëa schwor. Das einmal geborene Unrecht konnte niemand ungeboren machen. Es sollte sich jedoch nicht wiederholen.

Nach dieser unerwartet herzlichen Begrüßung lud die Feenkönigin die Geschwister ein, einige Tage bei ihr zu verbringen. Sie öffnete den Dornbusch, hinter dem sich ein ehemals prächtiges Schloss verbarg. Es war wie die Hallen der Elben ganz aus Pflanzen gewachsen. Doch Büsche, Hecken und Bäume hatten Blätter und Blüten verloren. Äste, die nicht fest verwurzelt waren, hingen kraftlos und müde zu Boden. Der Palast sah auf eine eigenwillige Weise seiner Besitzerin sehr ähnlich. Sie bekamen Gemächer zugewiesen, deren Glanz vor langer Zeit sicher einmal seines gleichen gesucht hätte. Nachdem sie sich ein wenig von der Wanderung erholt hatten, kam Gaia Enea um sie zum Essen abzuholen. Neben der Gastgeberin waren zehn weitere Feen anwesend, die sich eben so über den Besuch aus Thýria freuten wie Mirhanëa selbst. Als sie von dem gegenseitigen spontanen Schwur hörten, brachen sie in Jubel aus. Nach dem Essen bat die Königin ihre Gäste in den Garten. Im Schatten einer gewaltigen Buche war eine runde Tafel mit dreizehn Stühlen aufgestellt worden. Es gab vieles zu bereden. Mirhanëa hatte ihr Reich lange Zeit fast vollkommen von der äußeren Welt abgetrennt. Sie wusste wenig über die Dinge, die sich seit Dannbarar ereignet hatten. Margon, den finsternen Herrscher kannte sie noch als einen der hilfsbereiten, freundlichen Magier. Über seine neue Rolle in den Schicksalsentwicklungen war sie mehr als erstaunt.

Sirandha berichtete vom kalten Tod, von den Vertreibungen der Zwerge und den Feldzügen der Berserker. Meridor erzählte von Aljana, der Wicca, die das dreizehnte Tor geöffnet hatte, von Heimdallr und dem neuen Reich der Asen, von Endos, dem jungen Elbenkrieger, der unterwegs war, ein Mittel gegen die todbringende Krankheit zu finden, aber auch, seinen alten Lehrmeister und Freund Ceritravar zum Eingreifen zu bewegen.

Meridor erzählte von seinen Beobachtungen; von dem Verblässen der Farben, der Verfinsterung insgesamt und von der Vermutung, dass Margon selbst nur eine Figur in einem Spiel weit größeren Ausmaßes sei.

Nachdem er geendet hatte, begann Mirhanëa von den Ereignissen in der Feenwelt zu berichten. Nach Dannbarar war nichts mehr wie vorher gewesen. Viele Feen waren gefallen. Viele alte Freunde waren verloren oder gegangen. Einsamkeit und Misstrauen hatte sich breit gemacht in einem Land, dessen Blüten welkten. Was sie hier im Königspalast sahen, setzte sich über das gesamte Reich fort. An den Toren war es noch am wenigsten ausgeprägt, je weiter man ins Landesinnere kam, desto schockierender war der Anblick.

Äonen von Monden hatten sie nach den Gründen für das Verdorren ihrer ganzen Kultur geforscht. Sie hatten nicht eine einzige plausible Erklärung für dieses langsame Sterben aller Dinge finden können. Es gab auch sonst wenig Erfreuliches zu berichten.

Als Sirandha und Meridor ins Bett gingen, waren ihre Herzen schwer. Immerhin hatten sie einen Frieden geschlossen und damit eine alte Fehde endlich beendet. Doch was sie zu hören und zu sehen bekommen hatten, stand dem Elend in Thýria in nichts nach. Andererseits passte es auch irgendwie in diese Zeit.

Die ganze Nacht lag Meridor wach und versuchte die Zusammenhänge zu verstehen. Da war etwas im Gange, das ganz und gar nichts mit dem Kampf dunkler Mächte zu tun hatte. Durch ein Ereignis, das auf eine zweifelhafte Weise mit Dannbarar verknüpft sein mochte, war lediglich der Nährboden für Krieg und Unglück bereitet worden. Der Elbenfürst war sicher, dass dem Elend auf eine vollkommen unblutige Weise ein Ende bereitet werden konnte. Es musste nur jemand erst einmal begreifen, wie diese Unruhe überhaupt zustande gekommen war. Zudem würde es selbst nach der Beendigung des Konfliktes schwierig werden, die Gemüter und mit den Gemütern die Bewegungen des Universums wieder in Einklang zu bringen. Er stellte sich wiederum die Oberfläche eines Sees vor. Wenn ständig Steine in den See geworfen wurden, dann würde er nie zur Ruhe kommen. Die Wellen und selbst die Tiefen waren immer aufgewühlt und sie würden sogar noch eine lange Zeit benötigen sich zu beruhigen, nachdem der letzte Stein geworfen worden war. Worin aber bestand der Stein? Wer hatte einen Stein geworfen und warum? Die Erkenntnis lag vor seinen Augen und doch zu weit entfernt, als dass er hätte nach ihr greifen können.

Es war eine anstrengende Nacht gewesen und Meridor war froh, als die Sonne ihn endlich anblinzelte. Er sah Gedankenversunken an die Decke. Sah die Blüten im Weißdorn, zart und gewiss in einem frühen Stadium. Es musste einen wundervollen Anblick ergeben, wenn alles in voller Blüte stand. Der Elbenfürst wünschte sich, dann noch einmal hier zu kommen.

Plötzlich stürmte Sirandha ins Zimmer: »Hast du es gesehen? Es blüht! Überall im Palast beginnt es zu blühen. Überall schießen Knospen hervor. Bruder, hast du es gesehen? «

Meridor sprang aus dem Bett. Das Geäst hatte am Abend noch vollkommen vertrocknet von der Decke gehangen. Aber ja, er hatte es selbst beobachtet, auch wenn er es nicht wirklich wahrgenommen hatte. Es blühte. Was hatte das zu bedeuten?

Sie strahlten noch vor Begeisterung, als Gaia Enea hereingeflattert kam. Sie trug eine winzige Glockenblumenblüte bei sich. Flatterte Sirandha direkt vor dem Gesicht herum und piepste: »Sieh es dir an, sieh her! Ihr habt sie mitgebracht. Mit euch kommen die Blüten zurück in unsere Welt. Ihr seid unsere Retter. Danke! Danke! Danke! «

Und auch Mirhanëa beeilte sich sie an diesem wundervollen Morgen mit Ehrfurcht zu begrüßen. Die Geschwister staunten nicht schlecht, als sie

hereinplatzte. Ihre Haut hatte sich gestrafft, die Haare wirkten kräftiger als am Vorabend und sie strahlte einen eigentümlich glücklichen Glanz aus.

Sirandha stand fassungslos mit offenem Mund vor der Fee. Vorsichtig hob sie die Hand und strich ihr über die Wange. Meridor sah in ihre tiefen, wunderschönen Augen. Ein Wunder war geschehen. Das Schicksal hatte auf diese Versöhnung gewartet und als Geschenk ein Wunder bereitgehalten.



**Mancher Zauber war gesprochen  
längst bevor das Sein begann  
mancher Bann war längst gebrochen  
dessen keiner sich besann**

**Manches Licht blieb ungesehen  
manche Dunkelheit erhellt  
Kein Gedanke ungeschehen  
Schuf einst ungeahnt die Welt**

**Manches Wesen wollte leben  
Steter Hauch benetzt den Stein  
Selbst den Höhlen eine Seele  
Reine Kraft verführt das Sein**

**Manche Dinge sind geschaffen  
In des tiefen Mutter Schoß  
Wo die Worte düster klaffen  
Ist die Sehnsucht zweimal groß**

**Manchmal wird so manches wachsen  
Manchmal wächst Vergessenheit  
Manches sich entstehen lassen  
birgt die Schöpfung mit der Zeit**



Lautlos hatte sich das Tor hinter ihnen geschlossen. Liessa hätte einen grollenden Donnerknall erwartet, in dem Augenblick, da die Felsenflügel aufeinander prallten. Stattdessen glitten sie ohne ein wahrnehmbares Geräusch fugenlos ineinander. Es war dunkel, nass und kalt. Die Vorstellung, dass hier ein ganzes Volk gewohnt haben sollte, behagte Liessa überhaupt nicht. Sie zog den Umhang dichter.

Ceritravar kramte drei kleine Kristalle hervor, die ihnen ein warmes, kegelförmiges Licht spendeten. Eigentümliche Gebilde, kalt und hart wie Glas und für ihre Größe verhältnismäßig leicht.

»Zieh' dein Schwert«, raunte Endos zu Liessa herüber, die sofort begriff. Einen besseren Hinweis auf die Feinde konnte es nicht geben. Doch die Klinge blieb kalt und dunkel.

Der Weg in die Tiefen des Berges konnte beginnen. Der Zauberer voraus, Liessa dicht dahinter, deckte Endos ihnen den Rückzug. Sie kamen zunächst in eine säulengestützte Halle. Ceritravar erzählte laut, dass dieser Raum früher eine Art Vorhof gewesen sei. Nach einigen Erläuterungen über die Fresken an der Decke sowie die unterschiedlichen Formen der Säulen, passierten sie ein ehemaliges, mittlerweile zerstörtes Tor am anderen Ende der Halle. Der Zauberer fuhr während des Weges durch die Gänge mit seiner Erzählung fort. Weniger weil er den Reiseführer spielen wollte, vielmehr hoffte er damit Liessa ein wenig die Furcht zu nehmen, die sie zweifelsohne hatte, sich jedoch nicht anmerken ließ. Außerdem wollte er damit die Feinde auf seine Spur bringen, falls sie hier schon auf der Lauer lagen. Er musste sie glauben machen, dass er vollkommen ahnungslos sei, gleichwohl einer gewissen Vorsicht jedoch nicht entbehrte.

Der Weg führte über eine mächtige Treppe aufwärts. Sie kamen an mehreren Kammern vorbei, die einstmals als Wachräume und Waffenlager gedient haben mussten. Einige waren noch sehr gut erhalten, woraus der Zauberer schloss, dass Margon hier normalerweise seine Wächter postierte. Die Treppe mündete in einen breiten Flur.

Sie bogen nach links ab. Da der Eingang der Höhle im Westen lag, mussten sie sich jetzt vermutlich in südlicher Richtung bewegen, mutmaßte Liessa, die versuchte, den Weg für den Fall eines Rückzuges im Gedächtnis zu behalten. Zu ihrer Rechten lagen nun in regelmäßigen Abständen Räume mit sehr niedrigen Holztüren, die allesamt verschlossen waren. Sie verzichteten darauf, zu prüfen, was sich wohl dahinter verbarg. Der Flur schien sich endlos lang hinzuziehen. Es dauerte eine Ewigkeit bis sie endlich in eine weitere Halle kamen, größer als jeder Saal, den Liessa bisher je gesehen hatte. Fahles Licht schimmerte durch Schächte in der Decke. Woher kam dieses Licht? Als sie vor dem Portal gestanden hatte, war Liessa der Berg riesig hoch erschienen. Sie konnte nicht glauben, dass sie bereits bis unter den Gipfel gestiegen waren, waren sie auch nicht. Durch eine komplizierte Verzweigungstechnik der Schächte sowie ein umfangreiches System von Kristallen und Spiegeln hatten die Erbauer es geschafft, selbst in sehr tief im Berg liegende Hallen noch einen Funken Tageslicht einstrahlen zu lassen.

Die Gefährten ließen drei weitere Hallen hinter sich und begannen den Abstieg in die Tiefe. Ein breiter, gepflasterter Weg führte mit geringer Neigung hinab. Da sie mit ihren Kristallen nicht weiter als vielleicht Dreihundert Fuß sehen konnten, mutete die Dunkelheit des vor ihnen liegenden Teils wie ein endloses gähnendes Loch an. Bis dorthin reichte der Lichteinfluss offensichtlich nicht.

Auf dem Weg, den sie jetzt beschritten, entdeckten sie erste Spuren vergangener Kämpfe. Hier und da fanden sie einen geborstenen Schild, einen eingedellten Helm und zerbrochene Waffen unterschiedlicher Herkunft. Liessa lief ein Schauer über den Rücken. Zum ersten Mal seit Betreten der Höhlenwelt ahnte sie, was auf sie zukommen würde. Ihre Schritte wurden unsicher. Sie rutschte aus und wäre gefallen, hätte Endos sie nicht aufgefangen. Seitdem waren sie zusammen gegangen. Er hatte seinen Arm über ihre Schulter gelegt, sie ihren Arm um seine Hüfte. Indem sie seine Nähe spürte, fühlte sie sich ein wenig sicherer.

Liessa war völlig in Gedanken vertieft, als Endos sie auf Gweldalår aufmerksam machte. Die Klinge schimmerte schwach auf, flackerte, wie ein vom Sturm gebeuteltes Windlicht. Mit einer unmerklichen Bewegung stieß der Elb auch den Zauberer an. Ceritravar nickte, ging jedoch festen Schrittes weiter, als habe er nichts bemerkt. Nachdem sie einige Abzweigungen passiert hatten, wurde der Weg schmaler. Die Steine waren feucht und glitschig. Die zunehmende Wärme machte ihnen deutlich, dass sie bereits sehr tief in das Gewölbe eingedrungen waren. Liessas Klinge leuchtete nun stetig auf. Ceritravar beobachtete sie sorgenvoll. Über kurz oder lang, vermutete er, würden sie hinter einer Biegung auf die ersten Söldner treffen. Das musste zum gegenwärtigen Zeitpunkt unbedingt vermieden werden.

Er nahm seinerseits nun Liessa in den Arm, ging mit ihr voran. Sie hatte begriffen. Vor jeder Gabelung richtete sie die Klinge nacheinander vorsichtig in alle Richtungen. Von Ferne hörten sie jetzt das Rauschen von Wasser. Endos erinnerte sich an die alte Schmiede des Zwergenkönigs. Dort entsprang ein Fluss aus einer mächtigen Quelle. Im Geiste hörte er das Klirren der Hämmer auf dem glühenden Metall, fühlte er den Schweiß, schmeckte den bitteren Rauch in der Kehle. Selbst die Stimme des alten Meisters glaubte er in dem Getöse zwischen Wasser, Metall und Flammen zu vernehmen - immer mit einer strengen Ermahnung verbunden, wie genau die Arbeit zu verrichten sei.

Damals hatte es Momente gegeben, in denen Endos gerne alles hingeschmissen hätte, in denen er erfüllt war von Wut oder Sehnsucht nach seiner Heimat. Und eben dann hatte er immer an die sanften Worte der kleinen Königin Vinya denken müssen, der er niemals hätte ernstlich böse sein können. Ihr Volk hatte sich selbst das schwere Los der Minenarbeit auferlegt. Und kein einziger Zwerg aus dem Volke Nanwicks wäre jemals auf die Idee gekommen dieses Schicksal als ungerecht zu empfinden.

Und dann, eines Tages hatte diese unbarmherzige Jagd begonnen. Tausende Zwerge, selbst Frauen und Kinder hatte Margon niedergemetzelt. Tausende guter Wesen, die ihrerseits immer bestrebt gewesen waren, den Welten gleichermaßen ihre Schmiedekunst zur Verfügung zu stellen. Beinahe jedes legendäre Schwert, jedes taugliche Kettenhemd, aber auch Pflüge, Ketten, Ringe, sogar die Kristall-Kugeln der Seher waren in den Schmieden und Werken der Zwerge erschaffen worden. Niemand beherrschte es wie sie Schönheit und Zauber in einen Gegenstand hineinzuarbeiten. Und eben das war ihnen am Ende vermutlich zum Verhängnis geworden.

Die wertvollsten Gegenstände aller Völker, selbst die der Feen und Elben, waren aus Zwergenhand gefertigt. Trotzdem hatte es lange Zeit niemand für nötig gehalten, sich in den dämonischen Feldzug Margons, der zunächst ausschließlich Nanwick galt, einzumischen. Hätten sie sich doch denken können, dass sie die nächsten waren. Viel zu spät erst hatte Novagorn den Entschluss gefasst, die Zwerge in seinem Reich aufzunehmen und zu beschützen. Zu diesem Zeitpunkt war Bragaan bereits gefallen. Margon hatte die Flüchtenden ungeachtet aller bestehenden Grenzen unbarmherzig verfolgt und jeden niedergestreckt, der mit den Zwergen auch nur im Entferntesten etwas zu tun haben wollte.

»Das Rauschen«, schoss es Endos plötzlich durch den Kopf. Unzählige Male hatte er dieses Geräusch gehört. Es war ihm vertraut wie der Duft des Frühlings; dennoch – es klang nicht, wie es hätte klingen sollen. Der Elb versuchte, sich auf das Geräusch zu konzentrieren. Irgendetwas war an diesem Geräusch anders, war erbärmlich, kalt und fremd.

Je näher sie der Quelle kamen, desto stärker wuchs das Gefühl, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Endos tippte Ceritravar auf die Schulter. Der Zauberer drehte sich augenblicklich um, sah den Elben ernst an.

»Meister«, flüsterte er. Lange hatte er ihn nicht mehr Meister genannt, »etwas geht hier vor, das mir fremd ist. Die Quelle, der Fluss! Es klingt so anders.«

Ceritravar nickte: »Ich habe es auch bemerkt. Was immer es ist, wir müssen auf der Hut sein.«

Zum ersten Mal seit sie aufgebrochen waren zog er seinen Zauberstab aus dem Umhang. Liessas Schwert glühte heiß, derart, dass sie es vor Schreck beinahe hätte fallen lassen. Es zuckte in ihrer Hand, wie zu jenem Zeitpunkt als der Berglöwe auf sie losgesprungen war. Der Zauberer bedeutete Liessa und Endos die Kristalle wegzustecken. Sie brauchten eine Weile, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sofern man sich an eine derartige unheimliche Dunkelheit überhaupt gewöhnen kann. Plötzlich sahen sie weit vor sich das schattenhafte Flackern eines fahlen Lichtscheins.

Der Zauberer vorne weg, drückten sie sich an der feuchten Wand entlang vorwärts. Der Lichtstrahl wurde stärker je tiefer sie in die Höhle vordrangen. Und mit ihm das Rauschen des Flusses. Jetzt hörten sie deutlich, dass es nicht nur das Wasser sein konnte, das diese seltsamen Geräusche verursachte. Da war noch etwas anderes, das atmete, laut und keuchend atmete.

Ceritravar bedeutete Liessa und Endos zurückzubleiben. Vorsichtig pirschte er zum Eingang der Schmiede. Als er um die Ecke lugte, erstarrte er fast vor Schreck. Sprang mit einem lautlosen Satz zurück:

»Sartyria!«

Mit vielem hatte er gerechnet. Nicht jedoch damit, dass Margon dieses teuflische Wesen aus der Tiefe zu seinem Vasallen gemacht haben könnte. Er erinnerte sich an seine erste und glücklicherweise einzige Begegnung mit dem Monster. Er war damals noch jung gewesen, unterwegs mit seinem Lehrer und der noch viel jüngeren Aljana. Die Mumme hatte die Wicca vor der magischen Kraft des riesigen Untiers gewarnt. Doch Ceritravars Lehrer, der Weiseste der Weisen hatte es besser wissen müssen, hatte sich in den Kopf gesetzt, Sartyria in die heißen Tiefen, aus denen sie hergekommen war, zurückzutreiben. Es hatte ihn das Leben gekostet. Und Ceritravar selbst, damals ein naiver unwissender Zauberlehrling, hatte Aljana ein halbes Leben dafür verantwortlich gemacht.

Er hatte Margon wirklich sehr unterschätzt. Vielmehr als er und vermutlich auch die Übrigen des Rates je für möglich hielten, hatte sich er sich mit den finstersten aller Kreaturen eingelassen, sie unterjocht.

Der dämonische Zauberer hatte Sartyria bezwungen und in der Schmiede in Ketten gelegt, mit Gliedern, weit größer als die Gebeine eines ausgewachsenen Mannes.

Ceritravar wusste, dass er sich dem Kampf gegen Sartyria eines Tages stellen musste. Aber nicht jetzt. Die Zeit war dafür nicht reif und der Ort war denkbar ungünstig.

Wahrscheinlich hatte Margon Sartyria in der Schmiede eingesperrt, weil er nicht damit gerechnet hatte, dass die Gemeinschaft hier vorbeikommen würde. Dies wiederum bedeutete, dass er wissen musste, wo die Zauberkammern lagen, wenigstens ungefähr. Er musste dort mit dem Grossteil seiner Streitmacht auf der Lauer liegen, was Ceritravar einen üblen Strich durch die Rechnung machte.

Der Zauberer schlich zurück und berichtete von dem Monster und davon, dass man sie wohl nicht, wie erwartet, in diesem Teil der Höhle verfolgen würde. Liessa war völlig unverständlich, warum der größte aller Zauberer Angst vor so einem albernen Urzeit-Monster hatte. In ihr war der Kampfgeist entfacht, jedenfalls für den Flügelschlag eines Schmetterlings. Und das war nicht so verkehrt, wie es im ersten Moment schien. Damit brachte sie Endos auf einen Gedanken, der ebenso gefährlich wie raffiniert war. Wenn es ihnen gelingen würde, an Sartyria vorbei über den Fluss zu kommen, konnten sie dort über einen schmalen Hohlweg fliehen. Auf der anderen Seite gab es mehrere von diesen kleinen Tunneln. Es waren ursprünglich nur Kamine für die Luftzufuhr gewesen. Doch sie mussten noch existieren. Der Letzte von ihnen musste mit dem Schwert des Gehörnten die Ketten zerschlagen. Sartyria würde versuchen ihnen zu folgen und ein ziemlich großes Chaos verursachen, weil sie nicht in den Kamin passte. Dadurch wiederum würden die Truppen Margons gezwungen zu reagieren. Sie mussten Sartyria beruhigen und durften die Fährte nicht verlieren. Und eben in diesem Tohuwabohu konnte Ceritravar sie in das Labyrinth locken.

Alle fanden diese Überlegung schlüssig genug, sie in die Tat umzusetzen, wenn auch das Risiko nicht gerade gering war. Am Ende hatten sie wahrscheinlich keine andere Wahl. Im Zerschmettern der Ketten lag der größte Unsicherheitsfaktor. Ceritravar konnte nicht sagen, woraus sie geschmiedet waren. Diese Bestie zu halten, mussten sie jedoch schon sehr stabil sein. Man musste es probieren.

Endos und Liessa tauschten die Schwerter. Darauf begaben sie sich wieder an den Eingang zur Schmiede. Der Elb ging voraus. Am Rande der Quelle entdeckte er einen schmalen Weg. Jemand musste ihn neu angelegt haben. Jedenfalls konnte er sich nicht erinnern, diesen Weg jemals benutzt zu haben. Seine größte Angst galt Liessa. Was, wenn sie vor Schreck einfach stehen blieb. Damit würde sie alle drei in große Gefahr bringen. Es musste alles sehr schnell gehen, damit sie gar nicht die Gelegenheit bekam, über das, was sie jetzt erlebte, nachzudenken.

Endos sah sie an: »Bereit? «

Liessa nickte. Dann rannten sie los. Liessa hatte sich vorgenommen nur auf Endos zu achten, nicht nach rechts und links zu sehen. Ihr stockte der Atem.

Als sie in die Halle eindringen, riss das Ungeheuer sofort den Kopf herum. Mit einem ohrenbetäubendem Schrei tobte es auf die Eindringlinge zu. Dann klirrten die Ketten. Offenbar waren sie so knapp bemessen, dass Sartyria nicht bis zu dem schmalen Weg gelangen konnte. Sie raste vor Wut. Zerrie an ihren Fesseln. Liessa schrie vor Panik. Verzweiflung stieg in ihr auf. Ihr zweiter Schrei zerschnitt die Luft, was das Monster seinerseits zu einem noch lauterem, noch grausameren Fauchen animierte. Endos griff nach Liessas Arm. Er zog sie vorwärts.

»Sieh' nicht hin«, brüllte er gegen das Tosen an und riss sie weiter. Sartyria spie einen Feuerstrahl gegen die Felswand. Ein weiterer Strahl blockierte kurzzeitig den Weg. In diesem Augenblick schwang der Zauberer

seinen Stab. Er donnerte dem Monster einen Zauber entgegen, der das Tier für Momente zum Schweigen brachte. Lange würde es nicht anhalten, das wusste er und beeilte sich an der Quelle vorbeizukommen.

Endos hatte Liessa inzwischen sicher auf die andere Seite gebracht. Die Feuersbrunst hatte sie alle geblendet. Außerdem spürte er das Stechen des 'Kalten Todes' in seiner Brust. Der Elb tastete die Wand nach einem der Kamine ab. Verzweifelt zog er das Schwert über die Felsen, in der Hoffnung, den rettenden Schacht zu finden, als Liessa ihn mit einem kräftigen Ruck an sich zog. Schneller als er hatte sie das Augenlicht wieder gefunden und mit ihm die schützende Spalte im Fels.

Ceritravar stand am Rande der Quelle. Er übersäte Sartyria mit magischem Zauber. Doch er spürte bereits, wie seine Kräfte nachließen. Endos musste augenblicklich die Ketten zerschmettern, sonst war alles verloren. Ein glühendheißer Feuerblitz rollte an dem Zauberer um haaresbreite vorbei. Der zweite traf seinen Überwurf, der jedoch wenig empfindlich für derlei Dinge war. In diesem Moment hörte Ceritravar das Klirren der Kette. Er rannte los, suchte jene Öffnung, in der sich Liessa verborgen hielt. Als habe sie seine Gedanken geahnt, schnellte sie plötzlich unmittelbar vor ihm aus einem Spalt, zog ihn hinein. Den Flügelschlag eines Schmetterlings später war auch Endos bei ihnen. Sie rannten, stürzten in den Kamin hinein, so schnell sie konnten. Sartyria stampfte, dass der Boden bebte. Mit geiferndem Blick und fiebriger Nase suchte sie die Felswand ab. Bald entdeckte das Schlupfloch und spie ihr giftiges Feuer hinter den Eindringlingen her. Aber zu diesem Zeitpunkt, waren sie bereits hinter einer Biegung verschwunden. Das Untier konnte ihnen nichts mehr anhaben.

Keiner konnte sagen, wer von ihnen als erster angehalten hatte. Jedenfalls waren sie ziemlich weit geklettert, bevor sie überhaupt bemerkten, dass sie eigentlich völlig im Dunkeln tappten. Erschöpft rutschten sie in eine kleine Höhlung am Kamin, die gerade Raum genug bot für die drei. Eine kurze Verschnaufpause würde ihnen gut tun. Das war noch einmal gut gegangen. Um Haaresbreite waren sie dem Monster entkommen. Nachdem sie wieder halbwegs klar denken konnten, gruben sie ihre Kristalle aus den Taschen, um zu sehen, wo sie sich befanden.

»Weißt du, wo wir sind?«, fragte Ceritravar den Elben, nachdem er den Atem wieder gefunden hatte. Endos sah sich um. Sie hielten sich in einem der Luftschächte auf, die von den Zwergen vor ewigen Zeiten angelegt worden waren, daran bestand kein Zweifel. Doch mehr wusste er auch nicht. Er blickte fragend auf Liessa.

»Bist du in Ordnung?«

Liessa schluckte. So schlimm hatte sie sich das Abenteuer nicht vorgestellt. Es war eben doch etwas anderes, vor dem Computer zu sitzen.

»Alles okay«, antwortete sie nach einer Weile.

Sie tauschten die Schwerter. Dann machten sie sich wieder auf den Weg. Weit hinter sich registrierten sie schwach das Fauchen der Bestie, das Rasseln von Ketten und das Fluchen von irgendwelchen Wilden, die offenbar versuchten, das Monster einzufangen und die Verfolgung aufzunehmen.

Ceritravar schmunzelte. Er dachte, man sollte ihnen vielleicht Gelegenheit geben, den richtigen Weg zu finden. Andererseits war er ganz froh, dass sie erst einmal außer Reichweite waren. Sie mussten sich selbst zunächst orientieren. Der Weg wurde ziemlich steil und eng. So wie Wege eben sind, die sich in einem Kamin emporrecken.

Die Gefährten mussten eine lange dunkle Wand hinaufklettern, bis sie auf eine Plattform trafen, von der mehrere Schächte abzweigten. Sie krochen nacheinander durch einen engen Tunnel, der nach einiger Zeit wieder bergab führte. So steil, dass ihnen das Blut in den Kopf stieg. Endlich mündete die Röhre in die Decke eines kleinen Raumes. Sie zögerten nicht lange und sprangen hinab.

Im Schein der Kristalle sahen sie sich das Zimmer in dem sie gelandet waren genauer an. An den Wänden standen Regale mit Büchern. Selbst der Kamin auf der Westseite war von Bücherregalen eingerahmt. In der Mitte des Raumes befand sich ein schweres Stehpult, das so ordentlich aufgeräumt war, als käme sein Besitzer regelmäßig zurück, um daran zu arbeiten. Über dem Pult hing ein Kandelaber mit vierzehn Armen. Die Kerzen waren gleichmäßig etwa zur Hälfte abgebrannt. Ceritravar zündete einige davon an, während Endos und Liessa sich nach einem möglichen Ausgang umsahen. Sie konnten nichts entdecken, was einer Tür auch nur annähernd ähnlich gewesen wäre.

Der Zauberer hatte mittlerweile in den Regalen gestöbert und ein Buch herausgezogen, dessen Inhalt ihn zum Schmunzeln brachte, ihm sogar sichtliche Freude zu bereiten schien. Er setzte sich in der Manier der Druiden mit gekreuzten Beinen auf den Boden und blätterte gelassen in den Seiten. Nach einer geraumen Weile bat er Endos und Liessa sich zu ihm zu setzen. Er wollte ihnen etwas vorlesen. Einigermassen verwirrt nahmen sie neben ihm Platz und waren gespannt, was er ausgegraben hatte.

»Es ist der Bericht eines Magiers aus den letzten Tagen der Höhlenwelt«, begann er. »Nach einer kurzen Einleitung beschreibt er seine Ankunft in Bragaan wie folgt: ‚Mir war, als habe sich das Tor zur Hölle aufgetan. In den Gängen lagen die zerschmetterten Körper unzähliger Zwergenwesen neben jenen ihrer niedergestreckten Feinde. Das schwarze Blut der Berserker troff frisch von den Wänden, Lachen von Öl und Teer loderten noch, zeugten von einem grausamen Inferno. Alles erschien mir recht unwirklich, als habe ein riesenhaftes Monster sich Feuer speiend durch die Gänge gewälzt. Und so war es tatsächlich geschehen, wie ich kurz darauf am eigenen Leib erfahren musste.

Margon hatte die Krieger Nanwicks in den unteren Teil der Höhle gedrängt. Dort herrschte noch jetzt ein erbitterter Kampf. Die Luft war erfüllt vom Klirren der Waffen, von den Todesschreien der Sterbenden, vom quälenden Geruch angesterfüllten Blutes. Ein grauenhaftes Gemetzel.

Durch eine endlose Zahl geheimer Gänge irrend, suchte ich die Trutzburg zu erreichen, als ich auf das Ungeheuer traf. Es tobte unbarmherzig über den breiten Hauptweg, Feuer und Gift speiend. Selbst die Felsen schmolzen unter der enormen Hitze wie kochende Lava dahin. Nachdem ich

dieses Monster gesehen hatte, begriff ich unverzüglich, dass Bragaan nicht zu halten war.

Durch einen geheimen Zauber gelangte ich in die Burg und machte Nanwick Mitteilung. Er ließ sofort zum Aufbruch blasen. Mich bat er, bei Novagorn um Unterschlupf für den traurigen Rest seines Volkes nachzusuchen. Ich begab mich unverzüglich auf den Weg... «

Ceritravar blättert weiter:

» ... er hat nur wenige Wachen hier zurückgelassen. Diese Tölpel sind jedoch einfach zu umgehen und stellen für die Einheimischen keine Gefahr dar. So konnten einige bis heute, hier verweilen, den König begraben und die heiligen Reliquien in Sicherheit bringen. Mir selbst haben sie den Ort nicht verraten, nur soviel, dass er sich im Labyrinth befindet, in der Nähe der Gruft Nanwicks. Es war ihnen sicherer erschienen, als die Gegenstände, die über Leben und Tod ganzer Völker entscheiden könnten, über die Berge zu den Elben zu bringen.

Wen Margon in den Höhlen fing, den hat er zu Tode gefoltert. Doch das Geheimnis blieb vor ihm gewahrt... «

Der Zauber blättert in dem Buch, überflog den einen oder anderen Satz, um dann fortzufahren:

» ... all das habe ich aufgeschrieben für den, der kommen wird, den teuflischen Bann zu brechen. Er und nur er, so er denn der Richtige ist, wird meine Worte verstehen und wissen, was geschehen soll. Ich selbst werde niemandem einen Dienst mehr leisten können. Meine Stunden sind gezählt; denn ich bin nun für Margon und Zwergenvolk gleichermaßen zum Verräter geworden. Sie werden mich jagen und finden. Ob ich Wälderland jemals erreiche, steht in den Sternen. Mein Schicksal ist besiegelt.

Wenn du die Kammer öffnest, ist das Verrat am kleinen Volk. Schwöre, der du dies liest, mich niemals zu rehabilitieren. Jeder, der im Nachhinein meine Verfolgung bedauert, würde den falschen Freunden Vertrauen schenken, in der Angst, sie könnten ebenso handeln wie ich es tat. Geh' nun den Weg des Zauberers. Nox osara prentanum. Und beende den Kampf; denn nur du hast die Macht und die Kraft, Margon zurückzuschicken in die Dunkelheit, aus der er gekommen ist. Niemals wirst du die Welten wieder zusammenfügen. Diese Welt jedoch beschütze, wie es dir aufgetragen! «

Liessa sah Ceritravar schweigend an. Sie hatte tausend Fragen, aber sie brachte kein einziges Wort heraus. Der Zauberer reichte ihr das Buch und sie musste feststellen, dass keine einzige Seite beschrieben war. Hundert leere, blasse Seiten in einem kostbar in Leder gebundenen Band. Er hatte daraus vorgelesen wie aus einer Fibel. Plötzlich begriff sie, dass nur Ceritravar es überhaupt hatte lesen können. Einmal mehr wurde ihr die Wichtigkeit ihrer gemeinsamen Mission bewusst; und sie bekam große Angst.

»Nun kommt, wir müssen es vollenden! «

Ceritravar schien nicht sonderlich beeindruckt oder gar aus der Bahn geworfen von dem, was er gerade vorgelesen hatte. Liessa fragte sich, was geschehen wäre, wenn sie das Buch nicht gefunden hätten? ‚Eine naive Überlegung‘, dachte sie im selben Moment. Es wollte gefunden werden. Und

sie begriff einen kleinen Teil von den Gesetzen, die für die meisten von uns eine unbegreifliche Realität sind.

Endos hatte den Raum inzwischen genauer untersucht und einen Geheimgang hinter der Feuerstelle entdeckt, eine kleine Luke mit schweren Eisenbeschlägen. Vorsichtig öffnete er sie und spähte auf den dahinter liegenden Gang. Dann winkte er den Gefährten, ihm zu folgen. Doch Ceritravar hielt ihn zurück. Der alte Plan, Margons Truppen ins Labyrinth zu führen, war geplatzt. Eben damit hätten sie Margon den Zwergezauber in die Arme gespielt. Sie durften nichts übereilen – und das brauchten sie auch gar nicht. In der kleinen Bibliothek waren sie fürs Erste in Sicherheit. In vielen Monaten hatte niemand diese Räume entdeckt, warum also jetzt.

Liessa bereitete etwas zu essen vor. Endos sah sich die Bücher an. Der Zauberer meditierte über die Lage. Durch einen Zufall hatten sie erreicht, was er kaum noch für möglich gehalten hatte: sie waren den Vasallen in den Höhlen entwischt. Margon hatte sie aus den Augen verloren. Er konnte nicht mehr darauf setzen, dass sie für ihn die Zauberkammern finden und öffnen würden. Vermutlich würde Margon nun den Befehl geben, sie zu fangen. Unter diesen Umständen war auch nicht mehr daran zu denken, ihn in das Labyrinth zu führen. Nicht nur, dass dort die Kammern lagen. Seine Truppen suchten sicher bereits die gesamte Höhlenstadt nach den Flüchtigen ab. Es würde den dreien nicht gelingen, eine ganze Armee in eine Falle zu locken. Und am Ende durften sie auch Sartyria nicht unterschätzen. Nach den Aussagen aus dem Buch konnte sie sich durch die Wände brennen und recht schnell die Verfolgung wieder aufnehmen, sofern sie überhaupt für eine Weile in einen Irrweg zu locken war. Sie hatten mehr Glück gehabt, als sie sich vorstellen konnten.

Einen Teil des Weges konnten sie durch die Kaminschächte zurücklegen. Da hatte Endos wenig Bedenken, solange es abwärts ging. Auf diese Weise würden sie zu ihrem Ziel kommen können. In den glatten Schloten nach oben zu gelangen war weit schwieriger. Ab einem gewissen Höhenniveau wurden die Schächte zu breit und kamen als Fluchtweg nicht mehr in Frage. Ceritravar hatte eine leise Hoffnung, dass sie in den Zauberkammern etwas entdecken könnten, das ihnen den Rückweg erleichterte. Fürs erste musste er sich mit diesem Gedanken begnügen. Schließlich beschloss er noch einige Zeit in der Bibliothek zu bleiben. Margon musste die Suche irgendwann aufgeben. Er würde seine Truppen über die ganze Höhlenstadt verteilen. Damit standen sie dann jeweils nur noch kleinen Kohorten gegenüber, die sie mit ein wenig Glück überrumpeln konnten. Außerdem sah der Zauberer Endos und Liessa die Erschöpfung an. Sie mussten etwas schlafen, sonst würden sie das Ende dieser Jagd nicht mehr erleben.

Das Essen war bereit. Kein üppiges, aber ein für ihre Verhältnisse gemütliches Mahl am Stehpult im Kerzenschein.

Nach dem Essen legten sie sich zum Schlafen auf ihre Umhänge. Decken brauchten sie nicht. Es war ziemlich warm hier unten. Liessa kuschelte sich an Endos, gab ihm einen schüchternen Kuss auf die Wange und schlief sofort ein. Der Elb kämpfte eine Zeit mit der Müdigkeit und seinen Gefühlen, dann fiel auch er in einen tiefen Schlaf.

Nur Ceritravar zog es vor weiter in den Büchern zu stöbern. Oft war er über mehrere Wochen mit Phasen von sehr wenig Schlaf ausgekommen. Die Schätze einer solchen Bibliothek waren zu kostbar, als dass er die Zeit mit Schlaf hätte vergeuden wollen.

Er war erstaunt über die gründliche Dokumentation, mit der selbst Geheimnisse höchster Magie hier aufbewahrt wurden. Offenbar hatte man die Bibliothek so gebaut, dass sie kein Außenstehender lebend gefunden hätte ... oder lebend verlassen würde! – plötzlich wurde Ceritravar die Tragweite seiner Entscheidung klar. Hätten sie Endos Rat befolgt, den Weg hinter der Feuerstelle zu nutzen, wären sie vermutlich in eine vernichtende Falle gelaufen. Er sah sich den Schacht, aus dem sie gekommen waren, prüfend an und erkannte jenes feinstoffliche Gitter, das ihnen den Rückweg versperrte. Der Weg nach außen musste in einem der unzähligen Bände beschrieben sein. Die Zwerge hatten derartige Spielchen immer geliebt. Sie hätten niemanden eingesperrt, ohne ihm eine winzige Chance zur Flucht zu geben.

Der Zauberer überlegte, wo er selbst einen Fluchtplan verstaubt hätte. In dem Stehpult? - das war zu einfach. In einem Buch aus den Regalen? - vielleicht. Doch das entsprach nicht der Vorliebe der Zwerge, eine gewisse Portion Witz in ihre Rätsel einfließen zu lassen. Es wäre nur ein stupides Suchen geworden. Trotzdem schritt er die Bücherwände ab, in der Hoffnung, etwas Auffälliges zu entdecken. Manche Bücher waren größer als andere, manche in Leder gebunden, andere in wertvolle Stoffe, wieder andere aus billigem Material zusammengeleimt. Die Lettern auf den Buchrücken waren unterschiedlich gestaltet, teilweise Gold besetzt oder schlicht schwarz, manche in einer alten Schrift... All das verbarg keine erkennbare Logik.

Es dauerte Stunden bis Ceritravar die Suche aufgab und sich entschloss Endos und Liessa zu wecken, die dicht aneinandergeschult auf dem Boden lagen.

Er erzählte ihnen von seiner Theorie. Endos versuchte sich in das Denken der Zwerge zu versetzen, wie er es früher oft getan hatte. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass das Geheimnis in den Büchern zu finden sei. Vielmehr vermutete er, dass eine Skizze des Fluchtweges deutlich vor ihnen lag, als Relief eines Bildes, als Maserung des Pultes oder Marmorierung des Kamins. Vielleicht war es auch die großflächige Betrachtung der Bücheranordnung in einem der Regale.

Als Kinder hatten sie oft ein Spiel gespielt: Durch das Verändern der Sichtweise eines Gegenstandes, kam jemand auf ein Bild, das er den anderen beschrieb. Die wiederum mussten es erkennen und auf demselben Gegenstand einkreisen oder nachzeichnen. So wurde die Maserung eines Blattes zu einer Landkarte, die Linienführung eines Amethysten zu einem Wasserfall, die porös erhabene Fläche eines Sandsteins zu einem Gesicht.

Auch Liessa kannte dieses Spiel ebenfalls. Oft hatte sie nachts, wenn sie nicht einschlafen konnte, die Raufasertapete über ihrem Bett betrachtet und hatte dabei die skurrilsten Figuren und Szenen entdeckt. Andererseits hatte sie eine eigene, vollkommen andere Überlegung.

Sie zögerte zunächst. Dann gab sie zu bedenken, dass es in einem ihrer Abenteuerspiele, wobei sie darauf verzichtete den Begriff Abenteuerspiel näher zu erläutern, einmal eine ähnliche Situation gegeben habe. Eine hochgezogene Brücke über einen tiefen Graben war zu überwinden gewesen. Doch die Kettenglieder, mit denen die Brücke in Gang gesetzt werden musste, waren augenscheinlich verrostet und nicht zu bewegen. Der Brückenkopf ragte als riesenhafter Monolith vor den Kriegern auf. Keine Möglichkeit ihn über die Schlucht zu legen ... Die Lösung lag in der Inschrift auf dem Brückenkopf. In einer bestimmten Reihenfolge laut gelesen, bewirkte sie, dass sich die Brücke von selbst in Bewegung setzte.

»Dass ich nicht selbst darauf gekommen bin! « Ceritravar nickte begeistert. Im selben Augenblick rief Endos sie zu sich. Er hatte etwas entdeckt, das einem alten Zwergen-Zauberspruch verdächtig ähnelte.

»Das hättest du nicht erkennen können«, argwöhnte er mit einem Lächeln. »Du kennst viele Sprachen und Schriften. Doch hier handelt es sich um die Zaubergravur der Schmiede. Sie wurde benutzt, um Kristallkugeln, Waffen und vielen anderen Gegenständen magische Kräfte zu verleihen. Nanwick selbst hat mir die Zusammenhänge einmal erklärt, mit den Worten, eines Tages würde ich sie sicher benötigen. Sei es um die Macht eines feindlichen Schwertes zu erkennen oder den beircenden Blicken magischer Steine zu entrinnen. Er mag gewusst haben, dass heute dieser Tag ist. «

Endos hatte die Losung gefunden; dennoch ahnte er nicht, welcher Zauber dahinter steckte. Eine Tür, die verborgen war und sich nun öffnete? Boden der nachgab? Eine Decke, die einstürzte, den Weg freizugeben? Das waren nur einige von vielen Möglichkeiten. Er vermutete jedoch etwas vollkommen anderes, was er zu diesem Zeitpunkt allerdings weder erklären wollte, noch konnte!

Endos forderte die Gefährten auf, das Gepäck aufzunehmen. Dann stellten sich alle dicht nebeneinander vor eines der Regale. Mit einer Stimme, die an Mächtigkeit alles übertraf, was Liessa bislang gehört hatte, sprach der Elb einen fremdländischen Zauber aus. Es geschah nichts. Ein zweites Mal rief er die magischen Worte in leicht veränderter Klangfolge. Wieder rührte sich nichts. Und auch ein dritter Versuch blieb scheinbar erfolglos.

Liessa war gerade im Begriff, einen Schritt zurückzutreten, als sie spürte, wie ihr jemand den Boden unter den Füßen wegzog. Sie fiel. Und sie fiel tief und tiefer. Mit ihr fielen die anderen, sahen sich fragend an und bereiteten sich auf eine harte Landung vor. Schon konnten sie unter sich eine karstige Steinplatte sehen, die mit gähnenden spitzen Stacheln danach zu geifern schien, die drei Eindringlinge zu durchbohren. Man hätte wenigstens von Liessa wohl erwartet, dass sie geschrien hätte wie am Spieß. Die Panik stand ihr sicherlich ins Gesicht geschrieben. Doch sie hatte Vertrauen. Vertrauen zu dem Elb, der sicher wusste was er tat und Vertrauen zu dem Zauberer. Aber auch Vertrauen zu sich selbst. Dies war kein Spiel, das mit Game Over neu gestartet werden konnte. Es war auf eine nicht erklärbare Weise das echte, wirkliche Leben. Ihr Leben. Und es war kein guter Zeitpunkt, dieses Leben zu beenden. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte sich

zu entspannen. Kurz vor dem erwarteten oder auch nicht erwarteten Aufprall wurden sie wie von einer unsichtbaren Matte oder von etwas, das sich wie eine solche anfühlte, federnd gestoppt. Sachte landeten sie jetzt neben dem Stein. Alle drei atmeten auf. Das hätte auch ins Auge gehen können.

Nachdem sie ihre Sachen geordnet und das Gleichgewicht wiedergefunden hatten, sahen sie sich in der neuen Umgebung um, wenigstens Endos und Ceritravar. Liessa versuchte zu verstehen, was gerade geschehen war. Es war das erste Mal, dass sie selbst einen echten Zauber erlebt hatte. Sie hatte zwar irgendwie damit gerechnet. Dennoch kam es unerwartet.

Wie dem auch sei. Die Gefährten befanden sich in einer urzeitlichen Grotte. Von der Decke hingen mächtige Stalaktiten. Einige hatten sich im Laufe der Millionen Jahre mit den vom Boden aufragenden Zapfen zu starken, glatten Säulen verbunden. Im Licht der Kristalle glänzte und glitzerte die ganze Höhle. Ein wahrhaft faszinierender Anblick.

»Dieser Ort ist heilig!«, erklärte Endos, »Lasst uns ihn mit aller Ehrfurcht behandeln, die ihm gebührt.«

Der Elb ging voraus. Vorbei an riesigen Säulen. Durch einen Raum, der dem Innenraum einer Kathedrale glich. Über eine Brücke aus Eis und Salz. Unter einer Felsenplatte entlang, die aussah wie ein Nagelbrett.

Liessa fror. Ihr war erbärmlich kalt. Sie zog den Überwurf an sich, versuchte die Hände darunter zu wärmen.

»Du musst dir einfach ein Feuer vorstellen, dass in dir lodert. Heiße rote und gelbe Flammen. Dann wird dir schnell warm sein, vielleicht wärmer, als es dir lieb ist«, erklärte ihr Ceritravar, als das Schlottern nicht mehr zu überhören war.

Liessa bemühte sich, seinen Worten zu folgen. Sie hängte ihren Arm bei ihm ein, schloss die Augen und stellte sich einen Kamin vor – das Knistern der Hölzer, die Farbe der züngelnden Flämmchen, die heiße, gleißende Glut. Letztlich konnte sie nicht sagen, ob sie die Kälte einfach vergessen hatte oder von dem visualisierten Feuer gewärmt worden war. Das spielte auch keine große Rolle. Wichtig war einzig, dass es wirklich funktionierte. Die Wärme war unter ihren Umhang gekrochen und hüllte ihren Körper bis hin zu den Füßen ein. Ihr Gesicht glühte in der Hitze, eben wie das Gesicht von jemandem, der ganz dicht am Lagerfeuer sitzt. Liessa war begeistert. Nach dem ersten Zauber, der ihren Fall gebremst hatte, fabrizierte sie selbst nun einen Wärmezauber – wirklich beeindruckend. Vielleicht war diese Welt doch nicht so absurd und verrückt. In diesen Dingen wenigstens begann sie ihr zu gefallen.

Die Gefährten kamen an einen klaren, unterirdischen See, an dem sie eine Weile entlanggingen. Dann bogen sie in einen künstlich angelegten Tunnel ab, eine gut ausgebaute Röhre, groß genug für ein Pferdegespann.

»Wir sind jetzt in der Nähe des Labyrinths.«

Endos erwähnte dies recht beiläufig. Dann blickte er den Zauberer an.

»Hast du eine Ahnung, wo sich die Zauberkammern befinden?«, fragte er in der Hoffnung, eine positive Antwort zu bekommen.

Ceritravar hatte keinen blassen Schimmer. Er kannte zwar die Irrgänge. Doch waren ihm nicht die einzelnen Kammern oder Räume in Erinnerung. Die mussten angelegt worden sein, nachdem er das letzte Mal hier gewesen war. Es sei denn...

»Lass uns ein Stück zurückgehen«, antwortete er schließlich, »ich denke, ich weiß, wo sie den König begraben haben und wo wir finden, was zu finden wir losgezogen sind.« Ohne auf eine Reaktion zu warten, drehte er sich um und ging durch den Tunnel zurück an den kleinen See.

Zu aller Verwunderung bot sich ihnen nun ein völlig anderes Bild dar, als zuvor. Der See lag still und klar vor ihnen. Dahinter jedoch bäumte sich eine mächtige Wand aus Eiskristallen auf. Nicht glatt wie die Steilwände eines Gletschers. Wie eine überschwappende, haushohe Welle ragte die Wand über den See. Je länger sie dieses Gebilde anstarrten, desto deutlicher wurde, dass es sich nicht um einen Eisgletscher handelte. Das Wasser selbst schien wie erstarrt in der Bewegung. Es wirkte wie eine andauernde Momentaufnahme. Selbst Endos war verblüfft über dieses skurrile Gebilde. Er hätte schwören können, den See und dessen Umgebung genau zu kennen. Eine derartige Welle hatte er nie zuvor bemerkt. Damals nicht und nicht, als sie eben hier entlanggekommen waren. Und er hätte sie bemerken müssen, wenn sie bereits schon da gewesen wäre. Eine solche Erscheinung übersieht man nicht.

Auch fiel ihnen das helle Licht auf, das sich auf dem See spiegelte. Die Decke der Höhle schien aufgebrochen. Eine von strahlend weißen Wolken verdeckte Sonne spendete kaltes Licht.

»Liessa«, kommandierte der Zauberer mit ungewöhnlich harscher Stimme, »sieh in den See. Schnell. Wir haben nicht viel Zeit.«

Liessa wunderte sich über die harsche Bestimmtheit von Ceritravars Worten. Die Situation musste wirklich ernst sein. Auch wenn sie in dieser wunderschön bizarren Landschaft nichts Ernstes, nichts Gefährliches entdecken konnte. Sie sah in den See. Und sie sah sich selbst, wie sie am Ufer hockte. Der See war wie ein Spiegel. Dann sah sie wieder sich, wie sie am Computer saß und irgendwelche Spiele spielte. Sie musste lachen, mit welcher Ernsthaftigkeit sie diesen Schwachsinn betrieb und wollte sich zurufen: ‚Liessa, das ist doch nur ein dummes Spiel. Verschwende deine Zeit nicht damit. Komm her und leiste uns Gesellschaft, dass du lernst, was Abenteuer sind.‘ – aber sie rief es nicht, denn das Bild war ebenso schnell verschwunden wie es entstanden war. Liessa sah ihre Augen.

Sie sah Ausschnitte aus ihrer Kindheit. Sah ihre Eltern streiten und konnte es kaum ertragen. Sie sah die Lehrer in der Schule, wie sie ihr Lügen erzählten. Sie wusste dass es Lügen waren. Liessa sah den Pastor im Religionsunterricht, der von einem Gott predigte, den er selbst noch nie gesehen hatte. Sah Fische verenden in einem von Öl verpesteten und vergifteten Meer. In wenigen Momenten sah sie all die unverständlichen Handlungen, die ihr seit ihrer Kindheit begegnet und von den Erwachsenen immer mit einem Achselzucken abgetan worden waren. Und sie sah sich. Ihre hilflosen, fragenden, verzweifelten Kinderaugen, die nicht glauben konnten, dass das alles so wahr und richtig sein sollte. Es waren keine Wahrheiten. Es

waren Lügen. Sie alle belogen sich selber. Sie verdrängten die Wahrheit, weil sie gar nicht in der Lage waren sie zu beurteilen. Sie ließen nur gelten, was man sie gelehrt hatte. Hörige von Staaten, von Kirchen, von Wissenschaftlern, von Fabrikbesitzern. Es herrschte immer noch tiefstes Mittelalter. Mit brennenden Scheiterhaufen, Hexenverbrennungen, brutaler Folter und - was am Schlimmsten daran war – einem grausamen unfassbaren Glaubenszwang.

Liessa sah erneut in diesen See, der ein Spiegel war. Sie sah auf seiner gleißenden Oberfläche jene Wahrheiten. Sie sah und sie verstand. Ihr Herz zog sich zusammen. Ihre Brust schmerzte. Sie sah diese Wahrheiten. Verdammt. Sie fühlte sie. Sie atmete sie. Erstickte beinahe daran. Diese verdammte Wahrheit. ‚Sie ist so erdrückend‘ wollte sie schreien. Kein Ton entkam ihrer zugeschnürten Kehle. Diese Wahrheiten zerrten an ihr. Liessas Kopf drohte zu zerbersten. Er versuchte, zu erklären, wofür es keine Worte gab, zu beschreiben in Bildern einer blassen, feinstofflichen Unkenntlichkeit. Liessa sah, schrie und litt.



Und dann geschah, was niemals hätte geschehen dürfen!

Liessa starrte mich an. Starrte mir ins Gesicht. Wütend. Erfüllt von Hass, wie er in den tiefsten Tiefen jener Welt sich nicht einmal hätte entfalten können. Tränen standen in ihren hübschen, verzweifelten, blauen Augen. Tränen, die mir den einen bitteren Vorwurf machten, den einen einzigen Vorwurf, den zu machen niemand imstande ist. Ich werde diese furchterfüllten Augen wohl niemals vergessen, die auf mich einstachen wie glühende Messer.

»Warum hast du das getan?«, hörte ich ihre Stimme fern, verhallt und doch aus meinem eigenen Inneren herauflüstern.

Es war jene sanfte, sentimentale Stimme, die man sich in Momenten innerer Zerrissenheit ersehnt. Ich wusste genau, was sie meinte. Aber ich bemühte mich, diese Frage zu überhören. Ich drängte sie zurück in die Geschichte, wo sie ihren Ursprung genommen hatte und beantwortet werden konnte.

»Du bist wahnsinnig?«, stachelte Liessa weiter, »du musst wahnsinnig sein!«

Ich hörte es nicht. Nein – es stimmte nicht.

»Doch es stimmt!«, mischte sich der Zauberer ein. »Du weißt, dass es stimmt. Du weißt es. Und du allein bist verantwortlich.«

Ich war doch nur der Verfasser einer Geschichte, die endlich aufgeschrieben werden wollte. Ich hatte damit doch eigentlich gar nichts zu tun. Ich hatte sie doch alle nur erfunden, um darzustellen, was dargestellt werden sollte, um der Welt vor Augen zu führen, was sie endlich zu sehen ertragen sollte. Nahe daran selber los zu schreien, besann ich mich eines Besseren; denn ich wusste: es ist wahr.

Indem ich sie geschaffen hatte, lebten sie alle. Liessa, Endos, der Zauberer. Selbst die schwarze Seite, der teuflische Margon war meiner Phantasie entsprungen – ja, entsprungen scheint der einzig richtige Ausdruck zu sein. Und Sartyria, das Monster, teuflisch, gefährlich, unberechenbar. Ich fragte mich, wie weit ich noch gehen würde. Endos musste sterben, das war von vornherein deutlich gewesen, so deutlich in meinem Kopf, wie manche etwas deutlich aus den Sternen lesen.

Doch was würde mit den anderen geschehen, mit Ceritravar?  
Würde er sterben im letzten großen Kampf?  
Und Margon? Reichte meine Energie, das Geschöpf meiner Gedanken ebenso zu vernichten wie ich es geschaffen hatte?  
Und wie würde sich Liessas Schicksal entwickeln?  
Sie würde zurückkehren in ihre Welt.  
Was für eine Welt konnte das sein?  
Ihre Welt?  
Meine Welt?  
Eine brave, neue Welt oder ein finsternes, hoch technisiertes erbarmungsloses Mittelalter?

Die Nacht in der die Geschichte mir derart entgleiste, war jene Nacht, in der vor Eintausendneuhundertzweiundneunzig Jahren jener Christ gezeugt wurde, mit dessen Martyrium sich Millionen machtgieriger Männer für ihr späteres Handeln entschuldigten. In seinem Namen vernichteten sie vieles, was den Lauf der Erde bestimmt hatte. Und sie hatten Angst. Angst vor ihrer eigenen heroischen Prophezeiung. Er würde zurückkehren. Und sie wussten und wissen, sie selbst werden auf den Scheiterhaufen brennen, die sie entzündeten. Aber das ist das Ende einer anderen bitteren Geschichte.

Doch weit vor den ersten Worten dieser Geschichte hatten Dinge begonnen zu entstehen, die in der Tat Zeichen setzten für ein neues Zeitalter. Noch haben die Helden nicht alle Hinweise zusammengefügt. Noch wissen nur wenige von jenen Ereignissen die längst in unseren Hirnen schlummern. Elf Jahre brauchte ich um die Geschichte zu beginnen. Nun sind fünfundzwanzig Jahre vergangen und ich sage euch, vor dieser Zeit im Januar bei klirrender Kälte trafen wir auf BiFröst. Seit dieser Zeit existiert sie erneut und es ranken sich bereits Geschichten um sie. Und noch eines habe ich nach fünfundzwanzig Jahren begriffen. Es geht um die Farben und die, die sie täglich erschaffen. So einfach ist die Welt!



Ohnmächtig fiel Liessa zu Boden. Als sie erwachte, lag sie in Endos Armen. Er strich ihr durchs Haar, küsste ihre Wangen. Sie spürte die Wärme und vergaß.

Ceritravar und der Elb ahnten, was sie in Bruchteilen des Flügelschlages eines Schmetterlings gesehen und durchgemacht hatte. Sie hatte es durchmachen müssen, auch wenn es für niemanden außer ihr jemals von Bedeutung sein würde.

In dem Augenblick, da Liessa in Ohnmacht gefallen war, war neben der Wellenwand der gesamte See vollständig zu Eis erstarrt. Die Höhle hatte zu beben begonnen. Die Eisschicht war aufgerissen. Eine tiefe Spalte zog sich längs durch das gläserne Gewässer. In Höhe des Tunnelleingangs war eine Treppe entstanden, die so weit hinabführte, dass ein Ende nicht zu erkennen war.

»Wir müssen weiter«, forderte der Zauberer Liessa mit sanfter Stimme auf.

Liessa war verwirrt, konnte sich nicht erinnern, was geschehen war oder konnte es wenigstens nicht in Worte fassen oder Bilder. Schweren Herzens löste sie sich aus den Armen ihres geliebten Elbs. Sie folgten dem Zauberer, der den ersten Treppenabsatz bereits hinter sich gelassen hatte. Jetzt musste alles sehr schnell gehen. Während sie abstiegen, erklärte Ceritravar, was zu tun war:

Die Zwerge hatten Nanwick in der Tiefe des Sees bestattet. Jedoch nicht einfach im Wasser, wie man sich das so vorstellt. Durch einen Zauber, den selbst der Magier nur aus Legenden kannte, dem er selbst noch nie begegnet war, hatten sie die Zeit anhalten und aus dem Wasser des Sees ein Mausoleum bauen können. Aus der Begräbnisstätte war die Zeit auf ewig verbannt, draußen jedoch floss sie weiter.

Liessa hatte mit ihren Gedanken vermutlich unbewusst eine Art Loch in der Zeit geschaffen, durch das sie jetzt ins Innere des Sees unterwegs waren. Der Zauberer hatte keine Vorstellung, wie lange dieser Zustand anhalten konnte. Vermutlich war der Stillstand der Zeit knapp; denn sie selbst befanden sich nicht außerhalb des Zeitsystems.

Die Treppe endete in einer riesigen Halle, in deren Mitte tatsächlich der König aufgebahrt war. Die kristallinen Wände bargen Reliefzeichnungen der Geschichte des Zwergenvolkes. Vom hinteren Teil aus führte eine Tür in einen weiteren Raum: die Zauberkammer.

Liessa bekam den Mund nicht wieder zu von all den Kostbarkeiten, die hier aufgereiht waren. Während sie sich staunend umsah, durchsuchten Ceritravar und Endos die Kammer nach dem Elixier, das die Elben retten würde. Es musste in einer der unzähligen Flaschen sein, in einem Reagenzglas oder etwas ähnlichem.

In der Hektik huschte der Blick des Zauberers zu flüchtig über die Schriftrolle, die auf dem Tisch inmitten des Raumes lag.

Sie waren schon der Überzeugung, jede einzelne Flüssigkeit entdeckt und kontrolliert zu haben, als er endlich ein zweites Mal auf den Tisch sah. Er

nahm die Rolle, wickelte sie nach der alten Manier der Herolde auf und verschlang ungeduldig die Worte.

»Ich habe gefunden, was wir suchten!«, schrie er viel zu laut; waren doch Liessa und Endos nicht mehr als fünf Fuß von ihm entfernt. Der Zauberer schnappte die beiden und schob sie vor sich aus dem Mausoleum. »Lauft!«, schrie er, sichtlich in Panik geraten. »Rennt um Euer Leben. Dreht Euch nicht um und kümmert Euch nicht um mich. Wir sehen uns später!«

Mit diesem Worten verschwand er nochmals in der Gruft des Königs. Liessa und Endos hetzten die Treppe hinauf. Die Stufen waren nicht mehr so fest wie beim Abstieg. Die Schmelze der Zeit hatte bereits begonnen. Je höher sie kamen, desto häufiger rutschten sie aus. Einige Stufen gaben bereits nach. Liessa wollte sich umsehen, doch Endos schob sie vor sich her. Sie rief nach Ceritravar. Der Zauberer antwortete nicht. Es fehlten nur noch wenige Meter zum Ufer, als der See unter dröhnendem Knacken aufbrach. Die Fluten ergossen sich über ihnen. Liessa brauchte einen Moment, um zu verstehen, was geschehen war, und dass sie schwimmen musste. Endlich ruderte sie ans Ufer. Endos zog sie heraus und machte sich unverzüglich mit ihr auf den Weg zum Tunnel. Er ahnte, was im nächsten Moment geschehen würde.

Die gigantische eisige Welle brach über den See herein und löste eine ungeheure Flut aus. Nach wenigen Augenblicken stand die komplette Grotte unter Wasser.

In den Tunnelgang hatte das Wasser nicht eindringen können. Eine Art Schleuse sprang aus der Wand trennte den Tunnel buchstäblich im letzten Augenblick von der Grotte. Erschöpft und völlig außer Atem hielten Liessa und Endos inne. Es hätte nicht viel gefehlt und sie wären jämmerlich in den Fluten ertrunken.

»Ceritravar«, flüsterte Liessa mit Tränen in den Augen. »Ist er ... ich meine ... ist er ertrunken?«

Endos zuckte schweigend mit den Schultern. Er wusste es genau so wenig wie sie. Er hatte schon einige Male geglaubt, es hätte seinen alten Meister erwischt. Letztlich war er dann immer eines Besseren belehrt worden. Aber sicher war er auch diesmal nicht. Er überlegte, was zu tun sei, beschloss dann, dass Ceritravar sicher von ihnen erwarten würde, dass sie weitergingen. Liessa weigerte sich jedoch. Sie wollte keinen Schritt tun, solange sie nicht wusste, was dem Zauberer widerfahren war. Außerdem war die Kleidung vollkommen durchgeweicht. Es wäre ihnen schwer gefallen, damit eine längere Strecke zurückzulegen.

Liessa überlegte. Dann nahm sie die Sache endlich in die Hand. Sie suchte den Tunnel ab. Dabei entdeckte sie eine kleine Kammer, die durch eine schwere Eisentür verschlossen werden konnte. Falls Margons Wächter den Tunnel absuchen würden; in der Kammer wären sie zunächst vor ihnen sicher. Liessa zog Endos in die Kammer. Missmutig lehnte er die Tür an. Dann legten sie die Kleidung ab, wrangen und breiteten sie zum Trocknen aus. Nachdem Endos noch einmal in den Gang gespäht hatte, verschloss er die Tür vollständig.

Da saßen sie nun nebeneinander, frierend und peinlich berührt von der eigenen Nacktheit. Liessa war es schließlich, die die Scheu überwand und Endos den Arm um die Schulter legte. Sie lachten einander an. Endos wischte Liessa die nassen Haare aus dem Gesicht, dann gab er ihr einen zarten Kuss auf die Wange. Sie rieben sich aneinander warm und genierten sich dabei wie Kinder. Innig ineinander verschlungen, schrakten sie hoch, als plötzlich die Tür aufsprang. Mit einem lauten Lachen kam der Zauberer herein. »Glaubt ihr wirklich, dass Ihr eine lächerliche Tür vor mir versperren könnt? «

Überrückt sprang Liessa auf, drückte und umarmte Ceritravar.

Während der Zauberer seine Geschichte erzählte, zogen Liessa und Endos sich wieder an. Liessa erappte sich bei dem Gedanken, dass er ruhig noch ein wenig länger hätte wegbleiben können. Gleichwohl war sie heilfroh ihn heil und gesund wiederzusehen.

Ceritravar hatte bereits in der Zauberkammer bemerkt, dass das kristallene Wasser sich zu lösen begann. Er hatte Liessa und Endos nach oben geschickt, war ihnen selbst aber nicht gefolgt, weil die Treppe in ungeheurer Geschwindigkeit dahin schmolz. Alle drei hätte die Treppe nicht mehr getragen. Keiner von ihnen wäre heile oben angekommen. Deshalb hatte er es vorgezogen, mit einem Zauber, auf den er sich konzentrierte, den Weg so lange wie möglich freizuhalten. Für sich selbst hatte er die Hoffnung, dass das Mausoleum Schleusen besaß, durch die das Wasser nicht eindringen konnte. Er hatte Recht behalten. Liessa und Endos hatten fast die Oberfläche erreicht, als der Aufhaltezauber versagte. Das Wasser hatte seine alte Substanz zurück gewonnen. Die Schleusen schlossen sich. Der gläserne Sarg Nanwicks wurde danach zu Ceritravars Rettung. Der Zauberer legte den Leichnam des Zwergenkönigs behutsam neben die aufgebaute Opferstatt, schloss den Deckel des Sarkophags und öffnete durch einen weiteren Zauber die Schleusen. Durch den Druck des eindringenden Wassers wurden viele Gegenstände nach außen gedrückt.

So gelangte auch er an die Oberfläche. Zu seinem Glück war die große Welle zu diesem Zeitpunkt bereits über den See hereingebrochen. Der Wasserpegel stand nicht mehr an der Höhlendecke, sonst hätte es ihn vermutlich zerdrückt. So jedoch brauchte er nur zu warten bis das Wasser einen Stand unterhalb des Tunnels erreicht hatte.

»Ach ja! «, ergänzte er seinen Bericht lachend, »die Lösung für die Behandlung des Kalten Todes habe ich gefunden. «

Endos war einigermaßen erstaunt und sauer, dass das, was mittlerweile mehr als sein halbes Volk vernichtet hatte, Ceritravar zum Lachen brachte. Aber die Lösung war wirklich bitter einfach:

Das Blut von männlichen Elben hatte eine andere Struktur als das ihrer Frauen. Der Virus veränderte diese Struktur und führte so die Erstarrung herbei. Ein paar Tropfen weiblichen Blutes für die Männer und umgekehrt würde Männer wie Frauen immunisieren.

»Jetzt müssen wir nur noch lebend hier rauskommen, damit wir unser Wissen weiter tragen können«, schloss der Zauberer seinen Bericht.



Sie hatten sich vorwiegend in den Licht- und Abzugsschächten bewegt. Ein Unterfangen, das aufwendiger und anstrengender war als der Abstieg. Häufig hatten sie umkehren müssen, weil die Wände zu glatt, die Kamine zu eng oder steil waren. Ihre Kräfte waren erschöpft. Liessa konnte beim besten Willen keinen Schritt weiter und Endos spürte wieder diese eisige Kälte. Je höher sie gekommen waren desto häufiger hatten sie auch den Kriegern Margons ausweichen müssen. Die suchten immer noch, dem Himmel sei dank, nur auf den normalen Wegen. Doch die Schächte kreuzten diese Wege und die mächtigen Hallen und eben an jenen Knotenpunkten hatte sich ein Vorwärtskommen ohne entdeckt zu werden als äußerst schwierig erwiesen.

Sicher hätte Ceritravar sich und die Gefährten unter einen Zauber der Unsichtbarkeit stellen können. Keiner der Vasallen Margons hätte sie gesehen. Der Zauberer befürchtete jedoch, dass sie durch die Energie des Zaubers Sartyria auf den Plan gerufen hätten. Er kannte das Untier zu wenig, als dass er hätte abschätzen können, über welche geistigen Fähigkeiten es verfügte. Außerdem würde Margon den Reiz des Feinstofflichen wahrnehmen. Er konnte sie damit zwar nicht genau lokalisieren, würde aber eine etwaige Vorstellung von dem Ort haben, an dem sie sich derzeit aufhielten. Damit verlören sie den entscheidenden Vorteil. Solange sie noch niemand gesehen hatte, würden sie auf das Mittel der Unsichtbarkeit verzichten.

»Bitte lasst uns eine Pause machen!«, quengelte Liessa, »ich kann nicht mehr weiter, ehrlich!«

Endos war froh, dass Liessa damit anfang. Er hätte von sich aus nichts gesagt, weil er die anderen nicht beunruhigen wollte.

»Du hast recht«, lenkte Ceritravar ein. »Der Weg ist anstrengend. Wir müssten den Gipfel des Berges bald erreicht haben. Außerhalb der Höhlen wird

sicher alles schärfstens von Margons Truppen kontrolliert. Wir müssen ohnehin die Gunst der Nacht abwarten. «

Dem in die Schächte einfallenden Licht nach musste die Sonne gerade am Zenit stehen. Vielleicht eine Stunde vor oder nach der Mittagszeit. Jedenfalls deutlich zu früh für einen Ausbruch. Mühsam arbeiteten sie sich zu einem Absatz vor, auf dem sie rasteten. Etwas essen, etwas trinken und ein wenig Schlaf, das brachte ihnen fürs erste Erleichterung.

Endlich war die Dunkelheit angebrochen. Sie machten sich wieder auf den Weg. Über dem Schacht konnten sie bereits den sternbesetzten Himmel flimmern sehen. Es würde also nicht mehr sehr weit sein.

»Liessa, dein Schwert«, flüsterte Endos. Sie zog es vorsichtig aus der Scheide und spürte sofort die zuckende Kraft der Klinge.

»Das habe ich mir gedacht«, raunte der Zauberer, »sie haben den Berg umstellt. Wir können nur hoffen, dass sie uns hier oben nicht vermuten. «

Sie überlegten, wie sie ungesehen durch die Reihen der Streitkräfte brechen konnten. Während Ceritravar über jeden erdenklichen Zauber, den er kannte, grübelte, versenkte sich Endos in den einen, für ihn einzigen letzten Gedanken. Er nahm Abschied. Abschied von Ceritravar, seinem langjährigen Meister und Freund, mit dem er unzählige Wanderungen unternommen und Abenteuer erlebt hatte, dem er alles verdankte, den er über alles in der Welt liebte. Und er verabschiedete sich im Stillen von Liessa. Es stach in seiner Brust, dass er sie niemals wieder sehen würde. Was er nie für sich erwartet hatte, war in jenen unseligen Tagen in Erfüllung gegangen: es gab eine junge Frau, die er liebte. Er versuchte sich mit der Vorstellung zu trösten, dass sie aus einer fremden Welt gekommen war und dorthin zurückkehren musste; doch der Trost dieses Gedankens war sehr gering.

Endos sah Liessa mit einem heimlichen, sentimental Blick an. Und er wusste, um sie zu retten würde er den Tod nicht scheuen. Er hoffte, er könnte die feindlichen Truppen auf sich lenken, um dadurch einen Vorsprung für Liessa und den Zauberer zu erwirken. Und er wusste, dass keiner von beiden dies freiwillig zulassen würde. Doch es war die einzige Möglichkeit, wenn es überhaupt eine Möglichkeit gab.

Endos hatte sich entschieden. Unbemerkt zog er sein Schwert und pirschte sich zum Ausgang vor, der nur wenige Meter über ihnen lag. Liessa war eingeschlafen und der Zauberer grübelte immer noch vor sich hin. Das war gut. Sie durften Endos nicht folgen. Bevor sie den Schacht verlassen würden, musste er die feindlichen Späher von dort weggelockt haben.

Endos blickte ein letztes Mal zurück. Bei Liessas Anblick lief ihm ein Schauer über den Rücken. Dann kroch er aus dem Loch heraus.

Der Ausgang lag in einem Krater. Ringsum waren nur kleine Felsen und ein paar Büsche. Nichts hinter dem sich Margons Vasallen hätten verschanzen können. Auch wirkte das Loch so unbedeutend, dass hier keine Wachen postiert waren. Im Schutze der Dunkelheit stieg Endos über den Kraterand. Vor ihm lag der Grat. Ein paar hundert Schritte entfernt brannte ein Lagerfeuer. Eine kleine Wachmannschaft von vielleicht zwanzig Kriegerern hielt sich dort auf. Wenn er unbemerkt an ihnen vorbeikam und von der anderen Seite wie zufällig

auf sie stoßen und sie in ein Gefecht verwickeln würde, hatten Liessa und Ceritravar eine Chance.

„Wenn dieser verdammte kalte Tod nicht in meinem Körper brodeln würde“, dachte Endos. Früher hätte er es in der Dunkelheit mit zwanzig Kriegeren vielleicht aufnehmen können. Nun jedoch würde dieser kleine Kampf die Zeit des Dahinsiechens nur etwas verkürzen.

Lautlos steckte Endos das Schwert zurück und kletterte über die Steilwand, das Lager zu umgehen. Er hörte ihre Stimmen. Es waren tiefe, fremdartige Stimmen. Er schloss daraus, dass die Krieger von gewaltiger Statur sein mussten. Berserker vermutlich. Die waren kaltblütig und verdammt finster drauf. Endos bedauerte, dass er ihre Sprache nicht verstand. Zu hören worüber sie redeten, wäre sicher von großem Nutzen gewesen.

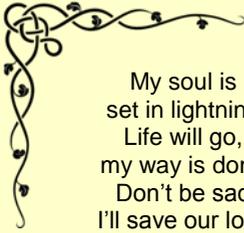
Noch nicht ganz am Feuer vorbei, rutschte er plötzlich aus. Seine Füße verloren den Halt. Steine polterten in die Tiefe. Endos hielt die Luft an. Verdammt. Er krallte sich mit den Händen in die Wand, suchte mit den Füßen einen Vorsprung zu finden. Das Gerede verstummte. Das metallene Klirren gezogener Säbel erfüllte die nachtschwarze Luft. Gemurmel. Jemand stampfte mit zornigen, festen Schritten über den Grat. Der Elb spürte, dass sie direkt über ihm waren. Der Schein einer Fackel erhellte für wenige Augenblicke die Szenerie. Lang genug für Endos um Halt zu finden und festzustellen, dass er sich genau unter einem Überhang befand. Für den Moment war er in Sicherheit.

Es wurde unruhig am Lagerfeuer. Wirr schrien und liefen die Wachen plötzlich durcheinander, suchten stampfend und fluchend die Gegend ab. Nach ein paar Minuten hatten sie sich jedoch wieder beruhigt, die Säbel zurückgesteckt, die Fackeln gelöscht und sich wieder ans Feuer begeben.

Endos hing noch immer in der Wand. Er fühlte, wie das Blut aus seinen Händen wich. Sie waren kalt und taub. Und sie schmerzten. Mühsam tastete er sich weiter. Ein zweites Mal durfte ihm ein solcher Ausrutscher nicht passieren. Dennoch – er wusste, er hatte nicht viel Zeit. Wenn seine Gefährten sein Fehlen entdeckten, musste alles gelaufen sein. Sonst würden sie nach ihm suchen und sich selbst verraten. Hörten sie aber das Waffengeklirr, würde Ceritravar seine Absichten erkennen und handeln.

Noch ein paar Meter an der Wand, dann kroch der Elb wieder auf den Grat. Er hatte das Lager überwunden, befand sich nun auf der anderen Seite. In einiger Entfernung brannten weitere Feuer, wie er vermutet hatte. Doch sie lagen zu weit auseinander, als dass sich die Wachen gegenseitig hätten helfen können. Sicher würden sie etwas von dem Kampfgetümmel mitbekommen und herübereilen. Doch dann war es bereits zu spät. Endos zog sein Schwert und stürmte unvermittelt auf das Lager zu.

## Endos death



My soul is  
set in lightning  
Life will go,  
my way is done  
Don't be sad  
I'll save our love  
Remember me  
like the sun

He 's on the run  
Endos is always gone  
You've got his duty  
You've got his thought  
Liessa don't cry  
He had to die  
Walking to ocean of gods

Set my words into fire  
You 're my fond of fantasy  
Dream my face in illusion  
Mirror is smashed  
When you'll awake

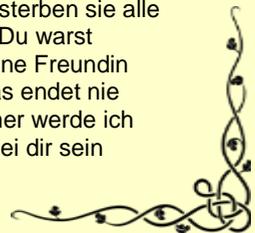
You've not to stay  
Consider your way  
You need to heal us  
Else we'll die  
You were my friend  
Never will end  
Ever I'll walk your eye

Meine Seele wandert zum Licht  
Das Leben erlischt  
Sei nicht traurig um unsere Liebe  
Erinnere dich daran, wie an die  
Wärme der Sonne

Er ist unterwegs  
Endos ist gegangen  
Du musst die Aufgabe zu Ende  
bringen  
Er lebt in deinen Gedanken weiter  
Liessa, weine nicht  
Es war sein Schicksal  
Nun geht er zu seinen Göttern

Meine Worte werden wir Feuer sein  
Du bist der Schatz meiner Träume  
Denke an mich in deinen Visionen  
Der Spiegel wird zerspringen  
Wenn du erwachst

Du darfst nicht warten  
Gehe deinen Weg  
Du musst  
mein Volk retten  
Sonst sterben sie alle  
Du warst  
meine Freundin  
Das endet nie  
Immer werde ich  
bei dir sein



Der Lärm klirrender Waffen riss Liessa aus den Träumen. Reflexartig griff sie zum Schwert, lange bevor sie wach genug war, die Lage zu begreifen. Auch Ceritravar hatten die Geräusche aus den Gedanken gerissen. Blitzartig war er aufgesprungen, zum Ausgang der Höhle gehetzt. Schnell hatte er begriffen.

»Dieser Narr! « schimpfte er. »Frag jetzt nicht! «, grollte er Liessa an. Dann zog er sie hinter sich aus der Öffnung. Sie stürmten über den Kraterrand, sahen das Feuer im Norden, rannten gen Süden. Weg von dem Kampf, weg von dem Lager. So schnell hatte Liessa den Zauberer noch nie laufen gesehen. Unerbittlich zerterte er sie vorwärts, seine knorrige Hand um ihr Gelenk gewunden. Und sie stolperte blind hinter ihm her. Die Welt drehte sich um Liessa. Der Grat wurde schmaler. Das Waffenklirren verhallte. Ceritravar hatte das Tempo verlangsamt. Er keuchte fast mehr als Liessa.

»Steck endlich dieses verdammte Schwert weg! «, schimpfte er, »es brennt wie eine Fackel. Ein deutlicheres Signal können wir unseren Verfolgern wohl kaum geben. «

Sie waren am Ende des Grates angekommen und mussten sich entscheiden, nach Osten oder Westen den Abstieg zu wagen. Da im Osten das Tor von Bragaan lag und der Zauberer dort die Hauptstreitmacht Margons vermutete, hielt er den Weg nach Westen für den einzig gangbaren. Der Weg war steil und übersät mit scharfkantigem Gestein. Dennoch zögerte Ceritravar nicht den Abstieg zu beginnen. Es würde nicht lange dauern, bis die Berserker den Grat nach ihnen absuchten. Auch mussten sie den Karsthang vor Einbruch der Morgendämmerung hinter sich gelassen haben und im Wald untergetaucht sein.

Ceritravar kletterte voraus. Liessa folgte ihm. Ihre Schritte waren unsicher. Oft verlor sie den Halt. Auch schmerzten ihre Hände bald von den schroffen Steinen. An einem Überhang schlug sie sich zu allem Überfluss ein Knie auf. In den steilen Kaminen der Höhle hatte unter ihnen eine weiche Finsternis gelegen. Es war ein sicheres Gefühl gewesen, den Abgrund nicht zu sehen. Der steile Hang hingegen versprach eine wenig weiche Landung. Liessa drehte sich schon bei dem Gedanken der Magen um, einen Tritt daneben zu setzen. Sie zwang ihren Blick auf die Hände oder nach oben. Bloß nicht nach unten sehen. Mittlerweile hatten sie fast die Hälfte der Wand über sich gelassen, als sie oben auf dem Grat Stimmen vernahmen. Jemand suchte mit Fackeln den Weg ab. Ceritravar zog Liessa an sich. Beide verbargen sich unter seinem weiten Umhang und warteten.

»Wo ist Endos? «, schoss es Liessa plötzlich durch den Kopf. »Oh mein Gott, wir haben ihn verloren. « Sie versuchte sich zu erinnern, wo sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Waren sie noch zusammen aus der Höhle geflohen?

Sie konnte sich nicht erinnern. Nein! – seit sie von dem Lärm aufgewacht war, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Sie musste es dem Zauberer sagen. Doch jeder Laut hätte sie verraten können. ‚Endos‘, schrie es in ihr, ‚Endos, wo bist du? Du kannst uns doch hier nicht alleine lassen.‘ Panische Angst überkam sie. Angst vor den teuflischen Kriegern. Aber auch

Angst um Endos. Sie krallte sich an Ceritravar. So fest, dass es ihm fast den Atem nahm. Er hätte sie trösten wollen, doch er konnte es nicht. Jedes Wort hätte sie verraten können. Der Zauberer war nicht einmal in der Lage, ihr über die Haare zu streichen. Er hätte unmittelbar den Halt verloren.

Die Minuten schwollen zu Stunden tosender Verzweigung an. Liessa dröhnte der Kopf. Ihr Herz drohte zu bersten. Sie spürte die Furcht in jedem einzelnen Knochen. Flehte zu Gott, dass alles nur ein böser Traum war. ‚Gott, bitte sag' mir, dass das alles nicht wahr ist!‘, schrie sie in die Finsternis ihrer kleinen Seele hinein. Bitte! Das Salz nasser Tränen rann über ihre Wangen. Sag', dass es nicht wahr ist, donnerte sie in die unendlichen Tiefen ihrer Seele. Sie klammerte sich an den Zauberer.

Es war ruhig geworden auf dem Berg. Die Söldner waren abgezogen. Sie hatten die Suche aufgegeben – wenigstens für den Augenblick. Im Morgengrauen würden sie bestimmt wiederkommen und weitersuchen. Bis dahin mussten Liessa und Ceritravar in der Tiefe des Tales verschwunden sein.

Der Zauberer sah Liessa an.

»Sag jetzt nichts!«, flehte er mit zitternder Stimme. »Ich weiß, wie dir zu Mute ist. Mir geht es nicht anders. Doch dafür haben wir jetzt keine Zeit. Später werde ich dir alles erklären.«

Er wusste selbst nicht, was er ihr erklären sollte, und vor allem nicht wie? Die Morgendämmerung hatte gerade begonnen, als sie den Fuß des Berges erreichten. Sie rannten in den Wald. Liessa war müde. Aber sie wusste, dass jetzt keine Zeit sein würde, auszuruhen. Sie rannten um ihr Leben. Schließlich war die Angst stärker als die Schwäche und so schafften sie ein gutes Stück des Weges, fort von dem unseligen Berg mit seinem unseligen Margon und dessen barbarischen Vasallen.

Anfangs vermieden sie es, die normalen Pfade und Strassen zu benutzen und bewegten sich ausschließlich durch das Unterholz, das teilweise so dicht wuchs, dass der Zauberer es mit Liessas Schwert aufspalten musste.

Einmal kamen sie dicht an einem Lager vorbei. Sie hörten die aufgebrachten tiefen Stimmen der Berserker. Doch bekamen sie keinen von ihnen zu Gesicht. Später kamen sie an einem kleinen Dorf vorbei, mit ein paar Höfen und einer halb zerfallenen Mühle. Liessa sehnte sich nach einem Bett. Aber der Zauberer musste ihr den Wunsch verwehren. Selbst wenn das Dorf nicht von Margons Truppen besetzt gewesen wäre, so würden sie doch bald dort nach den beiden suchen. Es durften keine Unschuldigen in diesen Kampf hineingezogen werden, nicht mehr, als ohnehin schon darin verwickelt waren und darunter zu leiden hatten.

Nachdem sie das Dorf hinter sich gelassen hatten, machten sie eine kurze Rast. Sie mussten nun über eine lang gestreckte Ebene laufen, auf der man sie in jedem Fall entdecken würde. Ceritravar hielt es daher für passend die Pferde herbeizuholen.

Liessa war überglücklich, als sie die Tiere wieder sah. Sie konnte sich zwar nicht vorstellen, auf welche Weise sie hierher gelangt waren, aber das spielte einmal mehr keine große Rolle. Am meisten wunderte sie sich allerdings

darüber, dass nur die Pferde von Ceritravar und ihr gekommen waren. Es löste in ihr einen kleinen Hoffnungsschimmer aus, dass Endos doch noch am Leben war. Sie konnte den Gedanken jedoch nicht weiterdenken, da die Zeit drängte. Es ging im Galopp über die Ebene.

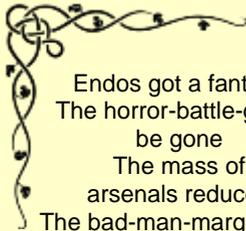
Hatte das Reiten Liessa früher angestrengt, jetzt war es eine Wohltat. Der frische Wind, das wiegende Gefühl des Galopps. Die Hoffnung der Hölle zu entfliehen.

Den ganzen Tag waren sie ohne eine nennenswerte Unterbrechung durchgeritten. Liessa hatte keine Ahnung, wo sie waren oder wohin sie eigentlich wollten. Sie war müde. Sämtliche Knochen taten ihr weh. Sie hatte Hunger. Doch sie schwieg. Sie würde nicht jammern. Mag sein, dass sie bisweilen zu Wutausbrüchen neigte und sich manchmal sogar selbst unausstehlich fand, aber gejammert hatte sie niemals. Und das würde sie auch jetzt nicht tun. Sie biss die Zähne zusammen und quälte sich vorwärts. Spontan fielen ihr die Worte des Zauberers ein, dass sie sich an ihre Heimat erinnern müsse, um eines Tages zurückkehren zu können. So vertrieb sie sich die Zeit damit, sich ihr Zimmer vorzustellen, ihre Freunde und vor allem den See, der nicht sehr weit vom Haus entfernt im Wald lag, den sie mehr liebte als irgendetwas anderes auf der Welt – abgesehen von Endos vielleicht, aber der lebte ja nicht in ihrer Welt.

Nachdem die Dunkelheit hereingebrochen war, suchten sie einen geeigneten Platz für die Nacht. Liessa dachte nicht mehr an Hunger oder Schmerzen. Sie fiel einfach an Ort und Stelle vom Pferd und in einen schweren, traumlosen Schlaf.

Als sie erwachte, standen die Sterne am klaren Nachthimmel. Sie sehnte sich so sehr nach Endos, dass sie seine sanfte Hand auf ihren Wangen spürte, seinen warmen Körper neben sich. Sie wollte nicht glauben, dass er im Kampf gefallen sein könnte. Für Liessa war er da – ganz dicht bei ihr. Sein Körper, aber auch sein Geist.

## Dead alived again



Endos got a fantasy  
The horror-battle-game  
be gone  
The mass of  
arsenals reduced  
The bad-man-margon-war  
be done

The terror of armament bent  
The shock of heart  
for ever rent

He got much of sympathy  
For the people – their distress  
He would fight for love and peace  
He would stay against all mess  
Changed a nightmare into dreams  
Out of dust he built a tree

Dreamed a world in harmony  
Where the love would be the queen  
Where the stars were shining clear  
Celebrating Halloween  
Just a world of law and goods  
Within laughter in the woods  
Within lovely lucky child  
Not be cruel and not be wild

Many pictures would be drawn  
Full of like and floating lights  
Margon killed our morning dawn  
Pushed the twilight into night  
Declared our prayers to be lies  
Like the darkness in our eyes

Endos hatte einen Traum  
Das Horror-Kriegs-Spiel sei vorbei  
Die Waffenlager leer geräumt  
Das Volk vom Margons Marter Freitag  
Der Terror der Waffen gebannt  
Der Schock in den Herzen endlich  
zerrissen

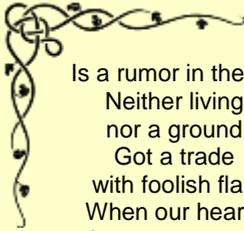
Endos hatte viel Sympathie  
Für das Volk – verstand ihre  
Verzweiflung  
Er war bereit für Liebe und Friede zu  
kämpfen  
Sich der Tyrannei entgegen zu stellen  
Verwandelte Alpträume in Träume  
Aus dem Staub schuf er einen Baume

Träumten eine friedliche Welt  
Deren Königin die Liebe selbst war  
Wo die Sterne glücklich strahlten  
An Halloween

Eine wirklich gerechte Welt  
In der die Wälder lachten  
In der die Kinder glücklich sind  
Nicht grausam, nicht wild

Viele Bilde wurden gemalt  
Voller Leben und Licht  
Margon zerstörte  
das Morgengrauen  
Verwandelte das Zwielficht in  
Dunkelheit  
Erklärte unsere Redner  
zu Lügnern  
Legte Dunkelheit  
über unsere Augen





Is a rumor in the air  
Neither living  
nor a ground  
Got a trade  
with foolish flair  
When our hearts  
began to pound  
Didn't feel  
the holy sign  
Changed our poison  
into wine

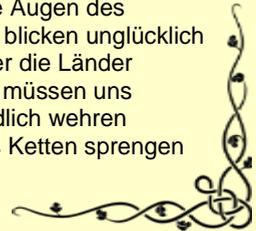
Dreamed a world ...

Margons army s to be smashed  
to free the land  
Endos death will be a sign  
Not only to defend  
Wizards eyes are crying fear  
Beyond the plains  
What we need is to destroy  
Margons cruel-man-chains.

Ein Grollen liegt in der Luft  
Die Welt beginnt zu wanken  
Es war ein teuflischer Pakt  
geschlossen  
Und unsere Herzen schlugen wild  
Fühlten nicht die heiligen Zeichen  
Tauschten Wein gegen Gift

Träumten eine friedliche Welt ...

Margons Armee  
muss zerstört werden  
Das Land zu befreien  
Endos Tod  
soll ein Zeichen sein  
Sich in der Not zu wehren  
Die Augen des  
Zauberers blicken unglücklich  
Über die Länder  
Wir müssen uns  
endlich wehren  
Margons Ketten sprengen



Mitten in der Nacht träumte Liessa aufgewacht zu sein. Sie sah in den Sternenhimmel, sah ein paar dunkle Wolken, wie sie lautlos über das Firmament trieben. Dann sah sie Endos wieder, tapfer und stark. Sah, wie er ihr das Bogenschiessen beigebracht, sie das Reiten gelehrt hatte, sah ihn allein, wie er sich durch die Wüste quälte, krank, schwach, ihrer Hilfe bedürftig, sah, wie sie an Sartyria vorbei durch die Höhle jagten, sah ihn neben sich liegen im Gras, fühlte die zitternde Sehnsucht nach ihm, nach seinen sanften Händen, seinen tiefen, blauen Augen. Ihr Herz brannte. Der Magen verkrampfte sich. Liessa zitterte am ganzen Körper, versuchte die Tränen zurückzuhalten. Sie ergossen sich über die Wangen, den Schmerz zu lindern, das brennende Herz mit jener salzigen Sanftmut ein wenig zu kühlen. Die Augen glasig, verschleierten ihr den Blick in die Sterne. Es war ein Traum tiefer Sehnsucht und ein Albtraum gleichermaßen.

„Es ist albern, Liessa. Wie kannst du so törichtes Zeug denken?“, versuchte sie sich den Schmerz auszureden als sie aus diesem unerträglichen

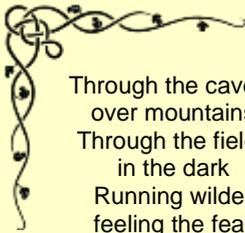
Traum erwachte. Ihre Liebe war zu einer beißenden klaffenden Wunde geworden. Liessa hatte mehr Angst vor den Schmerzen, die diese Wunde bereitete, als vor der Vasallen-Armee Margons oder seinem übel riechenden Monster Sartyria.

‚Endos!‘, schrie es unaufhörlich in ihr und es hallte millionenfach wieder, ‚Du kannst doch nicht so einfach sterben. Ich liebe Dich doch! Bitte ...!‘ Doch all das Schreien, Betteln, Flehen half nicht. Es vergrößerte nur den Schmerz.

Liessa konnte nicht sagen, wie lange sie wach gelegen hatte, als sie plötzlich dieses Knacken im Unterholz vernahm. Für einen Augenblick war sie wie gelähmt. Die Furcht schnürte ihr die Kehle zu. Die Pferde wieherten unruhig. Der Wald begann zu leben. Überall vernahm sie Geräusche, knackende Äste, Flüstern, Schritte. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken. Sie sah zum Zauberer hinüber. Er schien fest zu schlafen. ‚Wach auf‘, flehte sie in Gedanken, wagte aber nicht, auch nur einen Laut von sich zu geben. ‚Ceritravar‘, donnerte ihre innere Stimme, ‚ich flehe Dich an: Wach auf!‘ Doch der Zauberer rührte sich nicht.

Es blieb ihr nichts anderes übrig. Sie musste selbst handeln. Langsam drehte sie sich zur Seite und griff nach dem Schwert. Ihre Hände schwitzten, zitterten. Sie fühlte die Scheide, tastete sich nach oben, erwischte den Knauf. Vorsichtig zog sie die Waffe aus der Scheide. Als sie auf die Klinge sah, rutschte ihr der Mut vollends in den Magen. Das Metall brannte glühend heiß, als sei es frisch aus der lodernden Esse gezogen. Liessa erkannte, dass sie der helle Schein verraten hatte. Mit einem lauten Schrei sprang sie auf. Die eigenständige Wucht Gweldalárs riss sie fast um. In diesem Moment sprangen ihre Gegner aus dem Gebüsch. Hörner dröhnten, Kampfgeschrei hob an, als galt es eine waffenstarrende Armee zu besiegen. Schneller als Liessa begreifen konnte, war sie von den großen Söldnern umzingelt. Wild wirbelte ihr Schwert durch die Luft. Metall klorrte, Funken sprühten. Taub und blind vor Angst, hörte Liessa nicht den Donner, die Blitze, das Feuer um sich herum. Es war als sei die Hölle selbst angetreten, den alten Zauberer und das Mädchen mit dem göttlichen Schwert in ihre Gewalt zu bringen. Liessa fühlte, wie sich die Angst in blanker Hysterie entlud. Sie lachte, lachte laut, hysterisch, schrie, tobte. Ihre Augen glühten heiß, flammend wie das Schwert in ihrer Hand. Furchtbarer, dämonischer Hass ergoss sich über ihre Sinne. ‚Rache für Endos!‘, schrie sie und fühlte die unbarmherzige Wut der Klinge, wie sie in die Leiber der Vasallen biss.

## Back in the wood



Through the cavern  
over mountains  
Through the fields  
in the dark  
Running wilder  
feeling the fear  
in their necks  
Uncertain trip  
through a land  
Of dust, of thirst,  
of murder

Tonight – on the run through the  
night  
Out of help – out of light  
Persecuted by thousands of  
bastards and  
Of trolls and of demons  
Tonight – no one is sleeping this  
night  
Wizards eyes shining bright  
He is preparing the fight  
'gainst the army of devils and  
beasts - Tonight

When the day is dawning clear  
Their arrival comes near  
Rising home to meet the king  
Are escaped from the fools  
They have shake off any mules  
They will arrive

Back in the wood  
They see shadows of death in  
the land  
Back in the wood  
They got thousands of soul in  
their hands

Durch die Täler, über Berge  
Über die Felder in die Finsternis  
Fliehen sie gehetzt, die Furcht im  
Nacken  
Eine unheilvolle Flucht  
Durch den Staub,  
die Sehnsucht,  
die Angst

Heut Nacht –auf der Flucht  
durch die Nacht  
Ohne Hilfe – ohne Licht  
Verfolgt von tausenden von Bastards  
und Trollen  
und Dämonen  
Heut Nacht  
niemand schläft heute Nacht  
Die Augen des Zauberer leuchten hell  
Er bereitet sich auf den Kampf vor  
Gegen die Armee  
von Teufeln und Monstern  
Heut Nacht

Als der Tag erwachte  
Hörte man sie bereits nahen  
Sie verließen ihre Heimat,  
den König zu treffen  
Sie entkamen den Schrecklichen  
Haben die Finsternis zerschlagen  
Nun kommen sie

Zurück im Wald  
Sehen die Schatten  
des Todes über dem Land  
Zurück im Wald  
Gehen sie Tausenden  
entgegen,  
die sie erwarten



„Rache für Endos!“, hallte es aus den unendlichen Tiefen des Universums wieder, hämisch und erfüllt von einer gefährlichen gespenstischen Kraft. »Du torenhafte Göre!«, grölte ihr plötzlich eine gewaltige Stimme entgegen, »Du hast genug Unheil angerichtet unter meinen Männern – Schluss jetzt!«

Liessa zuckte zusammen. Nur wenige Schritte vor ihr stand der dämonische Herrscher auf einem Felsen, gehüllt in gleißendes schwarzes Licht. Mit einer Handbewegung entriß er ihr durch einen Blitz das Schwert. Liessa schrie. Sie schrie, dass ihre Lunge zu bersten drohte. Dann wurde ihr schwindlig. Die Kraft wich aus ihrem Körper. Totengleich sackte sie in sich zusammen.

Zusammengeschnürt wie ein Paket, fand sie sich auf den holpernden Planken eines Pferdewagens wieder. Rücken an Rücken mit Ceritravar. Liessas Hände brannten von den würgenden Fesseln. Jedes Glied ihres Körpers tat ihr weh. In groben Zügen versuchte sie sich an die Ereignisse zu erinnern. Sie waren im Wald überfallen worden. Sie hatte tapfer gekämpft und wer weiß wie viele Söldner niedergestreckt. Doch dann hatte sie Margon persönlich gegenübergestanden.

»Ist alles in Ordnung?«, flüsterte Ceritravar mit demütiger Stimme.

Liessa überlegte. In Ordnung war gar nichts. Sie waren gefangen. Margon hatte eine Streitmacht von wenigstens tausend Soldaten aufgeboten, sie zu bewachen und – wie Liessa richtig vermutete – in seine Festung zu bringen. Was sollte aus den Elben werden. Sollten sie jetzt alles sterben, weil niemand ihnen mehr das Geheimnis verraten konnte, wie sie dem kalten Tod begegnen sollten? Liessas gesamter Körper schmerzte.

»Ja – es ist alles in Ordnung!«, antwortete sie mürrisch.

»Schweig!«, herrschte sie der Kutscher an. »Ihr werdet noch genügend Gelegenheit zum Reden bekommen.« Er lachte dabei derart widerlich, dass in diesem Moment die wildeste Phantasie nicht gereicht hätte, Liessas Ekel nachzuvollziehen.

»Es wird alles gut werden!«, flüsterte der Zauberer. Ihm kam kein Wort über die Lippen. Es war als hätte Liessa seine Worte gespürt – und so war es auch: er verständigte sich mit ihr nur über die Gedanken. »Schlaf jetzt ein wenig; wir können im Moment nichts tun.«

Der Weg war uneben; sie wurden mächtig durchgerüttelt. Die Fesseln brannten an den Handgelenken. Trotzdem bemühte sich Liessa den Worten des Zauberers zu folgen und ein wenig auszuruhen. Sie war ohnehin zu sehr durcheinander, als dass sie einen klaren Gedanken hätte fassen können. Gelegentlich erkundigte sich der Herrscher persönlich unter höhnischem Gelächter nach dem Wohlbefinden seiner Gefangenen. Ansonsten war die Fahrt lediglich schmerzhaft und eintönig.

Zwei Tage und Nächte waren sie unterwegs gewesen, hatten kaum eine Pause eingelegt, als vor ihnen die grausame Festung des Herrschers auftauchte. Wie eine Teufelskralle warf sie schwarze Schatten über das Land.

Liessa hatte sich von je her für Befestigungsanlagen interessiert. Ein derart finsternes und gleichwohl gigantisches Bollwerk war ihr jedoch nie unter die Augen gekommen. Auf einem mächtigen Hochplateau gelegen, schienen sich die zahllosen Türme und Zinnen über den Himmel zu erheben – bereit, den Sternen zu trotzen. Das Mauerwerk erstreckte sich in drei unabhängigen Ringen um den inneren Komplex. Jede der Mauern maß wenigstens vierhundert Fuß Höhe. Dem ersten Tor nach zu urteilen, mussten sie mindestens dreißig Fuß dick sein. Allein im äußeren Ring zählte Liessa über fünfzig Türme. Die ganze Anlage schätzte sie auf einen Umfang von mehr als neuntausend Fuß. Der Aufwand, mit dem die Festung gesichert war, belegte auf mehr als eindrucksvolle Weise, wie mächtig Margon, der finstere Herrscher, war und wie verhasst.



Walmortua, wie die Menschen aus den Dörfern das Bollwerk nannten, reckte sich wie eine schwarze Hand nach der Herrschaft der Welt, selbst bis in die abgelegensten Träume und Winkel. Wer den Anblick auch nur einmal hatte ertragen müssen, zweifelte nicht mehr an dem Sieg der Finsternis; für ihn konnte es keine gute Macht mehr geben, die dem Hassschürenden Regime ein Ende hätte setzen können. Selbst die Göttin wäre dazu kaum in der Lage gewesen. Umso mehr war die Tapferkeit jener zu schätzen, die sich nicht geschlagen gegeben hatten. Sie wussten sehr wohl um die übersinnlichen, dunklen Mächte, durch die Margon die Herrschaft erlangt hatte; und dennoch

troztten sie ihm mit der Hoffnung von Schiffbrüchigen im tosenden Sturm, die Erinnerung an rettende Feste im Hirn.

Der Treck hatte das erste Tor passiert. Der Zauberer hatte Liessa gewarnt, nicht nach rechts und links zu schauen. Das grausame Bild würde in ihr neue Wunden der Furcht reißen. Doch sie hatte natürlich nicht auf ihn gehört und die Szenerie genau beobachtet. In Käfige gepfercht hingen ausgemergelte, hungernde, zitternde Gestalten auf den Zinnen. Nackt. Übersät von Striemen geronnenen Blutes. Die Knochen gebrochen. Aufs schändlichste misshandelte Kreaturen, denen Liessa nichts sehnlicher wünschte als einen warmen endlichen Tod.

Selbst Kinder hatten sie derart gepeinigt. Liessa ekelte sich vor ihnen; und sie ekelte sich vor sich selbst; denn sie wusste, es waren doch nur Kinder, arme, unschuldige, kleine Kinder, mit aufgeschlitzten Fingern, zugeklebten Augen, abgerissenen Ohren und dergleichen unertragbar mehr.

Kalte, bittere Wut stieg in Liessa auf. Sie hasste den Herrscher mehr als sie ertragen konnte. Und sie hasste seine widerlichen Vasallen, die Tag um Tag dieses Elend vor Augen hatten, mit den Gegeißelten ihre Spielchen trieben, sich offensichtlich sogar in grenzenloser Geilheit an ihren Opfern vergingen. Liessa musste sich zusammenreißen, wie sie sich noch niemals hatte beherrschen müssen, ihnen ihre Perversität nicht ins Gesicht zu kotzen.

Ihre innere Stimme schrie zum Himmel, schrie zu ihrem Gott, flehte ihn an, dieses diabolischen Elend endlich zu beenden. Was für ein Gott, wütete es aus ihr heraus, dass du zuschaust – du jämmerliche Kreatur eines Feiglings. Sie bat nicht. Sie flehte nicht. Liessa forderte. Nicht einmal ein Gott oder eine Göttin oder was auch immer dieses Universum bestimmte und geschaffen haben mochte, hatte das Recht, sich dem Kampf gegen diese Grausamkeit zu entziehen. ‚Ich hasse Dich‘, schrie sie, ‚ich hasse Dich, ich hasse Dich!‘, und sie hoffte dabei eigentlich auf das Gegenteil. Sie suchte jemanden, dem sie in dieser Wüste des Verlassenseins vertrauen konnte, der sie tröstete, ihr Hoffnung gab.

Der einzige, der ihre Gedanken vernahm, war Ceritravar. Es schnürte ihm das Herz zu. Und er herrschte sie an, endlich Ruhe zu geben. Liessa dachte nicht daran. Kein Laut verließ ihre Lippen; und doch begann der Sturm jetzt erst richtig loszubrechen. Und dann geschah etwas, das alle: Soldaten, Gefangene, Tiere, sogar den finsternen Herrscher – in Angst und Schrecken versetzte.

Es begann zu schneien. So lächerlich es klingen mag – der Himmel öffnete seine schweren, grauen Wolken und schickte weiche, leise Schneesterne in tausenden zu Boden. In wenigen Augenblicken hatten sie das grausame, nach Blut gierende Bollwerk der Finsternis in einen sanften, weißen Tempel verwandelt. Wie eine weiche, wattierte Decke legte sich das Weiß auf Mauern, Türme, Häuser und Strassen, löste die unbarmherzige Kälte durch eine warmherzige Wiese sanfter Liebe ab. Dann brach die Sonne durch. Sie verwandelte die Szenerie in ein blendend strahlendes Werk aus Millionen von Kristallen. Tief drang sie in die frostigen Mauern ein. Und sie drang in die erstarrten, versteinerten Herzen.

Zu keiner Zeit hatte es in Walmortua geschneit. Niemals hatte die Sonne diesen Ort erblickt. Die Schatten der Finsternis hätten dies nicht zugelassen. Plötzlich war alles Leben verstummt. Die finsternen Wesen bildeten eine Gasse der Angst, durch die der Wagen mit den Gefangenen sich langsam auf das Haupttor zu bewegte. Alles starrte fassungslos auf den Schnee, starrte auf Liessa, deren grenzenlose Macht offensichtlich selbst dem finsternen Herrscher noch in der Gefangenschaft trotzte. Furcht erfüllte die Herzen, selbst der unerschrockensten Berserker.

»Hexe!«, rief jemand, »verbrennt sie!« Andere fielen in den Ruf ein.  
»Hexe, Hexe ...«

Lauter. Schriller. Hysterisch. Die ganze Festung schien mit einem Mal zu toben, zu beben unter den angsterfüllten, verzweifelten Schreien jener ach so tapferen Krieger. Sie fürchteten sich vor jenem blonden, sechzehnjährigen Mädchen, das gefesselt an ihnen vorbeigeführt wurde. Panische Angst sprach aus ihren Gesichtern. Und Ceritravar begann so laut zu lachen, dass die Festung bebte.

Liessa selbst begriff nicht, was geschehen war. Sie vernahm die Forderung nach ihrem Tod wie aus einem Traum heraus. Ihr war schon klar, dass sie damit gemeint war. Doch sie registrierte es nicht wirklich. Sie fiel in das Lachen des Zauberers ein. Lachte unbändig, unzählbar, teuflisch, göttlich. Selbst dem diabolischen Herrscher, der herbei eilte sie zum Schweigen zu bringen, lachte sie den Hass und die Wut ins Gesicht. Sie fühlte eine ungeheure Kraft in sich aufsteigen. In diesem Moment war sie Margon haushoch überlegen, trotz all seiner Schergen, seiner Folterknechte, seiner tausendfach geschützten Festung. Und Liessa fühlte, dass sie nicht alleine war. Diese Stärke, diese souveräne Sicherheit, das steckte in ihr, es kam aus ihr heraus, aber es entsprang nicht Liessas Seele. Es war eine Macht, weit größer als alles nur Denkbare.

Margon ließ den Wagen anhalten. Hoch erhobenen Hauptes führte er seinen feurigen Rappen um den Wagen herum, blieb dann genau vor Liessa stehen.

»Schweig!«, herrschte er sie an. Der Herrscher tobte innerlich. Nach außen war er ruhig, eiskalt. »Schweig, du Göre. du verschlimmerst deine ohnehin aussichtslose Situation nur unnötig.«

Liessa lachte. Sie verhöhnnte ihn mit ihrem Lachen derart, dass selbst Ceritravar sie nun ersuchte das Gelächter zu beenden. Doch das imponierte ihr nicht. Sie brachte Margon derart in Rage, dass er das Schwert zog, dem Spuk ein jähres Ende zu bereiten. Es war jene Klinge, die er Liessa abgenommen hatte. Er hatte gesehen, wie durch sie unzählige kräftige Krieger den Tod gefunden hatten und sich so einiges von der Wirksamkeit des ihr innewohnenden Zaubers für sich versprochen. Weit gefehlt. Die Klinge glühte. Kaum war er imstande sie zu halten. Wild tobte das Schwert in seiner Hand.

Liessa verstummte. Mit einem frechen, erstaunten Grinsen starrte sie den Herrscher respektlos an. »Glaubst du wirklich, dass du dieses Schwert bändigen kannst?«, höhnte sie, »Du, den zu vernichten sie vom Gehörnten selbst geschmiedet wurde? Deine Tage sind gezählt, dunkler Vasall einer

kranken Macht. Du Narr! Begreife es: Das Universum hat sich gegen dich entschieden! «

Margon erstarrte. Der Gehörnte selbst? Wessen Zunge sprach aus diesem Mädchen? Wer war sie, dass sie derartige Macht, derartiges Wissen, eine derartige Waffe besaß. Er wich zurück.

»Du wirst mich nicht blenden, Göre! «, konterte er. Doch er war sich seiner Worte nicht mehr sicher. Diese glühenden Augen, diese Furchtlosigkeit. Ceritravar, seinen ehemals alten Freund, den Zauberer hatte er für seinen gefährlichsten Feind gehalten, nicht aber das Mädchen. Nun begriff er welcher tödlichem Irrtum er aufgesessen war.

Während Liessa dem Herrscher spottete, hatte auch Ceritravar sie beobachtet. Anfangs hatte er es für die Hysterie eines törichten Kindes gehalten. Dann aber hatte er ihre Worte gehört, ihre Stimme und gewusst, dass er die Art, die Sprache, den Ausdruck nicht von Liessa kannte. Nicht sie war es, die da sprach. Und doch - die Stimme war dem Zauberer sehr vertraut. Er versuchte sich zu erinnern. Und endlich begriff er: Aljana!

Es musste die Wicca sein. In der Tat, ein Zweifeln war nicht möglich. Aljana sprach durch das Mädchen. Hatte sie nicht all das vorausgesagt? Und nun war sie da. Es mochte absurd klingen; dennoch war Ceritravar überzeugt, dass auch dies noch nicht der Wahrheit letzter Schluss war. Die Wicca besaß ungeheure Kräfte. Sie hatte vollbracht, was selbst die mächtigsten Druiden für Mären hielten. Doch die Energie, die Liessa in diesem Augenblick umgab, war größer als alles was je auf dieser Welt gewandelt war, eingeschlossen Asen und der Gehörnte Gott. Es war nicht der Ausdruck der Dienerin, es war der Ausdruck der Göttin selbst.

So sehr diese Vorstellung dem Zauberer Hoffnung einhauchte, so sehr verstand er nun das Ausmaß der Ereignisse. Die Mächte des Universums befanden sich direkt unter ihnen. Offenbar musste der Kampf, der in den Welten tobte, entscheidend zu der Verschiebung der Kräfte in anderen Dimensionen beigetragen haben – mehr als jedes weise Wesen der Welten hätte er das ahnen können. Der Zauberer erstarrte bei dieser Vorstellung.

Margon indes war zurückgewichen. Auch er wusste nun um die Kraft Liessas und fragte sich, warum sie nicht versuchte, ihre Fesseln zu lösen und zu fliehen. Niemals hätte er normalerweise die Flucht einer Gefangenen geduldet. In diesem Moment jedoch wäre er froh und dankbar darüber gewesen, hätte nicht einmal die Verfolgung aufgenommen. Auch Ceritravar bewegten diese Gedanken. War sich Liessa ihrer Kraft nicht bewusst oder gab es einen Grund für ihre passive Haltung?

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Man brachte die beiden Gefangenen in ein gemeinsames Verlies, tief im Innern der Festung. Liessa bekam von all dem kaum etwas mit. Sie war plötzlich so ausgelaugt, müde, träumte vor sich hin. Erst als die schwere Eisentür hinter ihnen ins Schloss fiel, kam sie langsam wieder zur Besinnung.

»Was ist geschehen? Habe ich das alles nur geträumt? «, fragte sie den Zauberer.

»Du hast nicht geträumt!«, erwiderte Ceritravar gelassen, »der Schnee, das Schwert, die Worte – all das ist geschehen. Du hast eine mächtige Freundin, die Dich beschützt und durch Dich handelt!«

Für Liessa war das im Moment zu hoch. Sie war zu müde, wollte nur noch schlafen.

Nur ein einziges Mal war einer von Margons Folterknechten aufgetaucht. Er hatte die Zelle betreten und Ceritravar mit finsterner Miene aufgefordert mit ihm zu kommen. Der Zauberer hatte nicht daran gedacht, ihm in die Folterkammer zu folgen. Der Knecht, ein Hüne von einem Mann, hatte daraufhin versucht ihm Eisen an die Handgelenke zu legen. Durch einen lächerlich simplen Zauber hatte Ceritravar die Eisen geschmolzen. Bei einem zweiten Versuch hatte sich der Folterknecht an seinen Handgelenken die Finger regelrecht verglüht. Wutentbrannt hatte er die Wachen gerufen, den Zauberer abzuführen. Ceritravar gab sich für den Moment geschlagen, weil er kein Handgemein in der engen Zelle verursachen wollte.

Als Liessa ihn jedoch mit hängendem Kopf resignieren sah, sprang sie tobend auf und fauchte die Wachen an wie eine mächtige Tigerkatze. Die Männer schrakten zurück. Bevor sie zur Besinnung kamen, befahl Liessa ihnen mit dröhnender Stimme, das Verlies zu verlassen. Niemand wagte ihr zu widersprechen. Seitdem wurden sie gut mit Lebensmitteln versorgt. Allerdings hatte Margon jedem untersagt, mit ihnen auch nur ein Wort zu wechseln. Er fürchtete, einer dieser unwissenden Toren könne den unbarmherzigen Zorn Liessas heraufbeschwören und damit die gesamte Festung ins Unglück stürzen.

Die Tage vergingen. Abgeschieden vom Tageslicht konnten sie nicht sagen, wie lange sie schon in Gefangenschaft gehalten wurden. Ceritravar lehrte Liessa, ihre neuen Fähigkeiten zu nutzen. Er zeigte ihr mancherlei Zauber, klärte sie über die Wechselwirkungen der Kräfte im Universum auf. Doch während der ganzen Zeit fragte er sich, aus welchem Grund Liessa nichts unternahm, den Kerker zu verlassen. Natürlich hätte auch er selbst handeln können. Niemand hätte ihn aufgehalten. Doch auch er tat es nicht. Stattdessen wies er Liessa immer wieder auf ihre Fähigkeiten hin, bis er am Ende fast die Geduld verlor und sie zur Rede stellte.

Liessa lachte ihn nur an. War sie wirklich so töricht, es nicht gemerkt zu haben? Nein. Sie wusste, dass es nicht an der Zeit war zu handeln. Noch nicht.

Es schien nun an ihr, dem Zauberer die Zusammenhänge zu erklären. Sie hatte auf den Pferdekarren ihren Gott angerufen. Doch der war taub gegenüber den Grausamkeiten. Stattdessen hatte ihr die Mutter geantwortet und hatte Liessa den Weg zu ihrer Dienerin geöffnet. Sie hatte der Wicca von der Möglichkeit erzählt, wie das Elbenvolk gerettet werden konnte. Es war also keine Minute verschwendet worden.

»Aljana«, so berichtete Liessa, die sich an die mysteriöse Art ihres Wissens mittlerweile gewöhnt hatte, »brach noch in derselben Nacht zu Novagorn, dem Elbenkönig auf. Die Seuche ist gebannt. Es hat eine Ratsversammlung gegeben, auf der beschlossen wurde, Margon alle

verfügbaren Mächte der übrigen Welten in einer letzten, großen Schlacht entgegensetzen. Die Heere haben bereits begonnen, sich zu sammeln. In der Nacht der Mondin werden sie aufbrechen. «

Der Zauberer hatte nicht erwartet, dass in der Zwischenzeit soviel geschehen sei. Dennoch empfand er es all dies noch nicht als sinnvolle Erklärung für Liessas Verhalten.

»Ich bin doch unentwegt am Handeln«, fuhr Liessa endlich fort, und kam damit zur entscheidenden Aussage:

»Der Kampf, den wir führen würden, wäre vergebens, solange der Hass in den Köpfen vorherrscht. An dir ist es, mit dem Schwert des Gehörnten oder durch deine geistigen Kräfte den Kampf gegen Margon aufzunehmen. Wir jedoch, die Töchter der Mutter, müssen die Furcht des Geistes auslöschen. «

Sie schluckte bei diesen Worten. Nicht ihre Aufgabe bereitete ihr Sorgen. Sie wusste, dass es wohl nicht nur für Margon der letzte Kampf seines Lebens sein würde. Mit dem Ende dieses Gefechtes würden sie von dieser Welt gehen, um sich auf Ewig in anderen Dimensionen gegenüberzustellen. Sie wusste es und Ceritravar wusste es. Tränen standen Liessa in den Augen. Sie klammerte sich an den Zauberer.

»Du darfst nicht sterben, es darf nicht geschehen! «

»Doch Liessa. Lass es geschehen! «, antwortete er ruhig. Es ist mein Weg. Ich habe ihn selbst vor langer Zeit gewählt. «

»Der Schnee schmilzt«, flüsterte Liessa schließlich. »Die Finsternis ergießt sich ein letztes Mal über die Zinnen der Burg. Sie haben das Weiß gesehen und fordern es nun. Niemand will mehr Sklave der Finsternis sein. Es herrscht Aufruhr unter den Truppen. Die Generäle zweifeln. Die Diener haben sich der Gefangenen angenommen. Nicht mehr lange, dann werden sie die Tore öffnen und uns befreien. Sie verfluchen uns, weil sie sich selbst verfluchen. Sie können uns nicht ertragen neben ihren schmutzigen Machenschaften. Jeder Gedanke ist ein Spiegel ihrer Grausamkeit. «

»Aber wie konnte das alles geschehen? Was ist denn nun wirklich passiert? «

Ceritravar lief in der Zelle unruhig auf und ab. Er hatte die Dinge seit geraumer Zeit sehr genau beobachtet. Und er hatte bemerkt, wie sich etwas verändert hatte, das niemand, nicht einmal der Himmel selbst zu erklären vermochte. Während die Dunkelheit über die Zeiten langsam aber beständig zugenommen hatte, war etwas in Bewegung geraten, etwas, das die Welt im weitesten Sinne des Wortes erleichterte.

Liessa lachte. In der Tat war es so. Es würde noch einen letzten Kampf geben, doch der Krieg war längst vorbei.

»Erinnere dich der Asen. Sie verschwanden aus dem Gedächtnis der Welten. Und das Zwergenreich Nanwicks. Es wurde beinahe ausgelöscht. Die Elben Novagorns starben am kalten Tod, die Elben Meridors siehten durch die Sehnsucht nach der Heimat elend dahin. Das Feenvolk ist regelrecht verwelkt. Die Nornen hat seit dem Untergang Asengards niemand mehr besucht. Sie standen seitdem vollkommen machtlos außerhalb der Geschichte. Und die

Zauberer. Sieh dich an. Sieh Margon an. Der eine gab auf, der andere entwickelte ungeahnte Süchte.

Das All-Eine hatte von den Dingen erfahren, hatte die Veränderungen selbst gespürt. Und es war hoch erfreut und glücklich darüber; denn nun konnte und durfte und musste es zum allerersten Mal selbst eine Entscheidung treffen. Die Vorbereitung auf dieses fantastische Ereignis hat über Äonen von Zeitaltern gedauert. Nun schob es also die Kräfte ein wenig in die eine, die dunkle Richtung. Was es sah, gefiel ihm jedoch nicht. Da war die Entscheidung gefallen. Und alle, die das All-Eine zusammenfasst, waren unglaublich stolz auf die Dinge, die in naher Zukunft geschehen würden. Das All-Eine war in gewisser Weise herangereift, erwachsen geworden. «

»Das ist eine bewegende Geschichte«, warf Ceritravar ein, »aber wieso ist der Krieg nun vorbei? Was hat sich denn nun wirklich geändert? «

Liessa sah ihn zweifelnd an. Hatte es ihm denn nie jemand erklärt. Wussten sie es am Ende alle nicht? War es nicht deutlich zu sehen gewesen?

»Das Licht!«, holte sie aus, »wir alle sind es, die durch ihr Wirken das Licht erschaffen. Jedes Volk hat sich vor ewigen Zeiten einer Farbe des Lichtes verschrieben. So erschufen die Zwerge das Rot und mit dem Rot die Kraft, die Energie des Feuers. Die Feen sorgten sich um die Farbe Orange. Dieser Ton schwingt im Vertrauen. Mit dem Verlust dieses Vertrauens nach Dannbarar schwanden ihre Kräfte. Die Farbe verblasste. Doch der Frieden zwischen Elben und Feen hat das Vertrauen erneut erschaffen. Die Menschen hüten die Farbe Gelb. Sie sind die Meister des erworbenen Wissens, aber auch der Vorsicht. Auf ihrer Welt tobt immer noch ein Krieg, den zu beenden es noch lange brauchen wird, doch sie beginnen die Dinge zu verstehen. Die Elben sind wie die Elfen Waldwesen. Wer könnte ein satteres Grün hervorbringen als sie? Der kalte Tod, die Trennung von Vater und Sohn, all das steht für Tod und Wiedergeburt – ja ihr Schicksal war schwer zu ertragen. Sie mussten wahrhaft durch den Tod gehen, doch nun strahlen die Wälder wieder von sattem Grün. Die Nornen, sie besaßen von je her das Auge. Sie hüten mit ihm die Farbe Blau. In der vorangegangenen Ära jedoch wurden sie verbannt, verleumdet. Es gab keinen Grund mehr für ihre Existenz. So verblasste das Blau. Die Geschichte der Auferstehung der Asen ist bekannt. Dies ist vielleicht die einzige Prophezeiung, die einen Hinweis auf die Entwicklung der Dinge hätte geben können. Das Lila ist ihre Farbe. Die Farbe der Freya. Aber entscheidend ist wohl eher die Auferstehung BiFrösts. Die Regenbogenbrücke war der erste Schritt für die Wiederherstellung des Lichtes. Und das Licht, das seid Ihr, die Zauberer. Nur ihr vermögt das Leiden der Welten und dessen Sinn am Ende zu verstehen. Ihr seid die Schwingen, auf denen das Universum reitet. Ihr seid die Schwingen des Lichtes! «

Liessa schmiegte sich wieder in die Arme des alten Zauberers. Sie war froh über die Entwicklung, froh über ihr Wissen, froh über die innere Kraft, ohne die sie längst erfroren wäre. Eigentlich hätte sie richtig glücklich sein können. Sie erinnerte sich daran, wie alles begonnen hatte. Für sie war es nur ein

Abenteuerspiel gewesen. Und doch hatte sich dieses Spiel als ein Tor entpuppt, das man ihr geöffnet hatte.

Ebenso wie man es geöffnet hatte, würde man es wieder schließen; denn was zu tun sie gerufen worden war, das war getan. Und sie würde vergessen; denn sie war ein Mensch. Und Menschen vergessen nun mal die Belange der Seele sehr schnell. Schwere Tränen rannen über ihre Wangen. Sie wusste, dass ihr Abenteuer bald vorbei war. Und sie wusste, dass die Erinnerung an all das entschwinden würde. Dieses Wissen tat so verdammt weh. Es schmerzte in ihrem Herzen.

»Niemals werde ich Dich vergessen!«, stammelte sie, »niemals!« – und sie wusste, dass es eine verzweifelte Lüge war. »Endos!«, schrie sie und klammerte sich fest an den Zauberer. »Du kannst mich doch nicht ... ich liebe Dich ... warum ...?«

Zärtlich strich ihr Ceritravar über die Haare. ‚Das ist dein furchtbarer Kampf, dachte er, ‚und niemand kann dir in diesem Kampf beistehen‘. Seine Hände zitterten. Und er fühlte die Ungerechtigkeit in all dem schwingen. Es blieb ihm nichts als Schweigen.

Eben jener Folterknecht, dem Ceritravar die Finger verbrannt hatte, war es, der die eiserne Tür öffnete. Wirren Blickes starrte er die beiden an, wie sie schwach, unschuldig, zusammengekauert in der Ecke saßen.

»Raus!«, grollte er, »verschwindet, Ihr habt hier nichts mehr verloren. Haut endlich ab!«

Liessa sah zu ihm auf. Irgendwie hatte sie gehofft, dass er niemals kommen würde, dass die Tür auf ewig verschlossen bliebe. Hasste sie ihn dafür? – nein. Es lag gar nicht an ihm. Es war der Gang der Dinge.

Sie stand auf, reichte Ceritravar die Hand. Mit unendlich weicher Stimme dankte sie ihrem Befreier, der auf diesen Dank allerdings lieber verzichtet hätte. Die Schmerzen des Erwachens aus diesem dämonischen Albtraum erdrückten ihn. Sein Leben war verwirkt. Er war verwirrt, flehte sie an, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Doch Liessa lehnte liebevoll lachend ab. Da war nichts, was er für sie tun konnte!«

Als sie aus ihrem Verlies ans Licht kamen, staunten sie nicht schlecht. In der Festung hatte sich einiges verändert. Die Käfige waren weit geöffnet. Es gab keine Gefangenen mehr, wenigstens nicht sichtbar. In den Strassen herrschte ein reges Treiben. Die Menschen wollten nicht länger in dieser finsternen Umgebung bleiben. Sie packten ihre Habseligkeiten und zogen in großen Trecks den Berg hinab in eine hoffnungsvolle ungewisse Zukunft. Liessa sah sie aufrichtigen Herzens an. Niemand grüßte oder grollte. Die meisten zogen wie kleine Hunde, die auf Prügel warten, die Köpfe ein. Andererseits waren die Plätze zwischen den Mauern zu waffenstarrenden Lagern umfunktioniert worden. Stumm verrichteten die letzten in Margons Diensten verbliebenen Söldner die notwendigsten Arbeiten zur Verteidigung Walmortuas, warteten auf den Befehl zum Aufbruch.

»Wozu noch dieses sinnlose Blutvergießen?«, fragte sich Liessa und schüttelte verständnislos mit dem Kopf.

Vor dem äußeren Tor warteten bereits ihre Pferde. Jemand überreichte Liessa unter sichtlicher Verwirrung das Schwert des Gehörnten sowie all die Dinge, die ihr bei der Gefangennahme abgenommen worden waren. Dann machte sie sich mit Ceritravar auf den Weg die Wicca, Novagorn und die weißen Heere zu treffen.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit hatten sie das Heerlager erreicht. Nach einem beinahe festlichen Mahl, wurde Rat gehalten. Fürsten und Regenten, Magier, Wiccas waren zusammengekommen, diesen letzten vernichtenden Schlag gegen Margons törichte Vasallen-Armee zu führen. Jeder von ihnen wusste von zahllosen Gräueltaten des finsternen Herrschers zu berichten und beteuerte, dass man viel zu lange alles habe stumm über sich ergehen lassen.

Die halbe Nacht hatte Liessa geduldig zugehört. So furchtbar die Schilderungen auch waren, es entsetzte sie nicht mehr. Mit eigenen Augen hatte sie das grausame Spiel ansehen müssen. Als es aber um die Frage der Kampfaktik ging, konnte sie nicht mehr an sich halten. Der Kampf würde sich einzig zwischen den Zauberern entscheiden. Am Ende würden sich Margon und Ceritravar gegenüberstehen. Da bedurfte es keiner großen gerechten Armee, die alles niedermetzelte, was sich ihr in den Weg stellte.

Margons Vasallen waren doch jetzt schon am Ende. Niemand sah mehr einen Sinn in diesem Kampf. Niemand fühlte mehr Stolz, wollte mehr erobern, siegen.

»Gebt Ceritravar ein paar ehrenhafte Krieger!«, ermahnte sie den Rat, »von jedem Volk einen. Ihnen wird sich niemand in den Weg stellen. Wenn Ihr anders handelt, schürt Ihr nur die Angst. Und nur aus Angst töten sie weiter.«

Aljana stimmte Liessa zu; und dennoch entschied der Rat anders. Man wollte Margon endgültig in die Knie zwingen. Es durfte keinen finsternen Herrscher und keine grausame Armee mehr geben, die für die schwarze Seite jemals wieder die Waffen erheben würde.

„Was für heroische Helden!“, dachte Liessa, „einen gebrochenen Feind niederzustrecken.“

»Es sind Menschen, Feen, Elben wie wir!«, schrie sie wütend, »verzweifelte, gebrochene Kreaturen, denen man alles genommen hat, woran sie glaubten. Gehört Ihr denn jetzt auch schon zu den Rotten der Finsternis?«

»Wahrscheinlich!«, fügte sie traurig hinzu, »wahrscheinlich tut Ihr ihnen tatsächlich einen Gefallen, wenn Ihr sie hinterrücks ermordet. Dann müssen sie sich nicht mehr mit ihren eigenen Grausamkeiten auseinandersetzen. Ihr Mörder!« Hatte denn niemand begriffen, was wirklich geschehen war? Hatten denn alle Völker des Weltenbaumes ihr Gespür für das All-Eine verloren? All das Elend. All die Opfer. Die Farben waren vereint, waren wieder ineinandergefügt, wie es vor Äonen von Zeiten beschlossen worden war. Der Krieg, der Hass – das musste endlich aufhören. Liessa sprang auf und verließ zweifelnd die Versammlung.

Aljana und der Zauberer folgten ihr. Nach ein paar Metern hatten sie Liessa eingeholt und versuchten sie zu besänftigen, was ihnen jedoch nicht

besonders gut gelang. Schließlich wussten sie selber, wie Recht sie hatte. Am Ende setzten sie sich an eines der zahllosen Lagerfeuer und lenkten sich bis zum Morgengrauen mit belanglosen Unterhaltungen ab.

Als der Tag anbrach, wurden im Lager die Vorbereitungen für den letzten Angriff getroffen. Das feindliche Heer hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Man würde auf der großen Ebene aufeinander treffen. Liessa überreichte dem Zauberer mit einer feierlichen Geste das Schwert des Gehörnten. Er dankte ihr, doch er nahm es nicht. In diesem Punkt hatte sich selbst die Göttin nur eine Ahnung von den Möglichkeiten. Zauberer haben ihre eigenen Waffen. Nicht einmal ein Schwert wie dieses würde den Urkräften lange standhalten, die Zauberer benutzten. Außerdem hatte Liessa selbst noch eine schwierige Aufgabe zu bewältigen, für die sie die Klinge sicher gut gebrauchen konnte: Sartyria!

Margon würde das Monster in die Schlacht führen. Nur durch das Schwert des Gehörnten konnte es zur Strecke gebracht werden. Und für derlei Dinge hatte Ceritravar wirklich keine Zeit mehr.

»Wir werden dieses Untier gemeinsam besiegen!«, versicherte die Wicca, als sie die Furcht in Liessas Augen aufflackern sah. »Sartyria ist ein Geschöpf der Tiefe. Dorthin muss sie zurückkehren.«

Ein Stück des Weges ritten Liessa, Aljana und Ceritravar gemeinsam schweigend dem letzten Kampf entgegen. Die Sonne stand noch nicht sehr hoch, als sie die Ebene erreichten. Der Ceritravar verabschiedete sich mit einem knappen »So lebt denn wohl!« und stürmte davon. Liessa hatte nicht einmal Zeit gehabt sich von ihm zu verabschieden. Es war sicher besser so.

Am Horizont tauchten die ersten Berittenen auf. Wie Ameisen schienen sie sich über das Land zu ergießen.

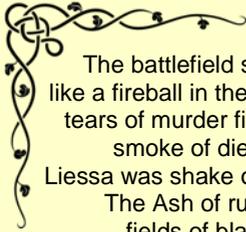
»Liessa, komm!« Aljana ritt geradewegs auf die Schlachtreihe zu. Sie hatte Sartyria entdeckt. »Wir wollen das Untier erreichen, bevor es größeren Schaden anrichten kann!«, prustete die Wicca.

Liessa stürmte hinter ihr her. Bald hatte sie Aljana eingeholt, überholt. Die Linke am Zügel, zog sie mit der rechten Hand das Schwert. Während die Wicca Mühe hatte, Liessas gestrecktem Galopp zu folgen, durchbrach Liessa bereits die feindlichen Linien. Niemand vermochte sie aufzuhalten.

Unmittelbar vor dem Monster brachte sie ihr Pferd zum Stehen, sprang herunter und stürmte schreiend auf das Untier los, das von hundert Pferdeführwerken an Ketten gehalten wurde. Gespannt warteten die Söldner, was geschehen würde. Sie hatten selbst zuviel Angst vor Sartyria, als dass auch nur einer daran gedachte hätte, die Ketten zu lösen. Wie ein gigantisches wankendes Bollwerk schwankte das Tier vor Liessa von einem Bein auf das andere. Wild fauchend riss und zerrte es an den Ketten, die zum Bersten gespannt waren. Plötzlich zersplitterten sie wie Streichhölzer. Die Männer stoben auseinander. Schriean vor Panik. Feuer und Schwefel dampften aus dem Rachen der Bestie heraus. Liessa wich ein paar Schritte zurück. Dann fasste sie das Schwert mit beiden Händen und ging langsam und unaufhaltsam vorwärts. Wieder spie das Monster. Die Klinge glühte. Sie glühte auf zu einem Stern, fing das Feuer und warf es zurück. Der Kopf des Monsters schoss nach

unten, Liessa die Waffe aus den Händen zu reißen und sie wegzuschleudern. Das Schwert war schneller. Mit einem kräftigen Hieb biss es dem Monster eine tiefe, klaffende Wunde in die Stirn. Sartyria tobte vor Schmerz, riss den Kopf herum, spie Feuer und verglühte das Land rings um sich herum. Die verbrannte Erde dampfte heiß. Die Luft war angespannt; unerträglich zu atmen. Bevor das Monster sich besinnen konnte, sprang Liessa auf eine der mächtigen Pranken zu und versetzte ihr einen weiteren Hieb. Schwarzes Blut brach brodelnd hervor.

## Sartyria



The battlefield seems  
like a fireball in the universe  
tears of murder fill the air  
smoke of dieing  
Liessa was shake of Sartyria  
The Ash of rumor  
fields of blare

Take your heard and fight to finish  
and fix off the beast in your eyes  
your stand on the stairway to earth  
by your final streaming in the night  
don't loose your life Liessa  
kick it to death and to hell

The sword bytes dashes  
into the heart of the beast  
poison of blood corrode the ground  
dragons ball exploding Liessa she is  
going down  
turning around to a final cut

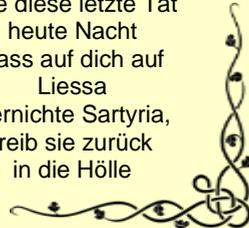
Take your sword  
and fight to finish  
and fix off the beast  
in your eyes  
your stand on the stairway  
to earth  
by your final streaming  
in the night  
don't loose  
your life Liessa  
kick it to death  
and to hell

Das Schlacht glich einem Feuerball,  
der durchs Universum jagt  
Tränen des Todes erstickten die Luft  
Der Geruch sinnlosen Mordens  
Liessa erschrak vor Sartyria  
Asche der Vernichtung  
Auf Schmerzstöhnende Feldern

Nimm dir ein Herz und beende diesen  
Kampf  
Töte das Monster – Sartyria  
Du stehst auf den Stufen zur Erde  
Tue diese letzte Tat – heute Nacht  
Pass auf dich auf – Liessa  
Vernichte Sartyria, treib sie zurück in  
die Hölle

Ihr Schwert biss Wunden  
in das Herz des Monsters  
giftiges Blut verätzte das Land  
Bomben explodierten – Liessa ging  
zu Boden  
Dreh dich um zum Gnadenstoß

Nimm dein Schwert und beende  
diesen Kampf  
Töte das Monster  
Sartyria  
Du stehst auf den  
Stufen zur Erde  
Tue diese letzte Tat  
heute Nacht  
Pass auf dich auf  
Liessa  
Vernichte Sartyria,  
treib sie zurück  
in die Hölle



»Liessa!«, schrie die Wicca.

Im letzten Moment sprang sie zur Seite. Ein Tropfen des grausig stinkenden Blutes hätte gereicht, sie ins Jenseits zu befördern. Die Bestie raste vor Schmerz, spannte die Nüstern, spie Feuer und Galle. Abermals fing die Klinge die tödlichen Flammen auf und schleuderte sie zurück. Die Wucht des Schlages schmetterte Liessa zu Boden. Sie versuchte aufzuspringen, rutschte. Sartyria hob die mächtige Pranke um Liessa zu zertreten. Wieder hieb die Klinge zu, hackte auf den mächtigen Schenkel ein. Liessa kam auf die Beine, erwischte das Tier am Hals. Die Wucht des Schlages war zu stark. Sie verlor die Klinge.

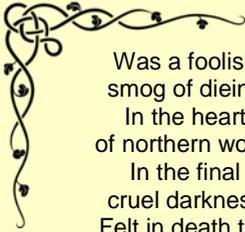
Sartyria bäumte sich auf. Unter unerträglichen Schmerzen spie sie ihre Wut in die verseuchte Luft. Das Schwert des Gehörnten war zu Boden gefallen, begraben unter dem tödlichen Blut der Bestie.

Verzweifelt wich Liessa zurück. Die einzige Waffe, die dieses Untier hätte vernichtet werden können, war verloren. Liessa rannte. Rannte um ihr Leben. Sie konnte nicht abschätzen, wie weit sie entfernt war, als ein tosender, grollender Donnerschrei die Erde sprengte. Liessa blieb fassungslos stehen, drehte sich um und sah, wie unter Sartyrias sich windendem Körper das Land zu einem Graben aufriss. Die Herrin hatte durch Gweldalär eine eigene Lösung gefunden. Das heilige Schwert hatte den Boden geöffnet. Wild fauchte die Bestie um sich, wand sich unter grausamen Schmerzen, tobte, raste. Dann brach sie in den endlosen Graben ein und versank in der unendlichen Tiefe der alten Welt.

Heißer, schwarzer Dampf stieg aus dem Loch empor, verfestigte sich zu glühender Lava, die sich bald über die halbe Ebene ergoss. Hoch in den Himmel spritzten die zischenden Flammensteine, um über der Ebene unter höllischem Lärm niederzuprasseln.

»Komm jetzt!«, rief die Wicca. Sie hielt die Pferde und stand wohl schon eine ganze Weile neben Liessa, die den Mund nicht mehr schloss. Sie flohen vor der Lava; ebenso die Söldner Margons und die Krieger der weißen Heere. Sie alle hatten den Kampf vergessen, ihre Waffen weggeworfen. Jeder rannte um sein Leben.

## Fall of margon



Was a foolish  
smog of dieing  
In the heart  
of northern wood  
In the final  
cruel darkness  
Felt in death the  
bad and good

Was a fool of crying thunder  
And a crash of ballroom blitz  
Where their mother was the horror  
And the bustards were her kids

Ceritravar – don't loose your life  
Ceritravar – fix up the fool in your  
eyes  
Ceritravar – standing on stairway to  
hell

Ceritravar – burn out this fool  
Kick him to death and to hell

Ceritravar – crying as loud as the  
storm  
Ceritravar – fight as a major of law  
Ceritravar – devil will hit you tonight  
Ceritravar – that is your fight  
Kick him to hell

Then the heaven was in dust  
And so the clouds were sticky slums  
Bloody Margon was the leader  
And the fear would overcome

Then Berserker came near and  
nearer  
Raised and beat to hit their heads  
When the thunder bore a wizard  
He would spell the trolls to death

Ein teuflischer Dunst des Todes  
Lag über den Wäldern  
In einer letzten grausamen Schlacht  
Starben tausende, Gute wie Böse

Ein Furcht erregendes Donnerrollen  
Ein Blitz fuhr vom Himmel  
Ihre Mutter war der Horror  
Monster ihre Kinder

Ceritravar –pass auf dich auf  
Ceritravar – behalte das Böse im  
Auge  
Ceritravar – du stehst auf den Stufen  
zur Hölle

Ceritravar – brenne das Übel aus  
Schicke es zurück in die Hölle

Ceritravar – Erhebe deine gewaltige  
Stimme

Ceritravar – kämpfe für die  
Gerechtigkeit  
Ceritravar - die Finsternis will dich  
vernichten

Ceritravar – dies ist dein Kampf  
Schicke das Böse zurück in die Hölle

Plötzlich erstickten Wolken von  
giftigem Staub  
Den Himmel

Der finstere Margon führte seine  
Truppen  
Und die Furcht überrollte das Land

Berserker nahten  
unaufhaltsam  
Ein Donnerschlag  
raste auf sie herab  
Aus dem Donner  
erschien der Zauberer  
Schickte sie zurück  
in die Hölle



Ceritravar hatte den finsternen Herrscher auf einem benachbarten Hügel gestellt. Ein wilder Kampf war zwischen den Zauberern entbrannt. Ihre Gedanken setzten Wellen in Bewegung, die bis in die tiefsten Tiefen des Universums heftige Schwingungen auslösten. Struktur und Resonanz der Schwingungen versetzten dem Gegner Schläge von einem Ausmaß das selbst dem finsternen Walmortua der Einsturz drohte. Rein äußerlich hatte die Szenerie wenig von Kampf. Zwei mächtige Männer standen sich gegenüber. Konzentriert, mit verkrampften Händen, die sie gen Himmel streckten. Sie schleuderten keine Blitze, rangen nicht mit Worten, klirrten nicht mit schweren, grimmigen Klingen. Sie standen einfach da.

Schmerzverzerrt brach Margon plötzlich zusammen. Sank in die Knie. Ließ die Arme hängen. Stöhnte. Seine Macht war gebrochen. In wenigen Augenblicken hatte ihn das Alter gezeichnet. Er kippte tot zur Seite.

Und auch Ceritravar sank nun zu Boden. Seine weißen Hände zitterten. Die Lider zuckten. Ein letztes Mal atmete er die Tiefe dieser Welt, öffnete die müden Augen und blickte über das Land. Es war ein schönes Land. Er liebte dieses Land. Er hatte es immer geliebt. Wärme und Stille ergossen sich über seine Seele. Der weiche Strom der Sehnsucht erfüllte sein Herz.

Liessa kam ihm in den Sinn. Er hatte sie sehr gemocht. Dann wanderten seine Gedanken zu Aljana. Wie sehr suchte er ihre Nähe in diesen letzten schweren Augenblicken irdischen Daseins. Die Wicca war nicht da. Sie war niemals da gewesen, wenn er sie hatte bei sich haben wollen. Warum hatte er ihr nie gesagt, wie sehr er sie liebte?

„Gutes Land“, war sein allerletzter Gedanke, „es ist an der Zeit, dir diesen Körper zurückzugeben. Nimm meine Kraft, wie ich deine Kraft genommen habe. Nimm meine Liebe, wie ich deine Liebe genommen habe und wachse, indem ich vergehe.“

Ein allerletztes Mal schloss er diese irdenen Augen.

Als Aljana und Liessa auf den Hügel kamen, war er bereits tot. Es gab keinen Leichnam. Sie fanden weder Margon von Ceritravar. Die Erde hatte sich ihrer längst angenommen.

Aljana atmete tief an diesem Ort. Sie spürte die Schwingungen. Der Kampf war vorbei. Die guten Mächte im Universum hatten gesiegt.

Die Wicca nahm Liessa in die Arme. Sie drückte sie wie eine Tochter und fragte sich, warum sie eigentlich nie das Bedürfnis nach einem eigenen Kind verspürt hatte? Sie hielt Liessa fest. Doch tatsächlich hielt Liessa sie. Es gab keine Worte mehr zwischen ihnen.



Lange hatte Liessa schweigend am Ufer des kleinen Sees gesessen, den sie den Sehnsuchtssee nannten, hatte dem Spiel eines lauen Sommerwindes zugesehen, wie er die Wogen des Wassers zärtlich streichelte, wie sie unter den leichten, kitzelnden Berührungen sanft erzitterten. Es war ein Bild innerer Ruhe, ein Anblick von anmutender Schönheit. Es war der Friede selbst. Dieser Ort, tief im Herzen des Waldes, war erfüllt von Frieden, von Liebe. Liessa hatte ihn vor vielen Leben entdeckt und war nun für den Flügelschlag eines Schmetterlings zurückgekehrt.

Der Tag neigte sich dem Ende. Im Westen vertropfte eine glühende Sonne ihre leuchtende Kraft über einen klaren, flimmernden Himmel. Liessa saß unter der alten Weide. Sie liebte diese Weide. Sie saß nur da und genoss die schillernden Reflektionen des Sonnenuntergangs auf dem See.

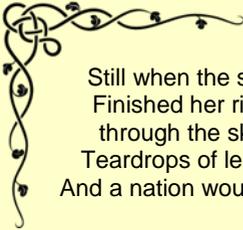
Von der gegenüberliegenden Steilwand fielen tiefe Schatten in die klaren Wasser. Der Wind hatte sich gelegt. Die Umgebung war in inneres Schweigen versunken und Liessa mit ihr. Die offenen Augen verschwammen in der unendlichen Schönheit dieser Welt.

Die Ohren lauschten dem lautlosen Knistern der angespannten Luft. Der frische Duft der Gräser betörte die Sinne. Und doch – Liessa nahm all dies nicht mehr wirklich wahr. Sie hatte die Siegesfeierlichkeiten verlassen. Ihr war nicht nach Feiern zu Mute. Liessa musste an Endos denken.

So saß sie unter der alten Weide und fühlte ihn ganz dicht neben sich. Es zerriss ihr fast das Herz. Warum hatte das alles nur geschehen müssen? Und warum hatte es ausgerechnet ihn getroffen. Ausgerechnet ihn.

Tränen bitterer Einsamkeit rannen hinab. Sie krallte sich an den alten Baum, suchte Trost, sehnte sich nach Endos. Tief in ihre Verzweigung versunken vernahm sie kaum das Spiel des Windes mit der Weide, wie es Liessa in Schlaf wiegte.

## Tears of leave



Still when the sun  
Finished her rise  
through the sky  
Teardrops of leave  
And a nation would cry

Still when the day ended  
In sad melancholy  
Farewell war near

No one could change destiny

Liessa its time  
To turn back to your home – now

Whispered the wizard  
And brandished his wand  
Wizzled a spell

The dwarfs ringed the bell  
Liessa was sliding in dreams  
In deep tiredness  
Forgetting the wizard  
Forgetting the elves

When she would awake  
She should never know.  
... forgotten the love  
in her heart?

Gerade als die Sonne  
Ihre Bahn am Himmel beschloss  
Rannen die Tränen der Trennung  
Und eine Nation weinte

Gerade als der Tag  
In sentimentaler  
Melancholie endete  
Kam der Abschied

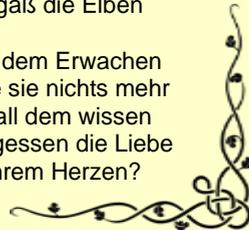
Niemand konnte dies ändern

Liessa, es ist Zeit  
nach Hause zurückzukehren

Der Zauberer flüsterte  
Und hob seinen Zauberstab  
Dann sprach er den Zauberspruch

Die Zwerge läuteten die Glocke  
Liessa übermannte die Müdigkeit  
Sie glitt in einen tiefen Traum  
Vergaß den Zauberer  
Vergaß die Elben

Nach dem Erwachen  
Würde sie nichts mehr  
von all dem wissen  
... vergessen die Liebe  
in ihrem Herzen?





Das Zwielficht eines neuen Tages war hereingebrochen als Liessa aus einem unruhigen Traum erwachte. Es dauerte eine Weile, bis sie bei völliger Besinnung war, bis sie die Orientierung wieder gefunden hatte.

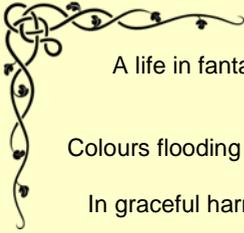
Für einen Augenblick glaubte sie sich zu erinnern. Sie klammerte sich an etwas, das sie nicht fassen konnte, das sich ihr wie durch einen Schleier zu entziehen suchte.

»Nein!«, stöhnte ihre innere Stimme, »es ist wahr. Es war kein Traum. Ich weiß doch, dass es wahr ist! Bitte lass es nicht vorbeigehen!«

Sie konnte sich nicht mehr erinnern. Sie wusste nicht einmal mehr, warum sie die Nacht an dem kleinen See verbracht hatte. Sie konnte sich einfach nicht mehr erinnern. Eine einsame letzte salzige Träne rann ihr über die Wange. Sie sammelte diese Träne mit der Zunge ein.

Diese Träne schmeckte nach Abenteuer, nach Sehnsucht, vor allem aber nach den Freunden aus einer fernen, nahen Welt!

## Epilogue



A life in fantasy

Colours flooding the fog

In graceful harmony

Between the sun,  
the land,  
the rock

Feeling the dawn

And the wonder  
is born

To surprise

Ein Leben in den  
Welten der Fantasie

Farben erfüllen den Nebel

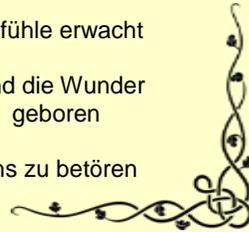
Es herrscht wundersame Harmonie

Zwischen Sonne,  
Fels  
und  
Land

Gefühle erwacht

Sind die Wunder  
geboren

Uns zu betören





der Spiegel verblasst  
**Verbindungen der Welt**  
erscheinen wider Ahnungen  
nur ein Hauch

der Seele  
Verlangen  
aus Sehnen  
und Drängen

nicht Trug?

**noch Rauch**

**s**chaut tiefer dir  
in den Ätherleib

**bist dorthin entrückt**

**froh dir die Gedanken**

**du weißt**

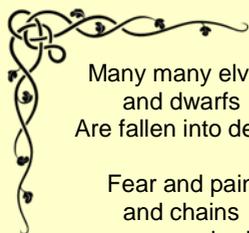
**denn wusstest**

**immerdar**

**der Blick in die Spiegel**

**er öffnet jede Tür**

In Memoriam to Endos:



Many many elves  
and dwarfs  
Are fallen into death

Fear and pain  
and chains  
are smashed  
The blood ran  
through our crest

Since the help of Endos  
We would never never live  
His death shall be the glory  
Every time

My soul is set in lightning  
Life will go, my way is done

Don't be sad – I'll save our love  
Remember me like the sun

Endos – we know  
You shouldn't go  
We've got your duty  
We're living your thought  
Liessa don't cry  
He had to die  
Walking to ocean of gods

Set my words into fire  
You're my fond of fantasy  
Dream my face in illusion  
Mirror is smashed  
When you'll awake

Endos – we know ...

Zu viele Elben und Zwerge  
Waren in diesem Kampf gefallen

Doch am Ende  
war die Dynastie des Blutes  
Vernichtend geschlagen

Ohne Endos Hilfe  
Wäre keiner von uns  
am Leben geblieben  
Ihm sei Ehre  
Alle Zeit

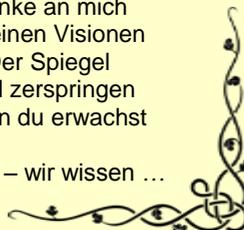
Meine Seele schimmert hell  
Das Leben ist vorbei, das Schicksal  
erfüllt

Sei nicht traurig – ich bewahre uns Liebe  
Erinnere dich meiner, wie der Sonne des  
Sommers

Endos – wir wissen  
Dass du in uns weiterlebst  
Wir haben deine Aufgabe beendet  
Wir werden deine Gedanken erfüllen  
Liessa, weine nicht  
Es war sein Schicksal  
Er geht nun zu seinen Göttern

Meine Worte werden  
wie Feuer sein  
Du bist der Schatz  
meiner Träume  
Denke an mich  
in deinen Visionen  
Der Spiegel  
wird zerspringen  
Wenn du erwachst

Endos – wir wissen ...





Soviel nur können wir berichten von den  
Dingen, die zwischen den Welten geschahen.

Noch immer ist es uns vergönnt zu reisen am  
Stamme des Baumes, den wir Yggdrasil  
nennen und wir genießen es.

Die Sterne sind unsere Zeugen.

Ihr Glanz erleuchtet seit Äonen von Zeiten die  
eine wie die andere Welt. Sie allein haben  
Welten wachsen sehn. Sie allein werden am  
letzten Tag des Universums sich als letzte  
aus der Gemeinschaft in das All-Eine fügen.

Und sie allein vom Alpha bis zum Omega, von  
Anbeginn bis zur Vollendung werden wissen:  
es war eine aufregende, eine gute Zeit; diese  
Zeit zwischen den Welten, die sich schließt an  
jenem Schlussendlichen Tag!

Eliasar, der Harfner  
Mnemandhana, die elbische Harfe

## Lieber Dank für die Unterstützung

Eine lange Liste von Freunden, verschollenen Weggefährten, die im Rahmen der Entwicklung dieser Geschichte eine große Bedeutung hatten und Familienangehörigen, die meine imaginären Reisen durch die Mannigfaltigkeit der Welten seit Jahrzehnten gleichmütig erdulden, wäre es wert an dieser Stelle Erwähnung zu finden. Diese würde jedoch den Rahmen sprengen. Dennoch möge sich hier die eine oder andere Person angesprochen fühlen und auch die eine oder andere Erinnerung wiederfinden.

So bleibt mir vor allem die Freude jenen zu danken, die mich in dieser letzten Phase der Erstellung begleiteten:

Tayfun Öztürk

Für die Erstellung des Covers und vor allem seine umfangreichen Tipps und Hilfen für das Layout

Thomas Körber (SoundDesign)

Diesmal stand nicht der Sound im Vordergrund wie bei vielen vorangegangenen Projekten. Dafür erstellt Thomas die Bilder innerhalb des Buches mit demselben Enthusiasmus, den wir von seinen Kompositionen und Arrangements kennen und lieben.

Kamila Thüne

Die Braut, die sich was traut, stand Patin für das Cover

Euch allen danke ich von Herzen







Frank Körber, geboren 1959 in Göttingen, der Stadt des Hainbundes, der Sagen und Legenden aufgewachsen zwischen den Märchen der Brüder Grimm und den zarten Gedichten des Novalis erlernte ursprünglich den Beruf des Buchhändlers.

Er arbeitet heute als Musiker, Schriftsteller und Lyriker. Seit 1993 entstanden CDs verschiedener Musikstile u.a. die musikalisch inszenierten Aktionslesungen Esoterica und »Das Weihnachtsgeisterschiff«.

Literarisch beschäftigt er sich intensiv mit den Themenkreisen germanischer und keltischer Mythologie. Erste Romane in diesem Genre »Nornenfieber«, erschienen in 2002, »Elfenheim« erschienen 2003.

Weitere Aktivitäten führten ihn in den Jahren 2000 – 2002 als Radiomoderator in das Stadtradio Göttingen, als Publizist mit Rezensionen und Veranstaltungskritiken von 2002 – 2005 zum Publiker-Magazin, Göttingen.

In direktem Zusammenhang zu den Recherchen des vorliegenden Romans lernte Frank Körber Techniken des astralen und schamanischen Reisens und praktiziert seit etwa drei Jahren die Energiearbeit mit Reiki. Hieraus erschließen sich auch die Schwingungs- und Farbenlehre der Chakren, die für »Die Schwingen des Lichtes« von elementarer Bedeutung sind.

Weitere Informationen über Frank Körber, Pressestimmen, Leseproben etc. finden Sie im Internet unter:

[www.dichterbund.de](http://www.dichterbund.de)



## Die Schwingen des Lichtes

Wenn die Farben erloschen sind  
beginnt die Finsternis

Unsere Welt, die wir Erde nennen  
ist nur eine von vielen im System des  
All-Einen. Wenige Jahrhunderte in der  
Menschheitsgeschichte wollten wir uns  
glauben machen, wir seien die Einzigen –  
von Gottes Gnaden!

Jetzt, da das alte Wissen zurückgekehrt ist,  
beginnen wir zu begreifen, in welchen Konflikt  
wir seit langem verstrickt sind. Die Regenbogen-  
brücke »Bilfröst« ist gefunden, der »Brunnen der  
Nornen« befindet sich direkt unter unseren Füßen.  
Die Asen erwachen, erfüllen die Prophezeiung,  
Elben sterben am kalten Tod. Die Welten sind in  
Aufruhr. Die Farben verblassen, das Universum  
versinkt in Dunkelheit. All das nur ein  
Adventuregame?  
Wir hofften es wäre so ...

Ein Fantasy-Roman, zu nah an der Realität